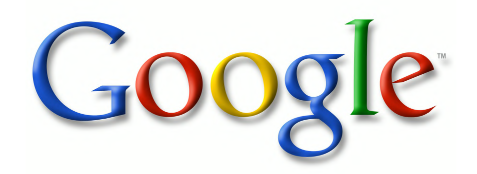
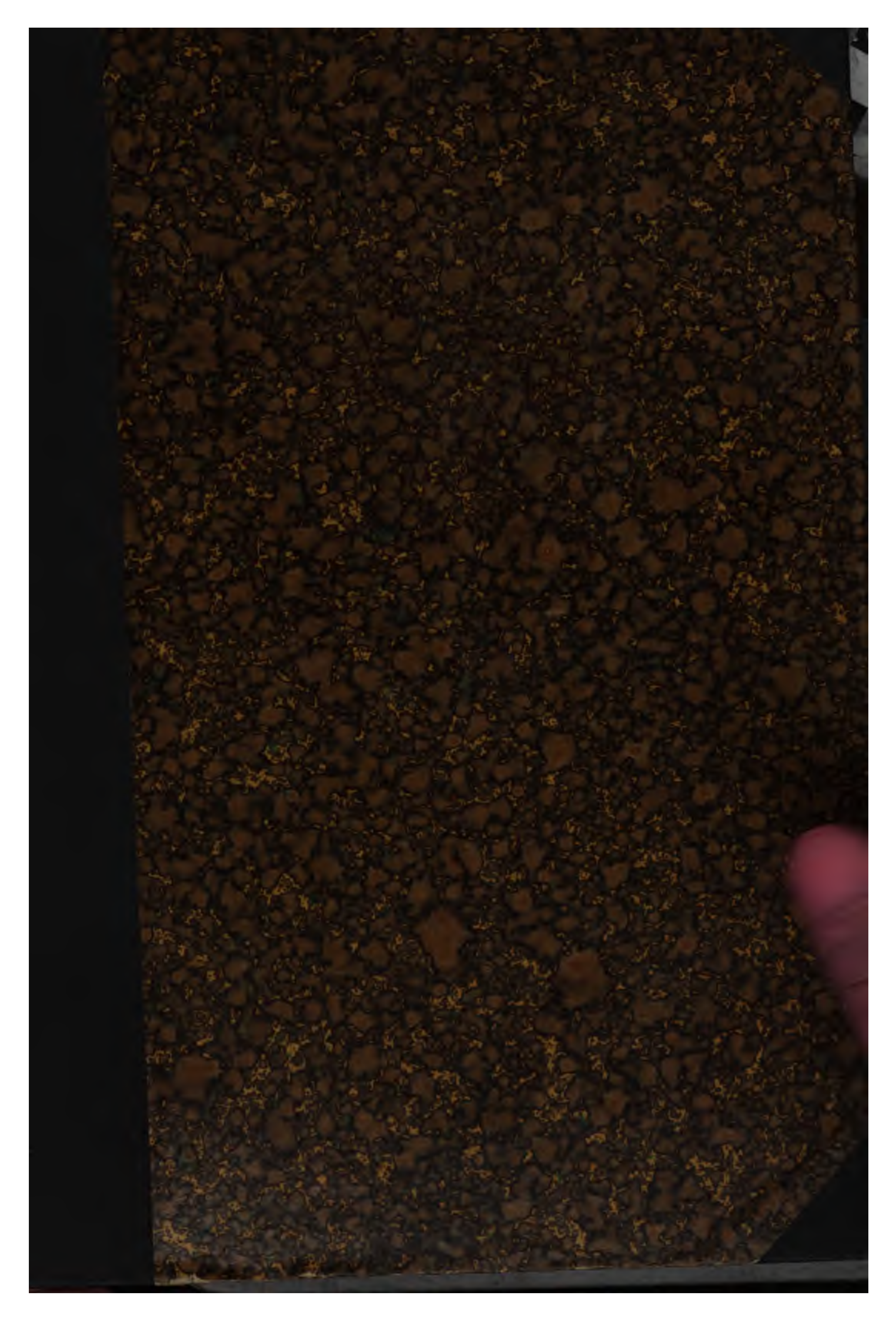
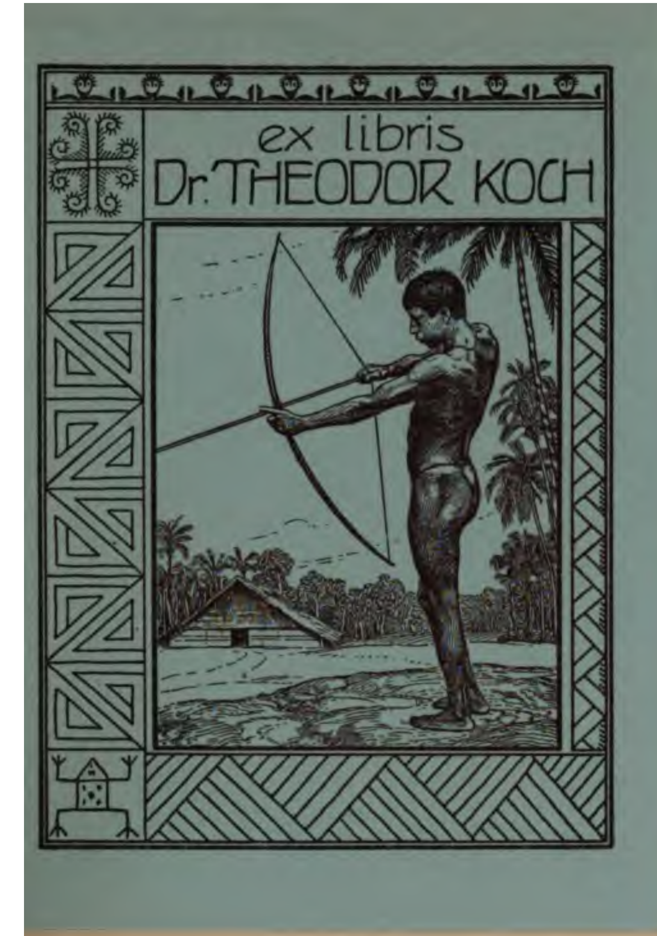
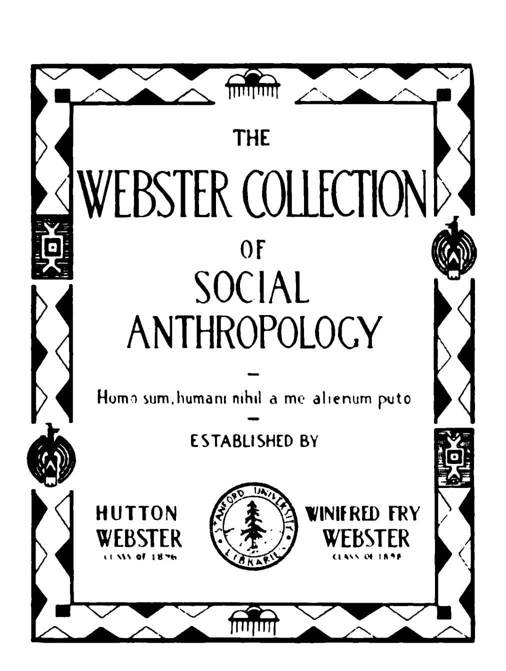





ex libris
Dr. THEODOR KOCH







Lith. Anst. v. H. Arnold, Leipzig.

Die deutsche Station Tschintschotscho.

DIE

# LOANGO-EXPEDITION

AUSGESANDT VON DER

DEUTSCHEN GESELLSCHAFT ZUR ERFORSCHUNG AEQUATORIAL-AFRICAS

## 1873—1876.

EIN REISEWERK IN DREI ABTHEILUNGEN

VON

**PAUL GÜSSFELDT, JULIUS FALKENSTEIN, EDUARD PECHUËL-LOESCHE.**

MIT ILLUSTRATIONEN

GEZEICHNET VON

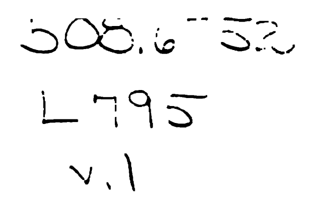
**A. GÖRING, M. LAEMMEL, G. MÜTZEL.**



LEIPZIG.

VERLAG VON PAUL FROHBERG.

1879.






Druck von Bär & Hermann in Leipzig.

# VORREDE.

Das vorliegende Reisewerk bespricht die Verhältnisse der Loangoküste. Die Verfasser gehörten, der eine als Führer, die beiden anderen als Mitglieder, der ersten Expedition an, welche die „Deutsche Gesellschaft zur Erforschung Aequatorial-Africas" im Jahre 1873 aussandte und 1876 zurückberief.

In den Kreisen, welche unsere Bestrebungen verfolgt haben, gilt es für ausgemacht, dass über unserer Expedition ein besonderer Unstern gewaltet hat; die Meinungen gehen nur in sofern auseinander, als die Einen in den Personen die Gründe finden zu müssen glauben, welche die Anderen in den Verhältnissen selbst erblicken. Daher hat sich dieses Buch die Aufgabe gestellt, den Gang der Dinge mit Wahrhaftigkeit darzustellen und die erhaltenen wissenschaftlichen Resultate zusammenzufassen. Nicht um den Versuch einer Rechtfertigung handelt es sich, sondern um die Erfüllung einer Pflicht, sowol der Wissenschaft gegenüber, der wir die Mittheilung unserer erworbenen Kenntnisse schuldig sind, wie dem Kaiser, den Fürsten und der Nation gegenüber, die uns huldvoll und grossmüthig die Mittel gewährten und unsern Dank in Form der

Arbeit beanspruchen dürfen. In diesem Sinne haben sich der Führer und die ihm nächst stehenden Mitglieder der Expedition in der Heimat nochmals zu gemeinschaftlichem Wirken vereinigt, und Jeder von ihnen hat, zum Theil mit Benutzung des Materials seiner Gefährten, einen Abschnitt des Werkes selbständig bearbeitet.

Es kamen mehrere Umstände zusammen, dass wir erst jetzt, zwei und ein halbes Jahr nach dem Ablauf unserer Mission, mit einer Veröffentlichung hervortreten. Nach der Rückkehr aus Westafrica begab sich Dr. Güssfeldt noch einmal ausser Landes, um in dem belebenden Klima der Arabischen Wüste seine Gesundheit wieder herzustellen und die lähmenden Einflüsse mannigfacher Enttäuschungen zu überwinden. Erst nachdem die Resultate dieser neuen Reise ausgearbeitet waren, wurde von ihm, von Dr. Falkenstein, und Dr. Pechuël-Loesche der Plan für das vorliegende Werk der Loango-Expedition festgesetzt. Die Manuscripte waren in der vereinbarten Zeit vollendet, aber die Herstellung der Illustrationen verzögerte das Erscheinen unserer Arbeit um ein Bedeutendes. Wir bedauern den Aufschub nicht, denn das Schicksal unserer Expedition ist so geartet, dass eine von den Betheiligten unternommene Schilderung nur gewinnen kann, wenn die Zeit besänftigend entfernte, was die Rücksichtslosigkeit des Unmuths nicht verschweigen mochte.

Das vorliegende in sich abgeschlossene und für einen grösseren Leserkreis bestimmte Werk der Expedition über Loango zerfällt in drei Abtheilungen, deren erste von Dr. Güssfeldt, deren zweite von Dr. Falkenstein, deren dritte von Dr. Pechuël-Loesche verfasst worden ist. Der Gesammtinhalt begreift die Geschichte der Loango-Expedition, die mit der Erforschung des unbekannten Landes verknüpften persönlichen Erlebnisse der Betheiligten und die Resultate auf physika-

lischem, naturhistorischem, medicinischem, geographischem und ethnologischem Gebiete. In welcher Weise die Trennung dieser Materien stattgefunden hat, erhellt aus dem jeder Abtheilung vorangesetzten Vorwort.

Damit den drei Verfassern so viel Freiheit in der Behandlung ihres Stoffes verbliebe, wie nur irgend mit dem einheitlichen Charakter des Buches vereinbar war, erschien es wünschenswerth, dass einem Jeden die Verantwortlichkeit für den Inhalt des von ihm verfassten Theiles allein zufiele.

Die Illustrationen sollen die Anschauung des Lesers unterstützen, nichts weiter. Deshalb ist lediglich auf Treue und gewissenhafte Ausführung Rücksicht genommen, und sind die dem angestrebten Zweck gefährlichsten Klippen, die sensationelle Uebertreibung und die künstlerische Idealisirung, mit Bedacht vermieden worden. Es wird überdies dem Werke ein besonderes Verzeichniss der Abbildungen nebst solchen kritischen Erläuterungen beigegeben, wie sie für das volle Verständniss der dargestellten fremdartigen Formen wünschenswerth sind. Die Originale, welche den reproducirenden Künstlern vorlagen, sind sämmtlich an Ort und Stelle entstanden; den einen Theil derselben lieferte Dr. Falkenstein, mit den von ihm aufgenommenen Photographieen, den anderen Dr. Pechuël-Loesche mit seinen in Westafrica entworfenen und ausgeführten Aquarellen. Die Grösse der Herstellungskosten legte uns leider eine Beschränkung in der Zahl der Illustrationen auf, so dass nur ein sehr geringer Theil des vorhandenen Materials zur Verwendung kommen konnte.

Die Karte ist von einem bewährten Kartographen Deutschlands, Herrn Dr. Henry Lange, auf Grund der von Dr. Güssfeldt vorgenommenen astronomischen Ortsbestimmungen und

Vermessungen gezeichnet worden. Bei der Schreibweise der africanischen Namen haben wir uns der Gesetze für die Aussprache des Deutschen bedient.

Der geschäftlichen Mühewaltung sowol wie der Redaction des Werkes und der Sorge um die Herstellung der Illustrationen hat sich Dr. Pechuël-Loesche allein unterzogen und dadurch seinen Gefährten ein Opfer an Zeit und Arbeit gebracht, das diese nicht stillschweigend hinnehmen dürfen.

Dem Herrn Verleger sind die drei Verfasser zu aufrichtigem Danke verpflichtet. Er vereinte seine Bemühungen mit den ihrigen und denen der Künstler, um auch durch äussere Ausstattung das Werk des Leserkreises würdig zu machen, für welchen dasselbe bestimmt ist.



Fächerpalme (Hyphaene guineensis).

DIE

# LOANGO-EXPEDITION.

ERSTE ABTHEILUNG

VON

DR. PAUL GÜSSFELDT.




LEIPZIG.
VERLAG VON PAUL FROHBERG.
1879.

# VORREDE ZUR ERSTEN ABTHEILUNG.

Die Aufgabe, welche dem ersten Theil dieses Werkes zugefallen ist, beschränkt sich auf einen geschichtlichen Abriss der mir anvertrauten Expedition, auf die Erzählung meiner Reisen und auf die Mittheilung der an dieselben geknüpften Beobachtungen. In der Erkenntniss, dass ein Reisender nicht alle Disciplinen berücksichtigen kann, und dass das Hauptverlangen bei einem Betreten unbekannter Gegenden auf topographisches Material gerichtet ist, hatte ich mich mit Vorliebe nach dieser Richtung hin beschäftigt. Wie weit ich anderen Beobachtungen auf meinen Reisen habe gerecht werden können, muss aus der Schilderung der letzteren hervorgehen. Dass ich vielfach die Form der tagebuchartigen Erzählung gewählt, dass ich den höheren Standpunct, bei welchem die Person des Beobachters und seine Erlebnisse ganz vor der sachlichen Darlegung der Verhältnisse verschwinden, in dem Buche nicht eingenommen habe, drängt mich zu einem Wort der Entschuldigung. Einer der drei Gründe, die sich anführen lassen, liegt in der Art der Vertheilung des Stoffes unter die drei Herausgeber: bei dieser sind mir gerade die einer allgemeineren Behandlung fähigen Capitel über Ethnologie und physikalische Geographie Loangos nicht zugefallen. Der zweite Grund ist der, dass ohne die Schilderung der persönlichen Erlebnisse ein Verständniss der eigenthümlichen bisher unbesiegten Schwierigkeiten vom Leser nicht erwartet werden kann; denn das Wesen derselben lässt sich weniger durch allgemeine Worte als durch Vorgänge erläutern; es muss jedoch erläutert werden sowol um zukünftiger Unternehmungen willen, als wegen der scharfen Beleuchtung, in die es die Sitten und Anschauungen der Eingeborenen stellt. Wenn dadurch freilich die eigene Person zeitweilig ungebührlich in den Vordergrund gedrängt wird, so ist sie für das Verständniss des Lesers doch nichts Anderes als

das Gerüst welches man abträgt, sobald das Haus fertig ist. Der andere Grund liegt in der Unvollständigkeit unserer bei dem blossen Durchwanderung durch ein Gebiet zu erwerbenden Kenntnisse. Für ein Land, das zum ersten Mal von einem Europäer betreten wird, in welchem ausserdem dem Reisenden nur eine äusserst beschränkte Freiheit der Bewegung gestattet ist, wo die beste Kraft durch das Wegräumen äusserer Schwierigkeiten, zum Theil auch durch körperliche Leiden verbraucht wird, lässt sich von einer einzigen Reise nichts Vollendetes erwarten. Die Kenntniss, noch zu schwach, um auf eigenen Füssen stehen zu können, bedarf der Anlehnung an die Mittel, durch welche sie erlangt wurde, und indem sie sich in das bescheidene Gewand der erzählenden Reisebeschreibung hüllt, sündigt sie wenigstens nicht durch Behauptungen, deren allgemeine Gültigkeit noch zu erweisen ist.

Diese Erwägungen waren massgebend für die Form, welche die Arbeit im Folgenden erhalten hat.

# INHALT DER ERSTEN ABTHEILUNG.

## Inhalt zur ersten Abtheilung.

# EINLEITUNG.

Der Plan des Unternehmens, welches mich im Frühjahr 1873 nach Westafrica führte, wurde bereits im Jahre 1872 gefasst. Dr. Schweinfurth war von seiner Reise zu den Niam Niam und Monbuttu zurückgekehrt; er hatte die erste sichere Kunde von Ländern gebracht, die von Osten her erreicht, im äquatorialen Gürtel gelegen, durch ihr geographisches Gepräge auf den Eintritt in die grosse unbekannte westafricanische Provinz deuteten. Ein von dem Reisenden entdeckter Strom, der Uëlle, wälzte seine Fluten nach Westen, aber Niemand vermochte anzugeben, unter welchem bekannten Namen er nach seinem langen, unbekannten Laufe wieder auftauchte. Fast gleichzeitig langten auch Nachrichten des Jahre lang verschollenen Dr. Livingstone an, der von der südlichen äquatorialen Zone eine analoge Entdeckung meldete wie Dr. Schweinfurth von der nördlichen. Der greise Held hatte den Lualaba entdeckt, einen Fluss, dem die Geographie ebenso rathlos gegenüber stand, wie dem Uëlle. Diese neue Bereicherung unserer Kenntniss durch die beiden eminenten Reisenden, an sich selbst schon äusserst werthvoll, erhielt ihre höhere Bedeutung durch den gewaltigen Impuls, den sie der africanischen Forschung ertheilte. Das Licht der jüngsten Entdeckungen hatte angefangen eine bis dahin absolute Finsterniss zu verdrängen, aber gerade dieser Umstand grenzte mit doppelter Schärfe die weiten Räume ab, über denen noch tiefes Dunkel lag. Denn von den oberen Stromläufen des Uëlle und des Lualaba zog sich westlich bis an das atlantische Meer hin ein zu beiden Seiten des Aequators ausgebreiteter Gürtel völlig unbekannten Landes, ein Gebiet, mit dessen Erforschung das Räthsel der Stromläufe und des orographischen Baues Africas stand oder fiel.

Der Moment schien gekommen, diese grosse Aufgabe in Angriff zu nehmen und zwar von da aus, wo das unbekannte Land noch unmittelbar vom Meere bespült wurde, d. h. von der äquatorialen West-

hingewiesen, und ich war entschlossen, eine Reise dorthin zu unternehmen, das Gebiet zwischen dem Aequator und der Congo-Mündung — speciell die Loangoküste — zu exploriren und die Möglichkeit eines weiteren Vordringens zu prüfen, eventuell zu benutzen. Da trat Bastian mit seinem grossen Plan der systematischen Erforschung Aequatorial-Africas hervor, und seine zündende Beredtsamkeit wusste es mir als das höhere Ziel hinzustellen, eine unbeachtete, aber unabhängige Stellung aufzugeben und in den Dienst der grösseren, von Kaiser und Reich gestützten Sache zu treten.

So übernahm ich die Führung der ersten auszusendenden Expedition.

Als meine Auftraggeber hatte ich die „Deutsche Gesellschaft zur Erforschung Aequatorial-Africas“ anzusehen. Diese Gesellschaft wurde durch Bastian unter Mitwirkung der sämmtlichen geographischen Vereine Deutschlands im April 1873 in's Leben gerufen und war fortan das berufene Organ für die deutschen Forschungsbestrebungen auf africanischem Boden. Ihrer Verwaltung wurden alle gezeichneten Summen übergeben, von ihrem Ermessen hieng die Auswahl der Reisenden in Europa, die Bestimmung der für dieselben gültigen Directiven in Africa ab. Ihre Macht war ein zweischneidiges Schwert: auf der einen Seite die bedeutenden Geldmittel, durch die sie ihren Sendlingen ein thatkräftiges Handeln ermöglichte, auf der anderen die discretionäre Gewalt diesen gegenüber. Die Reisenden — in dem Bewusstsein, dass das Band, an dem sie flatterten, zwar lang sei, aber jederzeit straff angezogen werden könne — mussten nothwendiger Weise jene Unbefangenheit einbüssen, deren man bedarf, um jeden sich darbietenden Vortheil frisch wahrzunehmen; denn der schlimmste Feind aller Unternehmungslust ist das Gefühl der Verantwortlichkeit. Dasselbe wirkt doppelt bedrückend, wenn man bedenkt, dass eine Verständigung mit der fern vom Forschungsgebiet existirenden Oberleitung den Zeitaufwand vieler Monate erfordert, dass in diesem langen Intervall die Thatsachen, die der Verständigung zu Grunde lagen, längst hinfällig geworden, dass die aus der Heimat eintreffenden Instructionen durch die rollende Zeit längst überholt sind, und dass dem Reisenden nur die Wahl bleibt, ob er von seiner Sachkenntniss oder von seinem Pflichtgefühl die bessere Ueberzeugung opfern will.

An diesem Uebel kranken alle aus öffentlichen Mitteln zusammengebrachten Expeditionen in ferne Länder; es ist in der Natur der Sache begründet und darf daher constatirt werden, ohne dass damit der geringste Tadel ausgesprochen wird. Im Gegentheil ist es durch das ver-

trauensvolle Entgegenkommen der Mitglieder des Executiv-Comités in einer Weise abgeschwächt worden, die mir die Uebernahme meiner Verpflichtungen ausserordentlich erleichterte und ehrenvoll machte.

Die schriftlich für mich ausgefertigten Instructionen liessen sich im Wesentlichen in folgende drei Puncte zusammenfassen:

Erstens: An der Loangoküste eine Station zu errichten, die sowol zur Aufnahme von Gelehrten und Sammlern, wie zum Depôt für die Expedition dienen sollte.

Zweitens: Eine Expedition zu organisiren, sie von der Loangoküste aus in das Innere des africanischen Continents zu führen und hauptsächlich die geographisch-topographische Bestimmung der erreichten Puncte im Auge zu behalten.

Drittens: Allen Anweisungen des Vorstandes der „Deutschen Gesellschaft zur Erforschung Aequatorial-Africas", soweit dies die Umstände ausführbar erscheinen liessen, unbedingt Folge zu leisten.

Sobald es bekannt wurde, dass Deutschland eine grosse Forschungs-Expedition nach Africa auszusenden im Begriffe stehe, liefen die Meldungen zur Betheiligung in grosser Anzahl ein. Es ist verlockend für Leute, die in Europa wenig mehr zu verlieren haben, sich für prädestinirte Africa-Reisende zu halten; sie sind um so weniger sparsam mit ihren Betheuerungen des Muthes, der Standhaftigkeit, der Treue, des Ertragens aller Strapazen, als die Unkenntniss der Wirklichkeit ihnen das Reiseleben von Romantik umwoben vorzaubert. Sie vergessen, dass das Erhebende in der Sache weit mehr die zu Grunde liegende Idee ist, als die Ausführung selbst, die sich oft eben so prosaisch und aufreibend gestaltet wie der Krieg: nicht der kämpfende Soldat, sondern der heimkehrende Sieger erfreut sich der gewonnenen Schlachten, und in demselben Verhältniss steht der Forschungsreisende zu seinen geographischen Entdeckungen. Er darf gar keinen Anspruch darauf erheben, dass sein Entzücken, seine Bewunderung durch die von aussen kommenden Eindrücke erregt werden, oder dass besonders geartete Begebenheiten sein Reiseleben vor Monotonie schützen; er muss es als ein Geschenk, das zu entbehren ist, ansehen, wenn eine wechselnde Fülle erhabener Naturbilder, wenn das Bekanntwerden mit friedfertigen, in glückseliger Gemeinschaft zusammenlebenden Völkern, wenn das freundliche Entgegenkommen der Eingeborenen seiner Unternehmung den Stempel des Grossartigen, des Schönen oder Anmuthigen geben. Den Zweck seiner Reise aber darf der Forscher in diesen Dingen nicht sehen; seine Aufgabe ist es allein, das Unbekannte bekannt zu machen, gleichviel unter welcher Form es ihm entgegentritt.

Was nun Diejenigen betrifft, die sich in so grosser Zahl zur Theilnahme an der Expedition meldeten, so hatte, mit verschwindenden Ausnahmen, Keiner von ihnen eine wolbegründete Stellung aufzugeben, eine Zukunft zu verlieren, von einer Vergangenheit schmerzlichen Abschied zu nehmen, und, was das Schlimmste war, Keiner von ihnen hatte etwas Gründliches gelernt.

Da es mir zunächst darauf ankam, zwei brauchbare Gefährten für den Marsch in's Innere zu engagiren, von denen der eine der Ersatzmann des andern werden könnte, so fiel die Wahl auf zwei Leute, die durch ihre Vergangenheit einige Garantie von Zuverlässigkeit, Entschlossenheit und Ausdauer zu bieten schienen, auf die Herren v. Görschen und v. Hattorf. Beide verblieben indess kürzere Zeit bei mir als zu hoffen stand. Die Nachsendung anderer Mitglieder mit wissenschaftlicher Bildung und einschlägigen Kenntnissen wurde vorbehalten; und es sei bereits an dieser Stelle bemerkt, dass Dr. Falkenstein noch in demselben, Dr. Pechuël-Loesche in dem darauf folgenden Jahre meine Gefährten in Africa wurden.

Im Ganzen haben der Loango-Expedition acht Personen angehört, die hier nach der Reihenfolge ihres Eintreffens genannt werden mögen: Dr. Güssfeldt, v. Görschen, v. Hattorf, Dr. Falkenstein, O. Lindner, H. Soyaux, Dr. Pechuël-Loesche, v. Mechow.

Bei den Unterschieden, welche zwischen diesen Herren bezüglich des Alters, des Bildungsgrades, der Kenntnisse und des Charakters existirten, musste der Antheil derselben an dem gemeinsamen Werk auch verschieden ausfallen. Indessen ist es nicht Aufgabe dieses Buches denselben abzuwägen, auch da nicht, wo Dankbarkeit es mir persönlich so wünschenswerth erscheinen liesse. —

Vor der Abreise musste an Alles gedacht werden, was ein jahrelanger, von europäischen Hülfsquellen nahezu abgeschnittener Aufenthalt in Africa zu fordern schien; und die Ueberlegung, dass Ueberflüssiges wol zurückgelassen werden konnte, Fehlendes aber sehr schwer und namentlich nur mit grossem Zeitverlust zu ersetzen war, machte den Umfang des Gepäckes beträchtlich. Mit Recht wurde in erster Linie darauf gesehen, dass alle Instrumente für exacte Messungen vorhanden waren. Professor Neumayer, durch alle Phasen der Entwickelung hindurch in unerschütterlicher Freundschaft mir zur Seite stehend, war durch seine langjährigen Reisen und Beobachtungen in Australien der berufenste Rathgeber in dieser Beziehung. Wir beschafften für astronomische Ortsbestimmungen: ein transportables Universal-Instrument, ein Teleskop, einen Sextanten, einen Prismenkreis und vorzügliche Taschenuhren; für meteorologische Be-

obachtungen und Höhenmessungen mehrere Quecksilber-Barometer, Aneroide und Thermometer; für die Bestimmungen der erdmagnetischen Elemente ein nach Neumayers Angaben construirtes, eigens für Reisezwecke eingerichtetes Magnetometer. Eine Aufzählung der anderen Gegenstände, wie Gewehre, Munition, Medicamente und aller auf die praktischen Bedürfnisse der Expedition gerichteten Anschaffungen darf füglich hier unterbleiben. Das Königlich Preussische Kriegsministerium unterstützte uns mit grösster Liberalität durch Bewilligung von Minié-Gewehren, Schanzzeug, Seitengewehren und Munition.

Während nun das Beschaffen der Ausrüstung und die letzten anderweitigen Vorbereitungen zur Abreise meine Zeit ganz ausfüllten, entwickelte Dr. Bastian eine durch kein Hinderniss aufzuhaltende Thätigkeit, um die begonnene Bewegung im Fluss zu erhalten. Ueberall, wo Aussicht auf Unterstützung sich bot, setzte er seinen Hebel an, gegen alle Zurückweisungen durch die Ueberzeugung der guten Sache gepanzert. Aber die Wichtigkeit des Unternehmens, der Eifer für die heilige Sache des unergründeten Problems trieben ihn noch weiter. Er wollte selbst reisen, um an Ort und Stelle zu sehen, wie unsere Chancen sich stellen würden; und so ward denn unsere gleichzeitige Abreise, aber von verschiedenen Puncten aus, und ein Zusammentreffen an der Loangoküste vereinbart.

Vor unserem Fortgange hatte Seine Majestät der Kaiser und König die Gnade, uns in Audienz zu empfangen. Der über Alles geliebte Monarch gab dem Allerhöchsten Interesse in Worten Ausdruck, die sich uns tief in die Seele prägten. Ein Greis, umflossen von der Glorie der Majestät und seiner Heldenthaten, sprach zu uns mit so liebevoller Theilnahme, so erhabenem Ernste, so königlichem Zutrauen in die Reinheit unserer Entschlüsse, dass diese weihevolle Stunde eine für alle Zeiten geheiligte bleiben wird.

Dr. Bastian schiffte sich am fünften Juni 1873 mit v. Görschen in Lissabon auf dem „Bengo" nach Westafrica ein. Ich gieng über Rotterdam nach Liverpool und segelte am dreissigsten Mai mit der „Nigretia", hoffend, dass das Schiff mich, meinen Gefährten v. Hattorf und die Ausrüstung der Expedition wolbehalten an die Mündung des Congo bringen würde.

Diese Hoffnung sollte sich nicht erfüllen.



Wedel der Oel-, Kokos- und wilden Dattelpalme.

# CAPITEL I.

Seefahrt an Bord der „Nigretia“. — Madeira und Teneriffe. — Freetown. — Culturzustände in Sierra Leone. — Kruneger als Matrosen. — Schiffbruch der „Nigretia“. — Rettung der Passagiere. — Verlust der Ausrüstung. — Weiterreise auf dem „Benin“. — Monrovia. — Cap Palmas. — Die gestrandete „Yoruba“. — Kampfscene von Krunegern. — Cape Coast. — Accra. — Yella Coffee. — Lagos. — Nigermündungen. — Einfahrt in den Bonnyfluss. — Handels- und Wohnstätten der Europäer in Bonny. — Negerstadt und Missionsstation. — Der Old Calabarfluss und Duketown. — Schönheit der Insel Fernando Po. — Die Bubis. — Ein Neger-Albino. — Gabun. — Passiren der Linie. — Matrosenfest. — Kühleres Wetter. — Längs der Loangoküste. — Congomündung. — Banana, das Endziel der Seereise.

Wir nahmen Abschied von unseren Freunden in Liverpool und fuhren mit sinkender Nacht den breiten Mersey-Strom hinunter, kaum bemerkt unter der gewaltigen Zahl der dort ankernden Schiffe. In den deutlich erkennbaren Bergen und Thälern von Wales grüssten wir Europa zum letzten Male, und mit der schwindenden Küste wandten sich Gedanken und Hoffnungen den neuen, noch fernen Gestaden zu.

dringen in das Gebiet der Tropen, das sich ausserdem noch durch die erhöhte Temperatur anzeigte. Bald traten wir in die Zone der tropischen Regen ein, und verliessen dieselbe, der Jahreszeit entsprechend, wiederum etwas nördlich vom Aequator. Heftige Gewitterregen stürzten auf uns herab, die nicht selten zu förmlichen Tornados ausarteten. Plötzliches Entstehen, gewaltiger Verlauf, schnelles Vergehen sind diesen durch Sturm, Donner, Blitz und Regen gekennzeichneten Erscheinungen eigenthümlich.

Der tiefer und tiefer sinkende Polarstern deutete an, dass Europa ferner und ferner rückte, aber das Fremdartige einer neuen Welt trat uns zunächst nur in der veränderten Ansicht des gestirnten Himmels entgegen. Nun konnte man mit hereinbrechender Nacht das gewaltige Sternbild des Skorpion bewundern, das sich über einen ganzen Himmelsquadranten hinwegzog, ferner die glänzenden Centaurensterne und daneben, durch diese etwas verdunkelt, das südliche Kreuz, das bei der Culmination dem grossen Bären gerade gegenüber steht. Sterne, die früher hoch standen, hielten sich nur noch in der Nähe des Horizontes und andere, die in der Heimat weit vom Zenith vorübergehen, strahlten jetzt von demselben herab. — Es war mein häufiges Vergnügen, diese Veränderungen zu verfolgen, ganz abgesehen von der praktischen Bedeutung, die eine sichere Orientirung am Himmelsgewölbe für die astronomischen Ortsbestimmungen hatte.

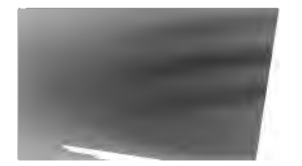
In einer dieser Nächte kam ein Dampfer in Sicht, näherte sich uns, rief uns an, und sandte ein Boot herüber. Es war die „Africa", derselben Compagnie gehörig wie die „Nigretia" und die „Yoruba". Der Bootsmann meldete, dass die „Yoruba" am Cap Palmas gestrandet sei, und kehrte ungesäumt zur „Africa" zurück, die auf der Heimreise begriffen war. Diese Unglücksnachricht, so unerwartet auf weitem Ocean, in stiller Nacht überliefert, machte mir einen um so tieferen Eindruck, als die „Yoruba" das Schiff war, mit dem ich ursprünglich reisen sollte; nur die Unmöglichkeit, alle Vorbereitungen zu beenden, hatte den Termin der Abreise um vierzehn Tage verzögert, und nicht wissend, welch rauhes Geschick meiner selbst in wenigen Tagen harrte, pries ich die Fügung, die mich an Bord der „Nigretia" geführt hatte.

Am Nachmittag des dreizehnten Juni tauchte die bergige Küste von Sierra Leone vor uns auf. Bald wälzte der Fluss seine schmutzig gelben Fluten gegen uns; ein schwarzer Lootse kam an Bord, ein unübertroffener Vertreter jener Classe von „perfect (negroe-) gentlemen", die Sierra Leone eigenthümlich sind und die ein widerwärtiges

Gemisch von Hypokrisie, Arroganz und ...
Wesens zur Schau tragen. Noch vor S...
gretia" ihre Anker auf der schönen ...
town, das sich lieblich am Fusse ...
ausbreitet.

Ein so schönes landschaftlich ...
africanische Küste kaum an einem ...
aus Europa kommende Reisende, d...
Ansprüchen an tropische Lands...
den Anblick Freetowns auf das A...
am folgenden Tage hinreichend ...
was ich sah, erblickte ich zu...
Eindrücke der Bevölkerung und ...
selreicher Folge auf den Fre...
hatte, sie alle festzuhalten. ...
selbst, nicht an europäischen A...
geordnete, englische Coloni...
Bischof, mit Truppen und ...
Hauptstadt Freetown hat ...
Kirchen, Gouvernementsge...
Läden, wie sie sich in allen ...
holen. Von europäischen N...
ständlich am zahlreichsten ...
zosen einen beträchtlichen ...
Deutsche findet man meist ...

Der Stolz Sierra Leone...
und weisse und von beid...
sächlich der von der sch...
vilisation und allgemeinen ...
ist ein warnendes Beispiel ...
sich verziehen können, w...
und menschenbeglückend...
wäre nicht bestrebt, die ...
den aufrichtigen, von H...
Schranken für die farbige ...
fahr, falsch gedeutet zu ...
was wir im Gegensatz zu ...
pfunden haben und noch h...
begeistert ausruft, dass a...
stutzen, wenn er den Bruder...
auch stutzen, ehe er einen St...



Ansichten auf Beobachtung und Erfahrung beruhen. Man vergleiche sie mit einander, die Neger, die unter dem Einflusse ihrer eigenen patriarchalischen Verhältnisse geblieben sind, mit jener Classe von Schwarzen, die in der Treibhaus-Atmosphäre einer unverstandenen, erhabenen Religion, in den masslos angewandten Principien der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit erzogen worden sind; und man wird sich sagen müssen, dass unsere humanitären Bestrebungen auf falschen Bahnen wandeln. „Jedem das Seine“ ist ein alter, bewährter Spruch, der auch in diesem Falle seine Gültigkeit nicht verliert.

Sobald die europäischen Schiffe Sierra Leone erreicht haben, ändert sich die Physiognomie des Lebens an Bord. Die Equipage wird durch eine grosse Zahl von Kru-Negern (Crooboys) verstärkt und die weissen Matrosen erhalten dadurch die von dem Klima geforderte Erleichterung. Denn das Anlegen an einer so grossen Zahl von Plätzen, wie es nun bevorsteht, bedingt täglich oder jeden zweiten Tag die harte Arbeit des Löschens und Ladens, und den stundenlangen Aufenthalt in dem heissen, übelriechenden Schiffsraum.

Die Crooboys sind für den Dienst zur See ganz vortrefflich verwerthbar, äusserst willig zur Arbeit und wol disciplinirt. Für jeden andern Dienst, der nicht in Zusammenhang mit dem Wasser steht, eignen sie sich viel weniger, für Landreisen sind sie kaum brauchbar. Nur das Stehlen betreiben sie gleich gut zu Wasser und zu Lande, und es cursiren die wunderbarsten Geschichten über die dabei angewandte Erfindungsgabe und Geschicklichkeit. Sie verstehen fast sämmtlich einige Worte Englisch, namentlich die auf den Schiffsdienst bezüglichen Kunstausdrücke. Ihre eigene Sprache gilt für nahezu unerlernbar; nach der Schwierigkeit, die man hat, nur äusserlich die Laute eines Satzes mit dem Ohr aufzufassen, möchte ich es selbst glauben.

Ausser diesen Crooboys erhielten wir eine ganze Zahl schwarzer Passagiere an Bord; Männer, Weiber, Kinder. Am Abend des vierzehnten Juni, gegen sieben Uhr, lichtete die „Nigretia“ von Neuem ihre Anker, — sie sollte es zum letzten Male thun.

Die Nacht war dunkel, die Luft schwül. Einer unerklärlichen Mattigkeit nachgebend legte ich mich nieder, aber eine gleich unerklärliche Unruhe trieb mich wieder vom Lager fort. Auf dem Deckhaus des Schiffes fand ich noch einen Theil der europäischen Passagiere, die sich dorthin vor den schwarzen Ladies und Gentlemen zurückgezogen hatten. Eine kurze Unterbrechung der Fahrt deutete an, dass der Lootse uns verliess; wir dampften wieder mit voller

geräumiges Haus, ein von der englischen Regierung angelegtes Hospital, mit einigen Betten, und ohne Kranke. Hier verbrachten wir die Nacht, und ich schrieb sogleich die Einzelheiten der Katastrophe nieder.

Mittlerweile waren die Nothschüsse der „Nigretia“ verstummt, und man sah die „Biafra“, einen anderen Liverpool-Dampfer, sich vorsichtig von Freetown aus nähern. Sie ankerte ganz in der Nähe des gestrandeten Schiffes, aber die Dunkelheit der Nacht verhinderte jede andere Recognoscirung.

Wir fühlten uns alle begreiflicherweise sehr erschöpft, und da wir hörten, dass sich in der Nähe des Leuchthauses ein kleines Negerdorf mit einem Spirituosenladen befände, schickten wir dorthin um eine Flasche Branntwein. Aber man gab sie uns nicht; der Neger, der die Schänke hielt, liess uns mit frommem Stolze zurückmelden, dass der „Sabbath“ bereits begonnen habe (der fünfzehnte Juni war ein Sonntag) und nicht durch Schnapsverkauf entweiht werden dürfe.

Gegen Morgen kamen die Boote der „Nigretia“; sie brachten theilweise das in den Cabinen und in dem Salon aufgespeicherte Gepäck der Passagiere. Mit dem letzten Boote kam auch ein Theil meiner Sachen, ja sogar die beiden Quecksilber-Barometer tauchten als allerletzte Stücke aus dem Grunde des Bootes auf und liessen beim Oeffnen der Futterale einen Regen von Glassplittern und Quecksilbertropfen herniederfallen.

Der Tag, welcher der verhängnissvollen Schiffbruchsnacht folgte, war natürlich ein Tag der Trauer und des tiefsten Kummers. Die erste unwillkürliche Freude über das gerettete Leben war vorüber, und das Bewusstsein des Elends packte uns nun mit schonungsloser Gewalt. Nach den Nachrichten, die über den Zustand der „Nigretia“ gebracht wurden, war nur geringe Hoffnung vorhanden, dass der Expedition die kostbare Ausrüstung erhalten bliebe; denn das Wasser war mit grosser Schnelligkeit in alle Schiffsräume gedrungen, und nur der Fels, auf dem das Wrack festsass, verhinderte dessen völliges Sinken. Es blieb mir eine dreifache Wahl: ich konnte nach Europa zurückkehren, den erlittenen Verlust zu ersetzen, oder aber in Freetown verbleiben und Instructionen von Berlin erwarten, oder endlich mit der nächsten sich bietenden Schiffsgelegenheit nach Süden weiter reisen. Ich entschied mich für die letzte Massnahme. Zwar hätte meine Rückkehr nach Europa den so jählings vom Unglück geschürzten Knoten am raschesten gelöst; aber bei einem von so viel Begeisterung getragenen Unternehmen musste vor Allem darauf gesehen

werden, dass die begonnene Bewegung weder still stand noch rückläufig wurde.

Die „Nigretia" wurde als Wrack erklärt und mir verblieb nur das in der Cabine zurückgelassene Passagier-Gepäck. In diesem befanden sich zum Glück die nothwendigsten Instrumente und Bücher für astronomische Ortsbestimmungen. Nach vierzehntägigem Aufenthalt schiffte ich mich am achtundzwanzigsten Juni auf dem Dampfer „Benin" ein, auf welchem späterhin auch alle meine wissenschaftlich gebildeten Gefährten nach Loango reisten.



Rest der „Nigretia" ein Jahr nach dem Schiffbruch.

Die Seereise wird nun zu einer Küstenfahrt, und bis zur Insel Fernando Po behält das sichtbare Land immer denselben monotonen Charakter bei: flach hingezogen, hier und da eine Erhebung mit einigen Palmen, ab und zu das weissgetünchte Dach einer Factorei, nur wenige Puncte, welche eine schnelle und sichere Orientirung gestatten wie Cape Coast und Accra. Es erfordert einen wol mit diesen Gewässern vertrauten Capitain, damit nicht ungebührlich viel Zeit mit Sondiren und dem Aufsuchen der Anlegeplätze verloren gehe. Eines solchen Glückes durften wir uns nicht rühmen. Der Capitain des „Benin", welcher nach seinem eigenen Geständniss fünfundzwanzig Jahre erster Officier geblieben war, führte auf dieser Fahrt zum ersten Male selbständig ein Schiff. Da wir in das Gebiet der stärksten Regen eingetreten waren, und der Himmel oft mehrere Tage

N
w.
da
gr
E
Es
ke
ver
der
reis
mei
ten
stern

scheinen die Kruneger vom Cap Palmas mit ihren Canoes verwachsen. Die Fahrzeuge sind sehr schmal und zierlich, und können nur wenige Menschen aufnehmen. Ein Europäer würde sich in einem solchen Canoe vermuthlich nur sehr kurze Zeit halten können und dann umschlagen; die Kruneger aber handhaben in knieender Stellung ihre leichten Ruder mit staunenswerther Geschicklichkeit, und trotz der heftigen Bewegungen jedes Einzelnen bleibt das Gleichgewicht der Gesammtheit bestehen. Sie können jede beliebige Wendung ausführen, ihren Canoes jede beliebige Geschwindigkeit ertheilen und gleichen, indem sie ihr Spiel mit der tobenden See treiben, eher Amphibien in Menschengestalt als wirklichen Menschen.

Eine Scene der eigenthümlichsten Art entwickelte sich vor unseren Augen. Einer der lebend an Bord mitgeführten Ochsen war in der Nacht gefallen und wurde, nachdem man ihn abgehäutet, in ganzer Figur über Bord geworfen. Sofort stürzten sämmtliche Canoes in wilder Hast und unter lautem Geschrei ihrer Insassen auf den schwimmenden Leichnam des Rindes los, und von allen Seiten sah man geschwungene Messer, die in dem Fleische herumwühlten, während ekler Geruch den sich öffnenden Eingeweiden entquoll. Jedes Canoe wurde der Feind des andern, und um so heftiger entbrannte der Kampf, um so lauter wurde das Gebrüll, je glücklicher einige der wilden Streiter waren, und je schneller sich diese mit guter Beute zurückzogen. Schliesslich sprang ein Mann, mit einer Hand den noch umstrittenen Rest des Ochsen fassend, in's Wasser, in der Hoffnung, die Gegner zum Loslassen zu bewegen; aber letztere machten es nun eben so, und jetzt sah man diese Wilden schwimmend den Kampf fortsetzen, unausgesetzt die Messer schwingend, als ob sie sich mitten in dem aufgeregten Elemente ermorden wollten. Erst als das letzte Stück des viel umworbenen Leichnams einen Herrn gefunden, war die Schlacht zu Ende, die Harmonie schien wieder hergestellt, und friedlich kehrten die Canoes zum Strande zurück. Das wilde Schauspiel hatte etwas ungemein Packendes; was widerlich daran war, wurde durch die entwickelte Bravour und Geschicklichkeit reichlich aufgewogen. Diese herkulisch gebauten Naturmenschen, deren Blösse ein leichter Lendenschurz kaum bedeckte, mussten im Vergleich zu der pseudocivilisirten Sierra Leone-Gesellschaft fast sympathisch erscheinen.

Noch am dritten Juli setzten wir die Reise nach Cape Coast fort. Am fünften Juli sahen wir trotz Wolken und Regen ein Stück der Küste. Diesem Umstande dankte der Capitain die Bemerkung, dass wir uns bereits dreissig Seemeilen jenseits des Ortes befanden. Wir

kehrten also um und hatten das Glück, noch an demselben Tage vor Cape Coast zu ankern. Hier herrschte ungewohntes Leben. Der Krieg der Engländer mit den Aschanti war eben ausgebrochen; auf der Rhede lagen mehrere englische Kriegsschiffe, die ihre Boote sandten, um die Post zu holen. Die Küste erscheint hügelig; das Castell dicht am Wasser giebt ihr einen malerischen Anblick, einige Forts krönen die Höhen; man sieht Savanen mit einigen Buschwäldern, welche die Phantasie sich damals gern mit Tausenden von Aschànti besetzt dachte. Die Eingeborenen — Fanti — die mit ihren Canoes herankamen, beobachten eine eigenthümliche Sitte beim Rudern: während sonst Neger im Allgemeinen ihre Arbeit durch rhythmischen Gesang zu begleiten pflegen, stiessen diese Fanti mit jedem Ruderschlage einen zischenden Laut aus, ähnlich dem zischenden Stöhnen einer in Gang gesetzten Locomotive. Dieselbe Sitte habe ich nur noch in dem nahen Accra beobachtet, lasse aber dahingestellt sein, ob sie sich auch anderwärts findet. Unsere Art des Ruderns, mit eingesetzten Riemen, ist eine den barfüssigen Eingeborenen durchaus unbequeme Manipulation und hat deshalb nur ausnahmsweise, in Ansiedlungen von Europäern, Eingang gefunden. Dagegen führen die westafricanischen Schwarzen ihre eigenen Ruder freihändig mit grosser Geschicklichkeit; in kleinen schmalen Canoes nehmen sie ihren Platz in der Mitte des Fahrzeugs, knieend, sitzend oder stehend; bei grossen Canoes und bei Booten setzen sie sich auf den Rand der Fahrzeuge. Die etwa mannshohen Ruder bestehen aus einem Stiel und einem daran befestigten, kleinen Ruderblatt. Mit den verschiedenen Küstenpuncten wechselt die Form der Ruderblätter, die kreisrund, elliptisch, dreizackähnlich, myrtenblatt- oder lanzettförmig sind. Auch die Canoes ändern von zierlichen zu plumpen Fahrzeugen, — je nach der Eigenart der Neger, dem zu Gebote stehenden Baumaterial und dem verschiedenen Zwecke der raschen Fortbewegung oder des Löschens und Ladens. Furcht vor Haifischen scheinen die Küstenbewohner nicht zu kennen; dennoch treten diese gefrässigen Thiere, welche trotz aller übertriebenen Geschichten noch immer furchtbar genug bleiben, in hinreichender Anzahl in den westafricanischen Gewässern auf, und nicht selten sieht man vom ankernden Schiffe aus ihre Rückenflossen unheimlich und unbeweglich über dem Wasserspiegel aufragen. Bei Cap Palmas sowol wie vor Accra springen die Neger geringfügiger Dinge wegen ohne Zaudern aus ihren Canoes. Von diesen Handelsplätzen pflegen schwarze Juweliere an Bord zu kommen, um die recht hübschen Erzeugnisse aus dem Goldstaub ihrer Küste zum Verkauf anzubieten. Die Accraleute sind auch im

Uebrigen ihrer Geschicklichkeit wegen geschätzt, und man trifft sie als Küfer und Zimmerleute an weit entfernten Küstenpuncten.

In Accra kam ein würtembergischer Missionar mit seiner ganz jungen Frau — einer Deutschen — und ihrem Säugling an Bord, um uns am folgenden Tage in Yella Coffee wieder zu verlassen. Der Anblick der blassen, leidenden Frau flösste mir ein lebhaftes Mitleid ein. Diese armen, jungen Mädchen, die sich freiwillig von Europa hinübersenden lassen, die Gattin eines Missionars zu werden, sind um so mehr zu beklagen, als sie nicht wissen, welches Schicksal ihrer harrt. Mögen auch einige von ihnen den verderblichen Wirkungen des Klimas nicht unterliegen, ein sieches Leben führen sie dennoch, und ihre Mutterfreuden wandelt der Todesengel bald in wehmüthigen Schmerz.

Das Geschrei von Hühnern, Enten und Puten brachte mich bald auf fröhlichere Gedanken. Der Landstrich um Yella Coffee herum ist berühmt durch seine Productivität, und die Dampfer pflegen hier ihre Vorräthe an Geflügel, an Hammeln, an Früchten und frischen Gemüsen zu erneuern. Kaum sind die Anker geworfen, so entwickelt sich ein lebhafter Markt auf Deck. Auf der einen Seite der Chiefsteward (der Schaffner der Tischmesse) mit dem Zahlmeister, auf der andern ein dicht gedrängter Kreis schwarzer Verkäufer, mit vorgestreckten Armen die an den Ständern zusammengebundenen Hühner mit lebhafter Gesticulation hin und her schwingend; ein Schreien und Anpreisen der Waare und schliessliche Bezahlung in Silber. Die Fahrt, die vom Cap Palmas an eine vorwiegend östliche ist und sich in der Nähe des fünften Grades N. Br. hält, geht nun längs der Sclavenküste hin auf den blühenden Handelsplatz Lagos zu. Diese Gewässer wurden einst von zahlreichen Sclavenschiffen durchfurcht, denen die Länder von Dahome, Yoruba und Benin eine nie versiechende Fracht lieferten. Das Meer hier und der ganze Busen von Guinea müsste das Seufzermeer heissen: was mögen die Unglücklichen daselbst gelitten haben, die den Schmerz der Trennung von der Heimat noch empfindend, hülflos in einer grausamen Gegenwart dastanden, und für welche die Zukunft alle Schrecken der Ungewissheit barg. Lagos liegt auf einer Insel, durch welche das Aestuar des Lagosflusses zu einer Lagune umgestaltet wird. Die Barre ist mit Recht verrufen. Aus weiter Ferne schon erkennt man sie an dem hoch aufspritzenden Gischt des brandenden Wogenschwalls, der alle ankernden Schiffe in gleichmässigem Rollen erhält. Der Verkehr zwischen der Stadt und dem offenen Meere bleibt dadurch häufig unterbrochen; am Tage unserer Ankunft (achter Juli) konnte nur der kleine Post-

dampfer der englischen Regierung zu uns gelangen, obwol kein anderer Ort der Küste so gute Brandungsboote und so geübte Bemannung besitzt wie gerade Lagos. Diese Ansiedlung ist unter englischer Verwaltung mächtig aufgeblüht, trotzdem auch hier die Handelszufuhr durch das Verhalten der Eingeborenen zuweilen Störungen erleidet. Auf der Rhede sieht man stets eine Zahl grösserer Kauffahrteischiffe, von denen auffallend viele die deutsche Flagge führen. Am zweiten Tage kamen die Boote und am Abend des neunten Juli lichtete der „Benin" von Neuem seine Anker.

Wiederum waren wir um eine Unglückspost reicher; denn in Lagos wurde uns das Gerücht bestätigt, dass die „Monrovia", ebenfalls ein der „African Steam Ship Company" gehöriges Fahrzeug, beim Brassflusse Schiffbruch erlitten habe. Nun waren die drei Dampfer, welche im Monat Mai Liverpool verlassen hatten, zu Grunde gegangen, und nicht ohne gerechte Sorge durfte ich mich fragen, ob unser Capitain diese traurige Zahl um eine zu vermehren bestimmt sei.

Die Temperatur blieb während der ganzen Zeit durchaus erträglich, aber die Regen setzten mit erneuter Heftigkeit ein. Die See war so bewegt, dass, als wir nach nächtlicher Fahrt vor Benin anlegten, keiner der auf Fracht und Nachrichten aus Europa begierigen Händler Boote herauszuschicken wagte. Wir umsegelten nun die in den Guineabusen vorspringende Ecke des Nigerdeltas, und zuweilen gelang es, eine der vielen Mündungen des kolossalen Flusses zu unterscheiden. Der Anblick des flachen Schwemmlandes hat etwas ungemein Trostloses, zumal wenn die Wolken recht tief hängen und es in der Frühe um acht Uhr noch so dunkel ist wie bei uns an einem trüben Novembermorgen. Am Nachmittag des elften Juli, also nach zweitägiger Fahrt von Lagos, fuhren wir in das Aestuar des Bonny ein und kamen beim Dunkelwerden glücklich über die Barre. Der Fluss erscheint hier noch meilenweit von schmutziger Farbe, die Ufer sind kenntlich an ihren Mangrove-Wäldern; das breite Aestuar ist so reich an Bänken und Untiefen, dass der Schiffahrt nur zwei Canäle für die freie Bewegung bleiben. Das Ganze bietet ein echtes Bild westafricanischer Flussmündung mit allen charakteristischen Zügen eines von Schwemmland begrenzten Stromes, der den Wirkungen von Ebbe und Flut stark ausgesetzt ist. Land und Wasser haben sich hier gegenseitig bedingt. Das sanfte Ansteigen des Continents veranlasste die Flüsse zur Bildung flach ausgebreiteter Ablagerungen, und waren diese einmal vorhanden, so mussten Lagunen und Altwasser, Aestuare und Untiefen entstehen, während der unabänderliche Wechsel von Ebbe und Flut die schlammigen Bänke

mit Mangroven bedeckte und die gefährliche Barre durch den Fluss zog.

Bald nach dem Passiren der Mündung fuhren wir zum ersten Male auf, so sanft freilich, dass nur die Wenigsten es merkten; auch wurden wir sogleich wieder flott. Nun aber begann ein ängstliches Sondiren. Offenbar hatten wir den richtigen Canal verloren; es war jedoch zu spät, ihn wieder zu suchen, denn die Nacht brach herein, und wir mussten Anker werfen. Die zum Hochwasser aufgestaute Flut fing an, sich zu verlaufen; in demselben Masse vergrösserte sich auch die Gefahr, die Brandung kam näher und näher, und alle Chancen waren da, dass das Schiff bei Niedrigwasser auf dem Sande sitzen würde. Deshalb nannten wir unsern Abendthee mit stets bereitem Galgenhumor „our last tea". Er war es indessen nicht; Mitternacht, wo unser Loos sich entschied, gieng glücklich vorüber, und am folgenden Morgen um sechs Uhr befreite sich der Dampfer aus seiner fatalen Lage; um acht Uhr lag er wolbehalten in Bonny, langseits des mächtigen Schiffsrumpfes des „Adriatic".

Eine grosse Zahl ähnlicher Schiffsrumpfe, englisch „Hulk", die in mässiger Entfernung von einander verankert sind, belebt das Bild und giebt der Flusslandschaft bei Bonnytown einen höchst eigenthümlichen und befremdenden Anstrich. Wäre der Strom nicht durch die Canoes der Eingeborenen und die mit Schwarzen bemannten Boote der Europäer belebt, so könnte man glauben, eine Flotille von Todtenschiffen vor sich zu sehen. Die Takelage ist verschwunden, die Maste sind in ein Drittel ihrer Höhe gekappt, und über dem Deck erhebt sich ein Dach von Holz oder Zink. Die Arche Noah unserer Kinderspielzeuge scheint nach solch einem Modell construirt zu sein. Anfänglich machen diese Hulks sowol einen plumpen wie unheimlichen Eindruck, doch erfüllen sie eine friedliche und wolthätige Bestimmung. Jedes derselben stellt ein Haus vor in doppeltem Sinne: ein Handlungshaus und ein Wohnhaus der angestellten Beamten. — Kein Weisser lebt am Lande, noch werden daselbst Waaren aufbewahrt; der Aufenthalt an den sumpfigen Flussufern gilt mit Recht für äusserst ungesund, und Waaren sind viel sicherer an Bord der abgetakelten Fahrzeuge aufgehoben, als auf dem festen Lande. Die Uebersicht über das ganze Etablissement ist leichter, die Disciplin unter den in Dienst befindlichen Schwarzen lässt sich straffer handhaben, das Löschen und Laden geht schneller und sicherer von Statten.

Der Alles beherrschende Handelsartikel in Bonny sowol wie auf den übrigen Mündungsarmen des Niger ist das Palmöl, das die

fleischigen Früchte der Oelpalme in unermesslicher Fülle liefern. Die Europäer kaufen das Oel meist aus zweiter Hand, und da es immer in sehr unreinem Zustande gebracht wird (oft absichtlich verfälscht), so findet sich auf jedem Hulk ein grosser Raum, in welchem das als feste Masse angelangte Oel in eisernen Kesseln über Feuer zerlassen und dann geprüft wird. Ein anderer, viel kleinerer Raum ist der „Shop", ein Mittelding zwischen einem Kramladen und einer Jahrmarktsbude, wo all die vielen Herrlichkeiten des Tauschhandels aufgestellt sind, und wohin der eingeborene Kaufmann behufs Abschlusses eines Handels geführt wird. Da die Mode in Africa eine nicht minder grosse Rolle spielt als in Europa, so hängt sehr viel davon ab, namentlich dass in den Mustern und Farben der Zeuge der Geschmack des Negers richtig getroffen werde. In einem solchen Kramlager sind die mannigfachsten Dinge ausgestellt: Zeuge, Rum, Gewehre und Pulver, Messer und irdenes Geschirr spielen die Hauptrolle. Die Wohnungen für die weissen Händler sind auf Deck aus Bretterverschlägen errichtet. Es ist luftig und kühl daselbst, und wenn der Europäer den Sinn für Ordnung und Schicklichkeit nicht verloren hat, so sind diese Aufenthaltsorte durchaus nicht ohne Comfort. Ich konnte mir einen Einblick der angenehmsten Art nach dieser Richtung verschaffen, indem ich einer Einladung des Consul Hopkins folgte, des Südafrica-Reisenden, den das Geschick eine Zeit lang in die Aequatorial-Gegenden verschlagen hatte. Doch sind derartige Beispiele ungeschwächter Energie, wissenschaftlicher Beschäftigung und heiterer Lebensanschauung selten, und im Allgemeinen führen die Weissen ein beklagenswerthes Leben. Ausserhalb der Tagesstunden, wo der Handel sie in Anspruch nimmt, bleiben sie meist unthätig; sie erschlaffen allmählich, werden melancholisch und nicht wenige suchen dann in starken Getränken einen vergiftenden Trost. Es ist die Schattenseite der Hulks, dass die räumliche Beschränkung den Insassen zum halben Gefangenen macht; — gewiss sind die so Beengten mehr zu beklagen, als zu verurtheilen.

In Bonny war uns endlich Gelegenheit gegeben, an Land zu gehen. Ich besuchte das als Bonnytown bekannte Negerdorf, wo mich Alles in ursprünglicher Naturwüchsigkeit anlächelte, wo dem Blicke fremdartig war, was ihm begegnete. Es wird den meisten Reisenden ähnlich ergehen, wenn sich mit einem Schlage eine neue Welt vor ihnen aufthut; sie werden anfänglich schlecht, aber mit um so innigerer Theilnahme beobachten, weil nicht allein ihr Auge und ihr Verstand thätig sind, sondern auch ihre Seele mitempfindet. Die Strassen von Bonnytown sind gewunden und

ausserordentlich schmal, so dass kaum für zwei Menschen Platz bleibt. Die Häuser sind aus Lehm aufgeführt, der durch senkrecht aufgestellte Doppelgitter von Palmenrippen die nöthige Festigkeit erhält. Auf unentwirrbaren Pfaden gelangt man endlich zum Schädelhause, in welchem sich Hunderte von Schädeln aufgehäuft finden. Im südäquatorialen Africa giebt es derartige Ansammlungen von Menschenschädeln nicht, wol aber, wie wir später noch sehen werden, solche von Thierschädeln. Den Europäer, der die Alpen kennt und die dortigen Schädelhäuser gesehen hat, wird der Anblick in Bonnytown weniger erschrecken als der Gedanke des barbarischen Ursprungs. Man sagt, der Einfluss der Missionare in Bonny habe der weiteren Uebung der wilden Sitte Einhalt gethan, aber vielleicht wird sie nur an anderer Stelle fortgesetzt.

Eine Missionsstation existirt in einiger Entfernung von dem Orte; sie wird von eingeborenen Missionaren verwaltet; man findet eine Kirche, eine Schule und ein Wohnhaus. Meine Wissbegierde trieb mich dahin und wurde entsprechend belohnt. Der Missionar und seine Gattin, obwol beide schwarz, empfingen mich nach allen Regeln der Kunst in ihrem Besuchszimmer, und die Sache wickelte sich so steif ab, wie bei uns eine Visite auf dem Theater. Es herrschte überall die grösste Sauberkeit, und der Aufenthalt im Hause war um so angenehmer, als draussen die stechende Mittagssonne über den sumpfigen Bänken und Pfützen des Ufers stand und eine fieberbrütende Treibhaus-Atmosphäre erzeugte.

In der Nähe der Ortschaft fehlte es nicht an den bekannten Culturen von Yams, Maniok und Bananen. Ein Uferwald, nur durch einen schmalen Strich freien Terrains vom Flusse getrennt, machte mir einen überwältigenden Eindruck. Denn hier wurde ich zum ersten Male in jene ungeahnte Fülle und Mannigfaltigkeit tropischer Vegetation eingeführt, die ihren Ursprung vornehmlich den gewaltig wuchernden Schlinggewächsen verdankt. Auf den Schultern eines Negers passirte ich die Wasserlachen des schmalen, schlüpfrigen Pfades und gelangte von Neuem nach Bonnytown. Ich schlenderte noch lange in den gewundenen Strassen und auf dem grossen Vorplatze der Ortschaft umher, ohne irgendwie belästigt zu werden. Die Eingeborenen (Männer wie Frauen sind nur mit einem Schurz bekleidet) näherten sich zuweilen zutraulich, indem sie die Hand reichten und beim Zurückziehen mit dem Finger schnalzten. Das häufige Auftreten der hellen, röthlich gelben Hautfarbe, namentlich vieler Weiber, fiel mir auf; auch habe ich später nie wieder einen so weiten Spielraum in der Nüance eines und desselben Stammes beobachtet.

Wir verliessen Bonny am fünfzehnten Juli und fuhren am folgenden Tage in den Old Calabar ein. Diese Flussfahrt ist viel wechselvoller als die auf dem Bonnyriver. Schon in der Mangrove-Region treten die Ufer nahe genug an einander, dass sich auf beiden Seiten das Gewirr der über dem Wasser hervortretenden Wurzeln und die von den Aesten der Kronen herniederhängenden Luftwurzeln erkennen lassen; dann treten Palmen und dikotyledone Bäume auf; Farne und Lianen lassen die dicht an's Ufer tretenden Wälder ganz undurchdringlich erscheinen. Man begegnet einigen Canoes, die ein dreieckiges, aus Bananenblättern hergestelltes Segel führen; das linke Ufer steigt ein wenig an, und bald erhebt sich auf sanfter Anhöhe die aus dem Urwalde hervorragende Negerstadt Duketown. Zu Füssen derselben, in der Mitte des Flusses, liegt langhingezogen die Ansiedlung der Weissen, gerade so wie in Bonny aus einer Zahl verankerter Hulks bestehend. Alle senden ihre hübschen Boote; die rudernden Schwarzen haben den Paradeschurz nebst zugehöriger Jacke und Mütze angelegt, eine Art Uniform, die für die verschiedenen Häuser eine verschiedene ist. Die Boote folgen dem nur noch langsam fortgleitenden Dampfer und legen sich langseits, sobald derselbe Anker geworfen hat; die europäischen Agenten eilen auf Deck, und um den geöffneten Postsack entsteht ein ameisenartiges Gewimmel.

Duketown ist der Sitz des Calabar-Häuptlings, von dem es heisst, dass er über dreimalhunderttausend Menschen gebiete. Der Besuch des Landes ist hier weit verlockender als in Bonny. Das hügelige Terrain, der mehr eingeengte Fluss, der mit Lianen durchwachsene Hochwald geben ein wechselvolles Bild. Die Old Calabar Eingeborenen gelten für höflich, sanft und für sehr geschickt im Handel. Letztere Eigenschaft freilich würde sie kaum vor Hunderten anderer Stämme auszeichnen. Sie sollen schon seit langen Jahren auf's Strengste das Gesetz beobachten, dass keinem Weissen ein Haar gekrümmt werde, noch den in seinem Dienste befindlichen Schwarzen. Den Herrscher suchte ich in Duketown in seinem Palaste auf, wie man euphemistisch den Complex von Häusern, Hütten und Höfen nennen kann, in welchem der Gebieter, seine Frauen, Kinder und Sclaven untergebracht sind. Der „King", wie er von den Weissen genannt wird, ist blind. Er lag in einem mächtigen, aus England stammenden Bette und machte, wie viele Neger bei der ersten Begrüssung, einen gutmüthigen Eindruck. Als „Queen" zeigte man mir eine völlig bekleidete dicke Dame, die in irgend einem Winkel stand und an einer holzigen Wurzel kaute. Sie unterschied sich nur durch Umhüllung

des Oberkörpers von den übrigen Frauen und Mädchen, unter denen einige sehr wol geformt waren. Das Innere des königlichen Wohnhauses, dessen Besichtigung mir gestattet wurde, erweckte mehr Erinnerungen an ein Leihhaus, als an Staatsgemächer. Alles mögliche Gerümpel war darin aufgespeichert: europäische Bettstellen, Spiegel mit verblichenen Rahmen und fleckiger Belegung, kümmerliche Lithographieen, vor Allem aber Stand- und Schiffsuhren, von denen selbstverständlich keine mehr gieng und ein Theil nur aus dem Gehäuse bestand. Die sorgfältig gehüteten Kostbarkeiten und Geräthschaften dienten also nur zur Befriedigung eines auf Nachäffung europäischer Art gerichteten Triebes und wirkten dadurch lächerlich. Diesen Eindruck werden die Neger stets bei uns hervorrufen müssen, wenn sie sich in ihren Einrichtungen und Gewohnheiten der sinnlosen Nachahmung und Verquickung mit europäischen Zuthaten schuldig machen, während in ihrer durch Jahrtausende bewahrten Ursprünglichkeit und der von unserer Beeinflussung unberührt gebliebenen Eigenart Würde und Haltung liegen kann.

Das Dorf des „Königs" zeichnete sich im Uebrigen nicht durch Reinlichkeit aus und musste auf schlüpfrigen, schmutzigen Pfaden passirt werden. Der Wunsch, den Consul Livingstone kennen zu lernen, der bald darnach auf der Rückreise nach Europa starb, führte mich in das auf einem Hügel gelegene Haus des allgemein verehrten, sehr würdigen Missionars Herrn Anderson. Consul Livingstone hatte seinen Bruder David bekanntlich auf dessen grosser Reise zum oberen Zambezi begleitet und wusste eben so wenig wie wir, dass der Leichnam des nun in Westminster Abtei ruhenden Märtyrers gerade jetzt von treuen Dienern zur ostafricanischen Küste übergeführt wurde; ja er glaubte fest daran, dass sein verschollener Bruder noch am Leben sei. Bei unserer Unterredung wollte Consul Livingstone die Verwendbarkeit des Chinin als Prophylakticum gegen Fieber nicht zugeben; er bestätigte, dass Kruneger für den Dienst auf Landreisen nicht brauchbar seien, und sprach die feste Ueberzeugung aus, dass die Eingeborenen in allen vom Sclavenhandel verschont gebliebenen Gegenden sich freundlich gegen die Europäer benehmen würden.

Auf dem Rückwege durch den Wald, der die Abhänge des linken Stromufers bedeckt, sah ich mehrfach kleine Anhäufungen aus zerbrochenen Krügen, zerrissenen Kissen, zerfetzten Kleidern u. s. w. Sie verdanken folgender Sitte ihre Entstehung: beim Eintritt eines Todesfalls verfertigen die trauernden Weiber eine Anzahl schöner Kleider und anderer Gegenstände, die zugleich mit

irdenem Geschirr und sonstigem Geräthe im Hause des Verstorbenen ausgestellt werden; ist die vorgeschriebene Zeit der Trauer abgelaufen, so gehen alle diese Schätze dadurch in den Besitz des Todten über, dass man sie zerschlägt oder zerreisst und auf einen Haufen wirft.

Bei Sonnenschein und theilweise bedecktem Himmel setzte der „Benin“ am Vormittag des achtzehnten Juli die Reise nach Fernando Po fort. Um zwei Uhr schlugen wir bei ziemlich bewegter See zweimal auf felsigen Boden auf und befanden uns in äusserst misslicher Lage. Das Schiff konnte jeden Augenblick ein Leck erhalten, wenn der Wogenschwall heftiger wurde; dagegen nützte dann all das Sondiren nicht mehr, das nun plötzlich mit Hast und Aengstlichkeit betrieben wurde. Erst um drei Uhr hatten wir tieferes Wasser. Im Osten erschien die Spitze des massigen hohen Camerun-Vulcanes und am Abend ankerten wir in dem stillen, von Felswänden umschlossenen Hafen von Fernando Po. Von der Schönheit dieser Insel lässt sich kaum eine übertriebene Schilderung machen, so sehr sind alle Reize der Tropen über sie ausgegossen; der über dreitausend Meter hohe Clarence Pic, die an ihm aufsteigenden Urwälder, die blaue See, lachende Gärten, ein murmelnder Bach, graciöse Palmen, bunt gefiederte Vögel — Nichts fehlt. Eine Corvette mit spanischer Flagge und ein Stationsschiff deuten an, dass die Insel spanisch ist; sonst würde man es kaum merken. Denn Weisse wie Schwarze sprechen weit häufiger englisch als spanisch. Der geringe Handel, der überhaupt vorhanden ist, befindet sich ganz in englischen Händen. Welche Reichthümer könnten von hier ausgeführt werden, wenn es Arbeitskräfte gäbe, sie zu heben! So aber liegen Kaffee- und Cacao-Plantagen halb verfallen oder unvollendet da. Das wenige Palmöl, das die Eingeborenen, die Bubis, gewinnen, ist kaum der Rede werth. Ihr Handel ist eben so unbedeutend wie ihr Ackerbau. Sie leben als wahre Wilde im Innern der Insel; denn die in S. Isabella wohnenden Schwarzen sind sämmtlich von der gegenüberliegenden africanischen Küste oder von Sierra Leone eingewandert. Man nennt die letzteren, zum Unterschied von den Bubis, Fernandianos. Es ist nicht schwer, Bubis zu Gesicht zu bekommen, da der Einkauf namentlich von Pulver und Salz sie zuweilen in die Hafenstadt treibt. Sie sind der wahre Typus des in den Wäldern verwahrlosten Buschmenschen. Ein winziger Schurz verhüllt die Blössen nur auf das Allernothdürftigste. Sie tragen ein am linken Oberarm befestigtes Messer; diejenigen, welche ich sah, waren ausserdem noch mit einem Basthute geschmückt und zeigten im Gesicht die eingeschnittenen Streifen der

„Scratched-faces." Den Werthbetrag für das zur Stadt gebrachte Palmöl lassen sich die Bubis zum Theil in Tabak, Rum und Zeug, zum andern Theil in barem Gelde zahlen und kaufen damit selbst ein. Sie sollen weder Ziegen noch Schafe haben und enorme Preise dafür bezahlen, weil sie sich der Felle dieser Thiere bei gewissen Festen als Schmuck bedienen.

Auf einem Spaziergange sah ich einen Albinoknaben, der doppelt abstossend erschien, weil er völlig unbekleidet war und unter ganz hübschen schwarzen Wäscherinnen, die anmuthig am Bache beschäftigt waren, umherspielte. Der gelblich-weisse schmutzige Teint, das fast ebenso erscheinende Wollhaar, die gekniffenen, krankhaften Augen liessen dieses von schwarzen Eltern abstammende Wesen wie einen Aussätzigen erscheinen.

Den Clarence Pic sieht man selten unverschleiert, doch gelang es mir von der See aus, die Pyramide der Spitze zu erkennen. Mit dem Verlassen Fernando Pos traten wir, obwol der Aequator noch nicht überschritten war, in ein anderes Wetterregime ein; die Luft wurde kühler und frischer, und man athmete wieder frei. Die französische Colonie Gabun wurde am zwanzigsten Juli erreicht, und wir genossen daselbst die Gastfreundschaft des deutschen Hauses Wörmann. Nachts zeigte das Meer nicht selten starke Phosphorescenz; doch habe ich diese Erscheinung in den dortigen Gewässern nie so glänzend wahrgenommen wie im Mittelmeer. Nach gutem, alten Brauch feierte man an Bord das Passiren der Linie, wenige Stunden nachdem der „Benin" Gabun verlassen hatte. Die groteske Komik, die dabei zum Vorschein kam, hatte nichts Geschmackloses, sondern etwas sehr Amüsantes. Uns wurde nach Beendigung des Umzugs, den die vermummten Deckofficiere und weissen Matrosen anstellten, das „Secret of the Line," — Geheimniss der Linie — gegen einige Flaschen Whiskey (Branntwein) erlassen, aber die armen Crooboys lernten dieses Geheimniss in ganz anderer Form kennen. Sie wurden vor den auf seinem Rollwagen thronenden Neptun geführt, mussten irgend ein Gemisch von Rum und Seewasser trinken und dann zum „Barber", dem Barbier des Neptun, hinaufsteigen, der sie mit einer schwarzen Schmiere einrieb, mit einem Monstre-Rasirmesser bearbeitete und dann rücklings von der höchsten Treppenstufe in ein mit Wasser gefülltes, zur Badewanne umgestaltetes Segel warf. Mit jeder folgenden Execution schien der Jubel zu wachsen und war am lebhaftesten bei den Crooboys selbst, die das „Secret of the Line" bereits auf früheren Fahrten kennen gelernt hatten.

Die Nächte wurden immer kühler. Der Morgen des zweiundzwanzigsten Juli glich einem frischen, klaren Septembermorgen. Die gewaltigen Feuer, die man des Nachts von der Küste her leuchten sah, deuteten gleichfalls an, dass wir in die trockne Jahreszeit des südafricanischen Winters eingetreten waren, wo die Gräser der ausgedehnten Savanen absterben und durch absichtlich angelegtes Feuer zerstört werden. Der nächste Platz, vor dem wir ankerten — Pontanegra (Black Point) — gehörte bereits der Loangoküste an; ich war also dem Gebiete nahe gebracht, welches die Basis meiner Explorationen bilden sollte. Am fünfundzwanzigsten Juli lief der „Benin" in den Congo ein, dessen Fluten mit grosser Heftigkeit ausströmten, und noch am Vormittag desselben Tages ankerten wir vor Banana.

Damit war die Seereise beendet; sie hatte einschliesslich des unfreiwilligen Aufenthaltes in Sierra Leone sechsundfünfzig Tage von Liverpool aus erfordert, und mit dem Gefühl des aus langer Gefangenschaft Befreiten setzte ich meinen Fuss auf den fremden Boden.



Canoes der Loangoküste.


Lingster „Ngo“.

# CAPITEL II.

Erste Eindrücke an der Loangoküste. — Banana. — Die „Afrikaansche Handels-Vereeniging“. — Wohnstätten der Weissen und der Schwarzen. — Crumanos und freie Arbeiter. — Der Markt. — Gefangene. — Handelsproducte. — Tauschartikel. — Congomündung. — Strand. — Versammlungshalle. — Die Loangoküste als Terra incognita. — Die Portugiesen der Küste. — Das Reisen in der Hängematte. — Von Banana nach Vista. — Das erste Negerdorf. — Eine Handelsfactorei. — Der Lingster. — Wasserpassagen. — Kabinda. Frühere und jetzige politische Zustände. — Die Bai von Kabinda. — Fischerei. — Die Savane zwischen Futila und Tschimfime. — Eine Fetischceremonie. — Africanische Flusslandschaft. — Canoefahrt. — Tschiloango. — Landana. — Zusammentreffen mit Dr. Bastian.

Die ersten Eindrücke, die man in Banana erhält, sind die einer unerwarteten Grossartigkeit; man verdankt dieselben nicht der Natur, die hier dürftiger sich zeigt als an irgend einem andern Puncte der Loangoküste, sondern den Schöpfungen eines aus kleinen Anfängen hervorgegangenen Rotterdamer Hauses, der „Afrikaanschen Handels-Vereeniging“. Dieses Haus besitzt an der Küste, welche unseren Operationen als Basis gegeben war, und südlich davon, eine grosse Anzahl von Factoreien, in denen direct von der eingeborenen Bevölkerung eingekauft wird. Banana ist für alle die Centralstelle: von hier giebt der Hauptagent seine Weisungen, von hier aus werden die europäischen Tauschwaaren, die conservirten Lebensmittel und was sonst

aus der Heimat kommt, versandt; hierher strömt Alles zusammen, was der Handel in den weit verstreuten Factoreien aufgespeichert hat, hier löschen die ankommenden Schiffe ihre Ladung, hier werden sie mit den Schätzen Africas befrachtet.

Auf einer sandigen, sterilen Landzunge, deren eine Seite in bedenklicher Weise von den atlantischen Fluten bespült wird, deren andere gegen einen ruhigen und tiefen Altwasserarm (englisch „Creek") des Congo abfällt, erheben sich die weit ausgedehnten Wohnhäuser und Magazine des holländischen Handels-Emporiums. Sie sind aus Holz gebaut, einstöckig, mit sichtbarem Dachstuhl und Fensteröffnungen, die durch Holzladen verschlossen werden können; Dach und Wände sind aussen weiss getüncht und blenden das Auge in der strahlenden Sonne, aber im Innern ist es luftig und kühl. Ganz anders erscheinen die Wohnstätten jener Hunderte von Schwarzen, die im Dienste des holländischen Hauses stehen und die sämmtlich innerhalb des Etablissements untergebracht sind. Die Hütten erheben sich in mehreren von einander getrennten Gruppen, durch diese Trennung schon äusserlich die verschiedene Herkunft der Insassen andeutend; man könnte sie mit vergrösserten Kartenhäusern vergleichen. Aus den langen Schaften des Papyrus zusammengefügt, erheben sich die Wände etwa zu Mannshöhe; ein Dach aus Palmfiedern bedeckt sie: das einst saftige Grün des verwendeten Baumaterials ist längst in ein düsteres Braun übergegangen, und da die Hütten, entgegen dem Brauche in den Dörfern, dicht neben einander stehen und weder Strauch noch Baum ihre nächste Umgebung ziert, so ist der Anblick wenig erheiternd. Eine aufmerksame Betrachtung der verschiedenen Schwarzen lehrt bald, dass die Arbeiter-Bevölkerung Bananas aus allen Theilen Africas bunt zusammengewürfelt ist. In schneidenden Gegensatz zu allen übrigen stellen sich die Kruneger; ihr herkulischer Körperbau, ihr Gesichtsausdruck, ihre Sprache, ihre Sitten und insbesondere ihr nationales Selbstbewusstsein zeichnet sie vor Allem vor jener Classe von Negern aus, die man Crumanos nennt. Während die Kruneger sich meist nur auf anderthalb Jahre engagiren lassen und dafür bestimmte Bezahlung erhalten, sind die Crumanos lebenslänglich gebunden, werden gekleidet und genährt, haben aber andern Lohn nicht zu erwarten; sie stammen meist aus Gegenden, die südlich des Congo liegen, verrichten die niedrigsten Dienste, und auf ihren Gesichtern drückt sich häufig der Stumpfsinn der unterdrückten Kaste aus. Neben diesen giebt es noch freie Arbeiter, häufig sehr intelligente Leute, die das Handwerk von Tischlern und Schiffszimmerern betreiben. Zu diesen liefert das nordwest-

lich von Banana gelegene Kabinda das stärkste Contingent. Ein kleines Völkchen für sich bilden die sogenannten Muleks. Das Wort ist der Sprache der Eingeborenen entnommen. Es werden darunter die schwarzen Jungen verstanden, von denen jeder Weisse sich einen zur persönlichen Bedienung hält. Sie sind häufig von vornehmer Familie, warten bei Tisch mit grosser Geschicklichkeit auf und können, wenn sie gut gezogen sind, von grossem Nutzen sein. Aber oft macht man mit den besten die traurigsten Erfahrungen; in dem Augenblicke, wo sie am lautesten auf ihre Treue und Anhänglichkeit schwören, bestehlen sie den Herrn oder laufen davon.

Wir hatten bereits in Europa Beziehungen mit den Chefs der „Afrikaanschen Handels-Vereeniging", den Herren Kerdyk und Pincoffs in Rotterdam, angeknüpft, waren mit warmen Empfehlungen an den Hauptagenten in Banana versehen worden und verdankten diesem Umstande eine zuvorkommende Aufnahme. Man vertauscht wol zu allen Zeiten gern die enge Cabine auf schwankendem Schiffe mit einem geräumigen Zimmer auf festem Lande. Nach der Einförmigkeit der langen Seefahrt bemächtigt sich des Reisenden eine Art von Beobachtungshunger, den ich für meinen Theil zunächst an dem bunten Bilde des Lebens in Banana zu befriedigen suchte.

Noch hält die Nacht die Bewegung zurück. Es ist kühl, denn wir sind im Winter der Südhemisphäre. Zerrissene Wolken ziehen unter funkelnden Sternen her, und die mit Feuchtigkeit übersättigte Atmosphäre bedeckt die schlummernde Erde mit Thau. Die Feuer der mit der Wache betrauten Kruneger verlöschen, die frierenden Männer kehren zu ihren Hütten zurück, es wird Tag und noch ehe der erste Sonnenstrahl uns erreicht, beginnt das Leben. Aus der vereinzelt inmitten des Haupthofes sich erhebenden Küche steigt der Rauch auf, auf der Schiffswerft, die längs des Creek sich hinzieht, sieht man europäische Schiffszimmerer im Verein mit schwarzen Gehülfen an die Arbeit gehn, aus der Böttcherei, wo die Fässer für das Palmöl zusammengeschlagen werden, tönt einförmiges Klopfen zu uns herüber, aber ein weit intensiverer Lärm deutet uns an, dass an irgend einer Stelle das weibliche Geschlecht gehört zu werden wünscht. Wir wenden uns dorthin und sehen auf der Veranda, die eines der Magazine umgiebt, einen weissen Mann stehen, der mit grösster Ruhe auf die Menge zu seinen Füssen hinabsieht; ein sauber gekleideter Schwarzer, mit faltigem Lendenschurz, einer enganschliessenden Jacke aus Tricot und einer kleinen Mütze steht hinter ihm in dem eben geöffneten Vorrathsraum, um die Waaren hinauszureichen, und ein lebhafter Tauschhandel beginnt. Der Markt ist eröffnet, d. h. der Markt

für Lebensmittel, denn Handelsproducte werden überhaupt nicht in Banana eingekauft. Dass es sich nur um Lebensmittel handelt, beweist schon das Uebergewicht der Frauen über die Männer. Die Bodenerzeugnisse, die zum Verkauf angeboten werden, sind Maniokknollen und deren Zubereitungen, Bananen, Erdnüsse, süsse Bataten, Pfefferschoten (Capsicum), Tomaten; ferner werden eine Anzahl magerer Hühner, ein entsprechendes Quantum von Eiern, Hammel mit glattem Haar und frisch gefangene Fische gebracht. Die Preise stehen im Grossen und Ganzen fest, und das Geschäft würde glatter gehn, wenn nicht die Zahlung zu Reclamationen Anlass gäbe; denn das gemünzte Geld ist unbekannt, und jeder Betrag wird in Tauschartikeln entrichtet. Diese werden natürlich häufig bemäkelt, aber meist ohne Erfolg. Die Weiber kauern — in ein dünnes baumwollenes Tuch gehüllt — auf der Erde, unter sich reden sie in der Sprache der Eingeborenen, ihren Klagen gegen die Weissen machen sie in Negerportugiesisch Luft. Neben ihnen liegt der lange, aus Palmenzweigen zusammengeflochtene Tragkorb, den sie auf dem Kopf hereingeschleppt haben; darin befinden sich die Provisionen, aber auch stets leere Flaschen, die zur Aufnahme von Branntwein dienen. Alle kleinen Beträge werden in Rum ausgezahlt. Allmählich verläuft sich die Schar, und die aufgekauften Vorräthe wandern zum Theil in die grosse Küche, theils werden sie vertheilt, wenn die Schwarzen ihre Rationen erhalten. Aber das, was hier eingekauft ist, reicht bei weitem nicht aus, um die vielen Münder — unter ihnen fehlt es auch nicht an [illegible] Individuen — zu befriedigen, welche in Banana um Brod schreien. Für die Schwarzen lässt man aus Süden her, aus Angola, Benguela und Mossamedes getrocknete Fische und das Mehl der Maniokwurzeln kommen, für die Weissen müssen die Schiffe grosse Vorräthe an Conserven aus Europa bringen.

Noch während ich meine Beobachtungen auf dem Markt mache, die Bewegungen und den Gesichtsausdruck der Eingeborenen studire, mich bemühe, die Laute ihrer Sprache aufzufassen, und feststelle, dass diese Schwarzen eigentlich nur bronzefarbig sind, werde ich durch einen Anblick abgezogen, der mich mit Mitleid erfüllt: eine Reihe von acht oder zehn Schwarzen geht langsam über den Hof; ein eiserner Ring ist Jedem um den Hals gelegt, eine schwere eiserne Kette verbindet sie miteinander. Ein Jeder dieser Unglücklichen trägt einen Besen in der Hand; sie halten an und beginnen den Hof zu reinigen, und zwar mit einer Langsamkeit und Würde, die nicht ganz zu dem niedrigen Amt passt. Das fette und behagliche Aussehen der Kettenträger contrastirt ein wenig mit meinem Mitleid, und die eingezogenen Erkundigungen

belehren mich, dass letzteres auch ganz und gar nicht am Platze ist. Die schwarzen Sünder in der Kette büssen irgend ein Vergehen ab, das man selbst bei uns mit Gefängniss bestrafen würde: Diebstahl, Auflehnung gegen die Obrigkeit oder Desertion. Hier tragen sie ihr Gefängniss in Form von Ring und Kette mit sich herum und da sie vermöge dieser Aneinanderreihung nur zu wenigen Diensten verwandt werden können, führen sie ein weniger angestrengtes Leben als sonst und leiden auch nicht unter der dumpfen Luft eines Gefängnisses.

Die europäischen Beamten des Hauses haben in der Frühe um sieben Uhr sich bei der Arbeit versammelt; die Ordnung in diesem grossen Organismus wird streng gehandhabt, und die, welche müssig umhersitzen, sind nur als Gäste anwesend. Indessen weiss ich nicht viel mit letzteren anzufangen, weil sie zufällig sämmtlich Portugiesen sind, und ich dieser Sprache noch nicht mächtig bin. Mit Mühe und Noth bin ich im Stande, dem mir zuertheilten Mulek einige wenige Befehle zu geben, verstehe aber nie, was er mir sagt, und setze meinen Rundgang allein fort. Das regste Leben entwickelt sich am Ufer des Creek, welches einem Hafenquai gleicht. Der Ankerplatz übertrifft durch seine geschützte Lage die meisten Rheden der westafricanischen Küste und steht mit den besten (Freetown, Gabun, St. Paul de Loanda) in gleichem Range. Das Fahrwasser ist so tief, dass selbst Schiffe grossen Tonnengehalts direct vom Lande aus, ohne Vermittlung von Booten, befrachtet werden können. Hier sieht man Fahrzeuge der verschiedensten Art, Barkschiffe und Briggs für grosse Fahrt und eine Anzahl von Schoonern, Kuttern und Launches, die zwischen Banana und den africanischen Factoreien hin und her gehen. Die „Normandy", ein Dampfer, welcher viermal im Jahre die Reise von Rotterdam nach Banana macht, wird erwartet, aber ein kleinerer Dampfer, der „Noordcaper" ist gerade von seiner Küstenreise zurückgekehrt und bringt, was einige der Hauptfactoreien in jüngster Zeit an Producten eingehandelt haben. Nicht ohne Eifer, aber auch nicht ohne Lärmen, Schreien und Singen sind die Schwarzen beim Löschen und Laden thätig; Mann hinter Mann kommen oder gehen sie mit schwerer Last auf Rücken und Kopf, häufig sich gegenseitig anfeuernd. Sie sind nur mit einem einfachen Lendentuch aus leichtem Baumwollenzeug bekleidet, ohne deshalb nackt zu erscheinen. Ein Farbiger hat eben vor dem Weissen den Vorzug, dass er auch mit Wenigem noch immer leidlich angezogen aussieht.

Ein Gang durch die Magazine verschaffte mir den besten Ueberblick über die Producte, welche auf dem Küstenstrich zwischen dem

dritten und achten Grad südlicher Breite von den Eingeborenen zum Verkauf gebracht werden. Die Hauptrolle, wenigstens räumlich, spielt dabei das Palmöl, das bereits gereinigt in grossen Fässern aufgespeichert daliegt; dann kommen die Kerne der Oelpalmenfrucht, von den Engländern Palmkernels, von den Portugiesen sonderbarerweise Coconotte genannt; sie liefern ein feines, geschätztes Oel, ebenso wie die gleichfalls in grossen Mengen vorhandenen Erdnüsse. Weiterhin sieht man den übelriechenden, zu faustgrossen Ballen geformten Kautschuk, der hauptsächlich aus den nördlichen Districten kommt, während die gewaltigen Stosszähne der Elephanten meist südlich vom Congo die Küste erreichen. Gegen die aufgeführten Producte treten andre wie die Orseilleflechte, der Sesam und der bernsteinartige Copal an Umfang und Bedeutung sehr zurück. Der letztgenannte Artikel könnte wahrscheinlich von Wichtigkeit werden, weil grosse Mengen davon in der Nähe der Küste vorkommen, indessen setzt sich der Aberglaube der Eingeborenen der Exploitirung des geschätzten Erdharzes entgegen.

Wofür werden alle diese Dinge erworben, da gemünztes Geld unbekannt ist? Die Antwort ergab sich von selbst bei der Fortsetzung meiner Wanderung. Zunächst trat ich in immense Räume ein, in denen sich Fass an Fass reiht und Fass auf Fass thürmt. Ein jedes ist gefüllt mit jener giftigen Flüssigkeit, die unter dem Namen Negerrum bekannt ist, und ihren Weg bis in die entferntesten Dörfer, bis jenseits des grossen Urwaldes findet. Ein andrer Raum beherbergt würfelförmige, grün angestrichene Kistchen, deren Inhalt in je zwölf Flaschen Genèvre (Gin) besteht. Dieses Liquidum, ein Schnaps der niedrigsten Sorte, gilt für etwas weit Feineres als der Rum und bildet ein Lieblingsgetränk vornehmer Neger sowol wie nicht weniger Weisser. Neben Spirituosen bleiben Zeuge das Hauptzahlungsmittel, leichte Manchester-Waare, die in immer neuen Mustern von Europa hinübergeschickt wird. In grossen Kisten — man benutzt sie in Todesfällen als Särge — liegen Feuersteingewehre, die von Eingeborenen um so dringender begehrt werden, als vollkommenere Schusswaffen überhaupt nicht in den Handel kommen. In anderen Kisten finden sich faschinenartige Messer, die in Europa nach africanischen Modellen gearbeitet sind. Messingringe für Arm und Fuss, Stäbe aus demselben Metall oder aus Kupfer, eiserne Tonnenreifen, Vorhängeschlösser, Steingutkrüge, Waschbecken, Glaswaaren, Spiegel, Rasirmesser, Tisch- und Matrosenmesser sind in reichem Masse vorhanden. Neben den leichten Baumwollenstoffen hat man auch etwas schwerere Zeuge eingeführt, ferner gestrickte Jacken, Uniform- und

Livréeröcke und endlich Kopfbedeckungen aller Art (aber keine Cylinderhüte). In beschränkteren Quantitäten finden sich diejenigen Dinge, nach welchen man den Neger am lüsternsten glaubt: Glasperlen und falscher Schmuck; nur echte röhrenförmige, rothe Korallen erfreuen sich grosser Schätzung. Ich konnte binnen kurzer Zeit selbst die Beobachtung machen, dass die Eingeborenen recht wol wissen, was für ihr Leben einen reellen Werth hat, was nicht; und dass sie scheinbar unpraktische Einkäufe mit dem realen Hintergedanken vornehmen, sich die Gunst der Frauen zu erwerben. Dagegen lässt ihre Neigung zum Schnaps sie vergessen, dass gerade dieser Artikel in ihren Händen das vergänglichste aller Dinge ist; und dennoch würde es unmöglich sein, ohne Rum oder Gin irgend ein Handelsgeschäft abzuschliessen.

Die äusserste Spitze der sandigen Landzunge Bananas liegt unbenutzt da; nur das Pulverhaus ist daselbst errichtet. Durch tiefen Sand wanderte ich dorthin und verschaffte mir einen freien Ausblick. Der Congo beherrscht Alles; seine Ufer sind meilenweit von einander entfernt, eingebettet zwischen ihnen wälzt sich die gewaltige Wassermasse mit Wogenschlag und heftiger Strömung zum Meere, in diesem noch weithin erkennbar an den braunen Fluten, — nun ein Fluss ohne Ufer. Die nächste Umgebung Bananas dagegen erscheint wenig bemerkenswerth. Noch fehlen der Landschaft die grossartigen Waldbestände, welche für gewisse Theile Westafricas charakteristisch sind; und wo man Wald sieht, ist es einförmiges Mangrovegebüsch. Am Strande finden sich einige kriechende Gewächse, Strandbohnen und Convolvulusarten, und auf einem der sandigen Höfe des holländischen Etablissements erhebt sich ein kleiner Hain hübsch belaubter Bäume, die aus America eingeführt sind. (Spondias lutea nach Dr. Pechuël-Loesche).

Mein Rundgang hatte sein Ende erreicht, als die Mittagsglocke ertönte, welche die gesammte Arbeit auf einige Stunden unterbricht.

In einer grossen bedachten und gedielten Halle versammeln sich nach und nach die europäischen Beamten, während die Speisen auf zwei gedeckten Tischen aufgetragen werden. An dem einen Tisch nehmen die Kaufleute, an dem andern die Handwerker Platz. Der Hauptagent präsidirt; an ihn schliessen sich die übrigen Personen nach der Würde ihrer Stellung, respective die Gäste an, und es würde nicht unbemerkt bleiben, wenn Jemand, der Anspruch auf den Platz zur Rechten des Hauptagenten hat, sich mit dem zur Linken begnügen müsste. Am oberen Ende des Haupttisches herrscht die holländische Sprache vor, oder es wird deutsch, englisch, französisch gesprochen,

von seinem Ende her lassen sich portugiesische Laute vernehmen. Dem Kellner muss man auf portugiesisch sagen, von welcher Speise man zu nehmen wünscht. Da alle Speisen gleichzeitig aufgetragen werden, so stellt man sich die Mahlzeit nach eigener Auswahl mit Hülfe des Kellners zusammen. Anfänglich vermisste ich die bei uns übliche Höflichkeit, sich gegenseitig bei Tisch behülflich zu sein; ich sah aber schon bei der ersten Mahlzeit in Banana, dass man sich selbst der geringsten Leistung wegen nie an seinen Nachbar, sondern stets an seinen Kellner wendet. Dieser Art von Bequemlichkeit, durch den schwarzen Diener verrichten zu lassen, was man ohne Mühe selbst thun könnte, geben sich die Weissen nicht blos bei Tisch, sondern auch in ihrem sonstigen Leben hin und unterstützen dadurch zu ihrem eigenen Schaden einen Hang zur Trägheit, welcher vielleicht der schlimmste Feind des Lebens in heissen Klimaten ist.

Die Sonne steht noch hoch am Himmel, wenn die Glocke den Schwarzen das Zeichen zur Wiederaufnahme der Arbeit giebt. Dem Weissen ist eine Siesta gegönnt; aber wol dem, der es über sich gewinnt, nicht zu schlummern; sein Kopf bleibt freier für den Rest des Tages, und die Nachtruhe ist ihm sicher.

Die Nachmittagsarbeit währt einige Stunden, und mit dem sinkenden Tagesgestirn kommt der grosse Organismus von Neuem zum Stillstand. Schwarze und Weisse begeben sich zur Mahlzeit und plaudern nach derselben in ihrer Weise. In diesen Abendstunden fällt auch manches Wort über die Heimat. Ein Jeder denkt an sie mit dem stillen Wunsche, dorthin zurückzukehren; aber Viele wissen nicht, dass sie bereits nicht mehr im Stande sind, den Kampf um's Dasein daselbst wieder aufzunehmen.

Eine klare Nacht gestattet mir sogleich meine astronomischen Beobachtungen zu beginnen; trotz aller unvermeidlichen Widerwärtigkeiten und Störungen führe ich sie glücklich zu Ende und begebe mich dann auf mein Lager. Eine Art rings umschlossener Baldachins, die sogenannte Mosquitière, schützt mich vor Mosquitos, und unter ihrem Summen und dem [illegible] Pfeifen und Quieken der Ratten umfängt mich der Schlaf.

Ausser der holländischen Niederlassung giebt es in Banana noch einige andere Häuser, ein englisches, ein französisches und zwei portugiesische; sie sind durch die günstige Lage Bananas als Stapelplatz für die am Congo gelegenen Handelsplätze Punta da Lenha und Boma entstanden, haben aber schon mehrfach die Firmen gewechselt, so dass es nicht der Mühe lohnt, sie besonders zu besprechen.

Nach der gegebenen Schilderung Bananas mit seinen grossarti-

gen Handelsverhältnissen muss die Bemerkung geradezu frappiren, dass das Land, welches diesen Handel liefert, bis zum Jahre 1873 wissenschaftlich eine Terra incognita war. Dennoch lässt sich diese befremdende Wahrheit aus der natürlichen Entwickelung der Dinge heraus erklären. In weiteren Kreisen war über das Land, welches sich vom dritten Grade südlicher Breite bis zu dem rechten Ufer des Congo, d. h. bis zum sechsten Grade erstreckt, Nichts bekannt, als was französische Missionare darüber veröffentlicht hatten. Diese muthigen und glaubensstarken Männer hatten die Loangoküste im vorigen Jahrhundert bereist und ein Bild der damaligen politischen Zustände entworfen. Seitdem blieb Alles stumm, trotz eines sehr schwunghaft betriebenen Handels. Die Kaufleute, so lange sie Sclavenhändler waren, hatten ein natürliches Interesse daran, einen Schleier über den Schauplatz ihrer Missethat zu decken; aber auch der legitime Handel mit Producten, der aus den Trümmern des Sclavenhandels erblühte, und dem die Verhältnisse der Küste ihr jetziges verändertes Aussehen verdanken, wünschte Nichts lebhafter, als sich das Monopol zu erhalten.

Einer europäischen Macht war es nicht gelungen, sich an irgend einem Puncte des Loangolitorals festzusetzen; und wenn auch unsere Karten die heutigen portugiesischen Besitzungen in Westafrica durch einen einfachen Farbestrich bis über Kabinda ausdehnen, so ändert dies Nichts an der Unabhängigkeit des Negerlandes. Bis zum Eintreffen Dr. Bastians und der deutschen Loango-Expedition war das Land nicht von wissenschaftlichen Reisenden betreten worden, die Kaufleute verschwiegen, was ihre einseitigen Interessen sie gelehrt hatten; kein Wunder also, dass die Loangoküste eine Terra incognita in der vollen Bedeutung des Wortes war.

Trotz der Dankbarkeit, welche die empfangene Gastfreundschaft mir auferlegt, glaube ich es doch aussprechen zu dürfen, dass das Erscheinen unserer Expedition nicht mit der Unbefangenheit betrachtet wurde, welche ihrem wissenschaftlichen Charakter gebührte; denn während die Einen in uns die Träger verkappter Handelsinteressen witterten, glaubten die Anderen, dass wir berufen seien, das Terrain für eine deutsche Colonie vorzubereiten. So abgeschmackt uns diese Auffassung erschien, so konnte sie die Expedition doch bedeutend schädigen, weil auch die Eingeborenen, von denen ein Verständniss für unsere friedfertigen Absichten selbstverständlich nicht erwartet werden durfte, uns mit ängstlichem Misstrauen betrachteten und jeder Einflüsterung intriguirender Weisser williges Gehör liehen.

Der Aufenthalt in Banana lehrte mich zwar vieles Neue kennen,

aber ein treues Bild des Verkehrs an der Loangoküste erhielt ich nicht; denn die Weissen sind in zu starkem Uebergewicht, die Schwarzen in zu directer Abhängigkeit von ihnen, der europäische Einfluss zu überwiegend, mit einem Worte der nivellirende Einfluss, durch welchen alle Seeplätze der Welt eine gewisse Aehnlichkeit mit einander erhalten, hat sich auch hier bis zur Verwischung der wahren Verhältnisse geltend gemacht. Die Portugiesen, welche das eigentliche Element des Handels bilden, deren Sprache die herrschende ist, deren Zahl die der gesammten übrigen Europäer vielleicht um das Sechsfache übertrifft, treten in Banana ganz zurück; gerade sie hatten aber für mich besonderes Interesse.

Zur Zeit des Sclaven- und in den Anfängen des legitimen Handels waren die Portugiesen die herrschende Nationalität an der Küste; sie sind es nicht mehr. Ein gegen ihre mercantile Unabhängigkeit gerichteter Process ist mit Erfolg gegen sie eingeleitet worden, wenn auch der neue Zustand von fraglicher Dauer ist. Die kleinen portugiesischen Händler, die früher selbständig an allen Puncten der Küste Handel trieben, wurden das Opfer ungünstiger Conjuncturen. Ein grosser Theil von ihnen war verschuldet, sie sahen sich zum Verkauf ihres Besitzthums an grössere Häuser, namentlich an die „Afrikaansche Handels-Vereeniging“ genöthigt und traten nun als Agenten in die Dienste des neuen Gläubigers. Sie tragen ihr jetziges Loos nur mit scheinbarer Gleichgültigkeit; sie wissen, dass sie von den Holländern für falsch und unzuverlässig, für eine Art niederer Kaste gehalten werden und geben diesen alle erlittene Zurücksetzung und Verachtung mit lebhaft empfundenem Hass zurück. Es steht ausser Frage, dass sich die Portugiesen ihrer ganzen Anlage nach den Verhältnissen des äquatorialen Westafrica am natürlichsten anzupassen verstehen. Ihrem südeuropäischen Ursprunge verdanken sie in erster Linie die grössere Acclimatisationsfähigkeit; auch sie sind begreiflicherweise von Fiebern und anderen Krankheiten heimgesucht, aber die Erfahrung beweist, dass sie zehn und zwanzig Jahre an der Küste leben können, ohne ihre Arbeitsfähigkeit und Lebenslust einzubüssen. Angeborene Mässigkeit und eine zweckmässige, nach heimatlichen Traditionen geführte Küche unterstützen sie dabei. Einen nicht minder schätzenswerthen Vortheil besitzen die Portugiesen in der Leichtigkeit des Verkehrs mit den Eingeborenen. Selber sehr aufgelegt zum Schwatzen, ermüdet ihre Geduld nicht so leicht bei den oft stundenlangen Conversationen und Unterhandlungen, ohne welche die Neger kein Geschäft abschliessen. Der ganzen Denkweise der Eingeborenen stehen sie durchaus nicht so fremd gegenüber, wie der

Nordeuropäer und sie treffen dadurch bei vorkommenden Complicationen häufig das Richtige, ohne viel zu überlegen. Der Gedankenaustausch zwischen den Loangonegern und den Portugiesen wird durch sprachliche Missverständnisse kaum je getrübt; denn beide sprechen das Negerportugiesisch und tragen die Schuld an der Verstümmelung der gepriesenen „Lingua portuguez" zu gleichen Theilen. Zu all diesen natürlichen Dispositionen gesellt sich nun der langjährige Aufenthalt, durch welchen nicht allein das Verständniss für die Natur des Negers im Allgemeinen geschärft, sondern auch eine intime Kenntniss der Gesetze und Sitten der fremden Bevölkerung erlangt wird. Man begreift, dass solche Leute in einem Lande, über welches eine Litteratur nicht existirt, für den Reisenden von grosser Bedeutung werden können, zumal wenn letzterer die erhaltenen Angaben mit der nöthigen Kritik benutzt und den nicht ausbleibenden Widersprüchen auf den Grund geht. Von Mitgliedern anderer Nationalitäten hat der Forscher nur ausnahmsweise andere Belehrung zu erwarten als solche, die er sich in kurzer Zeit durch eigne Erfahrung verschaffen kann. Land und Leute sind ihnen gleichgültig; sie wollen Geld verdienen, um später in der Heimat leben zu können, ein Zweck, der, nebenbei gesagt, unerwartet selten erreicht wird.

Es musste mir also vor Allem darauf ankommen, Banana zu verlassen und an passenderer Stelle einen Hebel für meine Arbeit anzusetzen. In Banana befand ich mich am südlichen Endpuncte der uns gegebenen Operationsbasis. In dem dehnbaren Begriff der Loangoküste war nur das Eine fest, dass sie bis an das rechte Congoufer reichte, über ihre nördliche Grenze aber herrschte Unklarheit. Denn im Norden, d. h. in dem Gebiet des dritten Grades südlicher Breite gab es keinen Fluss, der in so eminentem Sinne eine geographische Grenze herstellte wie der Unterlauf des Congo. Hier ist also eine gewisse Willkür freigegeben, und es lassen sich eben sowol Gründe dafür beibringen, dass die Loangoküste mit dem vierten, als dafür, dass sie erst mit dem dritten Grade südlicher Breite abschneidet. Bis zur letztern Grenze habe ich meine Reisen ausgedehnt, bis dahin rechne ich auch die Loangoküste, weil es mir nicht angebracht erscheint, den geographischen Begriff eines wenig bekannten Landes durch zu subtile Unterscheidungen mehr einzuschränken als irgend nöthig ist.

Am dreissigsten Juli brach ich von Banana auf, in der Absicht das Küstenland kennen zu lernen. Mein nächstes Ziel war Kabinda. Noch vor meiner Abreise erhielt ich directe Nachrichten von Dr. Bastian, der eine glückliche Fahrt gehabt und die Küste bereits vor

drei Wochen in Kabinda betreten hatte. Er befand sich nun in der vollen Thätigkeit des vielgewandten, energischen Reisenden, durchstreifte das Land in den verschiedensten Richtungen und schlug mir ein möglichst baldiges Zusammentreffen vor. Ich hatte mir ohne Schwierigkeiten zwölf Neger verschafft, von denen die eine Hälfte das in kleine Lasten geordnete Gepäck trug, die andre den Dienst für die Hängematte zu versehen hatte. Last- und Reitthiere sind nämlich ganz unbekannt, selbstverständlich auch Karren und Wagen, und das ausschliessliche Mittel der Fortbewegung für den Weissen ist die Hängematte (portugiesisch „Tipoja"). Sie besteht aus einem länglich viereckigem Stück starker Leinewand, das mit dünnen Seilen an den beiden Enden einer armstarken Rippe der Weinpalme befestigt ist; je zwei Neger fassen die leichte, federnde Stange an ihren Enden, nehmen sie auf die Schulter, der Weisse legt sich durch eine geschickte Bewegung hinein, streckt sich lang aus, und fort geht es unter dem lauten Geschrei der Tipojaträger, der Ablösungsmannschaften und der Gepäckträger. Im kurzen Trabe fühlt man sich schnell über den festen Ebbestrand fortgetragen, hart am Saum der ersterbenden Brandung hin, die den Fuss der dahin eilenden Neger bespült. Zum ersten Male sah ich mich allein unter Eingebornen, deren Sitten mir fremdartig waren, in einem Lande, von dem ich Nichts wusste als einige Ortsnamen, ohne irgend eine Vorstellung damit verbinden zu können. Während der Boden unter mir meinen Blicken entzogen blieb, schweifte das Auge auf der einen Seite über die weite, von keinem Segel belebte See; hart zu meiner Rechten aber erhoben sich roth und gelb gefärbte, kahle Steilufer, und Nichts liess ahnen, wie das dahinter gelegene Land beschaffen sein mochte. Es war ein Bild grossartiger Einförmigkeit, das sich auf dieser schmalen, von der Natur vorgezeichneten Strasse entwickelte. Die kümmerlichen Gewächse, die kriechend auf dem Strande vegetirten, erhöhten nur den Eindruck der grossen Sterilität; das Meer brandete in gleichförmigem Tacte über dem flach untertauchenden Lande; Nichts deutete auf die Nähe von Menschen. Ausgeworfene Schiffstrümmer meldeten von geschehenem Unglück, über das nun die brennende Sonne und die wasserlose Küste zu spotten schienen. Meine Phantasie war um so lebhafter angeregt, je hülfloser ich in der Hängematte dalag, je weniger ich im Stande war, selbständig eine Bewegung auszuführen.

Mit dem Rauschen des Meeres vermischte sich nicht selten der Gesang meiner Neger, nicht melodiöser Gesang in unserm Sinne, sondern eine Art mehr geschrieenen, als gesungenen Recitatives. Die Träger feuern sich dadurch gegenseitig an, was unter Umständen



Tipojazug am Strande, eine Factorei passirend.

auch sehr nöthig ist. Denn das Tipojatragen ist eine grosse Kunst, die dem geübten Schwächeren den Vortheil über den ungeübten Stärkeren giebt. Die Schnelligkeit des Fortkommens hängt daher sehr von der Güte der Träger ab und in zweiter Linie von der Beschaffenheit des Strandes. Bei Ebbestand ist dieselbe am günstigsten, weil der breite Saum durchtränkten Sandes eine glatte, feste Ebene bietet; um die Zeit der Flut aber wird diese von Neuem unter Wasser gesetzt, und es bleibt nur der lockere Sand frei, in dem die Träger kaum von der Stelle kommen und sich schweissgebadet vorwärts schleppen. Die Tipojastange wird abwechselnd auf die eine oder andere Schulter und auf den Kopf gelegt; durch kurzen Zuruf avertirt der stärkere Hintermann den schwächeren Vorderträger zum Wechseln. Mit sechs Leuten kann man nicht wol mehr als sechs Wegestunden machen; will man schnell vorwärts kommen, so muss man durch vorausgesandte Boten in den Factoreien Relais bestellen. Immerhin darf man per Stunde auf nicht mehr als drei bis vier Seemeilen rechnen, bei kurzen Reisen aber kann man deren fünf bis sechs machen.

Ich hatte vortreffliche Leute, so dass die Reise schnell von Statten gieng. Aber ich musste mir doch schon nach kurzer Zeit sagen, dass es für den Reisenden, der beobachten will, kein ungünstigeres Beförderungsmittel giebt als die Tipoja. Man liegt darin wie in einem offenen Sarge, ist weder im Stande zu schreiben, noch die Compassnadel abzulesen, weil die stossende Bewegung den Körper unausgesetzt auf und nieder schüttelt; man kann nicht rückwärtsblicken, die zunächstliegenden Dinge bleiben verdeckt, das Sammeln naturhistorischer Gegenstände ist eben so unmöglich wie das Entwerfen eines Itinerars. Ich verliess daher bei dieser ersten Reise sowie bei allen folgenden, bei denen ich mich einer Tipoja bedienen musste, dieselbe sehr bald und legte den grösseren Theil des Weges zu Fuss zurück.

Ein Thaleinschnitt, der sich gegen das Meer öffnet, änderte nach wenigen Stunden die monotone Scenerie. Die kahlen, von heftigen Regen ausgewaschenen, vielfach zerklüfteten Steilabfälle hörten auf, und mit dem Verlassen des Strandes betraten wir eine parkartige Landschaft. Von einer erdrückenden Fülle tropischer Vegetation liess sich zunächst auch hier Nichts wahrnehmen. Aus dunkelgrünem Gebüsch sah ich das gebleichte Geäst der blätterlosen Adansonia digitata (Affenbrodbaum, Baobab) hervorragen; zwischen den Waldinseln des welligen Terrains dehnten sich Flächen aus, die mit den geknickten Halmen vertrockneten Grases bestanden waren, und deren braungraue Töne das ernste Bild der Landschaft nicht heiterer

machten. Wieder andere Flächen sahen schwärzlich aus und zeigten die Wirkungen einer Feuersbrunst. Wer hätte bei diesem Anblick ahnen können, dass in wenigen Monaten Fülle und Leben herrschen würde, wo jetzt der winterliche Tod die Kräfte der Vegetation gebannt hielt; dass helles Grün den Baobab schmücken, seine grossen herabhängenden, weissen Blüthen sich graciös im Winde wiegen, dass die saftigen Gräser üppig aufschiessen, bunte Blumen im Halbdunkel des Buschwaldes erglänzen würden? Vorläufig standen wir noch inmitten des südafricanischen Winters, der sich durch Regenlosigkeit, grosse Feuchtigkeit der Luft, Nebel und kalte Nächte auszeichnet, und was ich zunächst sah, war schwer mit den aus der Heimat herübergenommenen Vorstellungen von tropischer Landschaft zu versöhnen.

Noch während der neue und ungewohnte Anblick mich beschäftigte, gaben meine Leute mir durch Zeichen und Worte von Negerportugiesisch zu verstehen, dass ich die Hängematte wieder besteigen möchte. Ich that wie mir geheissen, begierig zu erfahren, was die Schwarzen veranlassen konnte, sich freiwillig der schweren Arbeit des Tipojatragens zu unterziehn. Sie brachten zunächst sämmtlich ihren Lendenschurz in Ordnung, indem sie die zum Gürtel aufgenommenen Enden desselben wieder fallen liessen, und dann giengen sie unter lautem Rufen von „to to to to sselle!“ in geschlossener Colonne voran, als ob es sich um eine Attake handelte. Es handelte sich indess nur darum, ein Dorf zu passiren, und zwar mit allem Anstand, den die Landessitte vorschreibt. Dazu gehört für die Schwarzen der wol ajustirte Lendenschurz, der lang genug herniederfallen muss, damit den Frauen kein Anstoss gegeben werde. Die Würde des Weissen aber verlangt, dass derselbe nicht zu Fuss, sondern in der Hängematte ausgestreckt das Dorf betrete. Einige Maniokculturen, in denen Negerfrauen gerade mit dem Ausgraben der nahrhaften Knollen beschäftigt waren, zeigten die Nähe menschlicher Wohnstätten an, bald auch erschienen zwischen Palmbäumen und Gesträuch versteckt die ersten Hütten des grossen Dorfes Muanda. Die lebhaften Rufe meiner Leute, die nun den Bewohnern ihre Kraft und Geschicklichkeit zu zeigen wünschten, sorgten dafür, dass Jedermann im Dorfe den Durchzug eines weissen Mannes erfuhr. Hübsche Negerkinder, die auf der Strasse spielten, kamen ohne Furcht herbeigelaufen und begleiteten die Tipoja streckenweise mit übermüthigem Geschrei; hier und da grüsste mich ein Eingeborener, der offenbar zu der vornehmen Classe gehörte, mit Ehrerbietung, indem er ein Knie beugte und den Oberkörper nach vorn neigte; andere, die vor der Hütte sassen, sahen mir ruhig nach. Frauen mit dem Säugling

an der Brust oder denselben rittlings auf der Hüfte haltend, lugten aus etwas gedeckteren Stellungen hervor, aber Niemand belästigte mich oder suchte meine Reise aufzuhalten. Man merkte wol, dass der weisse Mann hier keine ungewohnte Erscheinung war und dass der ziemlich lebhafte Verkehr der Europäer die Strasse längs des Küstensaumes offen erhielt.

Das Dorf machte einen behaglichen und anmuthenden Eindruck. Es gehört, wie der weitere Verlauf der Reise mich lehrte, zu den stattlichsten des Litorals. Die Hütten stehen in mässigen Entfernungen von einander, oft zwischen Grün gebettet, und sind nach einem für die ganze Küste geltenden Modell gebaut. Das Charakteristische daran ist der rechtwinklige Grundriss und das Firstdach, das durch die Neigung seiner Flächen ziemlich stark an die Bedachung der „Schweizerhäuser" erinnert. Das verwandte Baumaterial ist dasselbe, welches ich bereits in Banana gesehen hatte, aber die Sorgfalt, mit der die Wohnstätten hier daraus erbaut sind, giebt denselben ein unerwartet freundliches Ansehn. Eine europäische Beeinflussung ist dabei in keiner Weise vorhanden, und deshalb legte mir der Besuch dieses ersten Loangodorfes die Vermuthung nahe, dass die Loangoneger von der niedrigsten Stufe der Cultur bereits weit entfernt sind. Da ich keinen Dolmetscher besass, und mir selbst die Mittel der Verständigung mit den Eingeborenen noch nicht zu Gebote standen, so überliess ich mich den Trägern stillschweigend. Zu meiner Verwunderung machten sie trotz des mehrstündigen Marsches keinen Halt, sondern trugen mich in munterem Schritte durch das weithin gestreckte Dorf, hinaus über die Savane und dann von Neuem dem Strande zu. Hier war das Fortkommen bereits nicht mehr so leicht, wie am frühen Morgen; denn die Flut war stark gestiegen und beleckte den letzten schmalen Streifen, der noch vom festeren Sandboden übrig gelassen war. Je nach der Laune der Brandung überflutete die Welle häufig auch diesen Pfad, schlug über den Knöcheln der Träger zusammen, und zwang dieselben still zu stehen, bis das mit weissem Schaum bedeckte Wasser sich verlaufen hatte. Der steile Küstenabfall, an dessen Fuss der Weg nach Muanda entlang führte, wich nun einer sanfteren Böschung, die sich abwechselnd mit dürren Gräsern oder Strauchwerk bedeckt zeigte.

Wir verliessen nach fast sechsstündigem Marsch den Strand zum zweiten Male und steuerten der dem holländischen Hause gehörigen Factorei Vista zu. Bald erreichten wir das weisse, hinter Orangebäumen versteckte Haus. Die Träger hatten das Nahen der Hängematte bereits mit den hergebrachten Rufen und Wechselgesängen

angekündigt, und noch ehe ich die Tipoja verlassen konnte, trat mir der Agent, ein Portugiese entgegen, und hiess den unbekannten Gast freundlich willkommen. Die Gastfreundschaft wird an der ganzen Küste unbefangen ausgeübt und angenommen und sie ist der wolthuendste Zug in den gegenseitigen Beziehungen der dort angesessenen Weissen; aber die Art, wie die Portugiesen ihre Gäste aufnehmen, hat durch die natürliche Zuvorkommenheit, die den Südromanen eigen ist, etwas besonders Angenehmes.

Meine Leute wurden hier sämmtlich entlassen; denn es ist im Allgemeinen nicht Sitte und jederzeit schwer zu erreichen, dass man Hängemattenträger für mehr als eine Tagestour miethet. Der Eingeborene, der zwölf Stunden von seiner Heimat entfernt ist, fühlt sich daselbst schon fast wie in einem fremden Land. Bei der Auszahlung konnte ich zuerst die Wahrnehmung machen, wie theuer diese Art des Reisens ist. Ein jeder der sechs Tipojaträger erhielt zwölf englische Yards Zeug (fast zwölf Meter) im Werthe von sechs Mark; die Gepäckträger erhielten etwas weniger, so dass der Gesammtbetrag für den sechsstündigen Marsch etwa sechzig Mark erreichte, wozu dann noch mehrere Flaschen Rum und Lebensmittel kamen.

Vista war die erste Handelsfactorei, die ich sah, denn in Banana wird nicht eingekauft. Diese Handelsplätze sind alle in ähnlicher Weise eingerichtet, nur mehr oder minder comfortabel. Ursprünglich waren die Wohnstätten sämmtlich nach Art der Negerhütten, jedoch in grösseren Verhältnissen aufgeführt: Dach aus Palmenfiedern, Wände aus den Schaften des Papyrus, Holzthüren und ebenso construirte Fensteröffnungen. Der Boden war ungedielt und bestand aus festgeschlagenem, lehmigen Thon. Der Papyrus wurde dann durch Bretter verdrängt, die zum Theil in Africa selbst, hauptsächlich in Kabinda hergestellt werden konnten, zum Theil aus Europa kamen. Später ersetzte man auch das Dach durch Bretter, die mit Filz bedeckt wurden. Das waren grosse Verbesserungen, weil die neuen Constructionen sich viel wirksamer gegen das Ungeziefer der Spinnen, Wespen, Mosquitos und Schwaben schützen liessen als die alten. Der wichtigste Schritt aber war, dass man die Häuser auf Pfeiler stellte und dadurch trockne und gesundere Räume erhielt; man konnte nun auch den Ratten beikommen, gegen die man bis dahin völlig wehrlos war, denn das naheliegende Mittel, die gefrässigen und widerwärtigen Thiere durch Gift zu tödten, verbot sich von selbst, weil die Ratten alsdann in den unter dem Hause gegrabenen Schlupfwinkeln verwesten, dasselbe verpesteten und mit verderblichen Miasmen erfüllten.

Getrennt vom Wohnhaus befinden sich sowol die Küche wie die

Magazine für die eingehandelten Producte und für die europäischen Tauschartikel. Der für letztere bestimmte Raum wird allgemein der „Fetisch" genannt. Um die naive Komik dieses Namens zu begreifen, muss man längere Zeit unter den Loangonegern gelebt haben. Derselbe ist offenbar in der lobenswerthen Absicht erfunden worden, etwaige Diebesgelüste, die den Eingeborenen zum Einbruch in den Waarenraum treiben könnten, in religiösen Schauder zu verwandeln. Nun unterliegt es keinem Zweifel, dass die Bewohner der Loangoküste dem Fetischglauben in der crassesten Weise ergeben sind, und in knechtischer Furcht vor der Macht der Fetische des eignen Landes leben; sie werden aber einem Weissen nie und nimmer glauben, dass die Ansammlung so wünschenswerther Dinge, wie europäische Tauschartikel es für sie sind, jemals einen mit feindseligen Kräften ausgestatteten Fetisch constituiren könnten.

Es war mir nicht möglich, bereits in Vista alle die mannigfachen Functionen kennen zu lernen, die dem Lingster obliegen. Bei Ankunft einer Karawane mit Handelsproducten tritt er als Dolmetscher und Vermittler auf; ebenso bei allen Verhandlungen streitiger Natur, die zwischen dem Agenten der Factorei und der umwohnenden schwarzen Bevölkerung nöthig werden; er hat Zutritt zu dem „Fetisch" und ist bei den Auszahlungen der Tauschartikel zugegen; er beschafft Leute, wenn solche für den Dienst der Factorei gebraucht werden. Auf diesen Mann kommt viel an, und es ist im Hinblick auf die systematisch betriebenen Belästigungen der Eingeborenen von grossem Werthe, wenn derselbe in der Landschaft eine besonders angesehene Stellung einnimmt. Eine längere Beobachtung lehrt nämlich, dass, wenn auch der Neger dem weissen Mann lieber gehorcht als dem Stammesgenossen, sein Wille, seine Furcht und Hoffnung nur von dem letzteren beeinflusst wird, dass der Neger nur durch den Neger überzeugt oder umgestimmt werden kann.

Mein Gastfreund in Vista sorgte in bester Weise für mich und gab, was Küche und Vorräthe liefern konnten. Da die Schwarzen meist geborene Köche sind, so ist man, falls keine Hungersnoth herrscht, in der Regel nicht übel verpflegt. Auch ist man häufig in der Lage das Mal durch ein Glas rothen, portugiesischen Landwein (der in grossen Quantitäten der Küste zugeführt wird) zu würzen. Als Lager erhielt ich, wie auch später in den meisten der kleineren Factoreien, eine Bettstelle mit einer Matratze von Maisstroh; Kopfkissen und Decken führt man schon der Hängematte wegen mit sich. Wir giengen durch alle Räume, und der portugiesische Agent, dessen Einsamkeit sonst nur von einem weissen Gehülfen getheilt wird, kargte

nicht mit seinen Erklärungen. Seine Worte waren mir meist unverständlich, aber wir halfen beide durch Zeichen nach. Zuletzt gelangten wir in den Garten. Hier sah ich ein buntes Gemisch von europäischer, africanischer und americanischer Gemüse- und Obstflora. Zwischen Erdnüssen, süssen Bataten und Sträuchern von Capsicum-Pfeffer fanden sich Salat, Kohl, Radieschen, Rüben. Hie und da wuchs ein Kaffeestrauch, und neben Cajù- (Anacardium occidentale), dichtbelaubten Mango- und milchsaftführenden Melonenbäumen (Carica papaya) erhoben sich mit Früchten beladene Orangenbäume, eine Specialität für Vista und Kabinda.

Die Fortsetzung der Reise führte mich am folgenden Tage in zwei Stunden am Strande hin nach Yaba, einer in der Nähe des Meeres gelegenen Factorei. Auf dem Wege beobachtete ich zum ersten Mal das Auftreten der für die Loangoküste charakteristischen Hyphaene guineensis; diese graciöse Fächerpalme tritt entweder vereinzelt auf, oder noch häufiger bildet sie lichte Haine, die sich in geringer Breite parallel dem Strande hinziehn. Von hier aus gieng ich, die Küste verlassend, landeinwärts durch Savanen, mit ihren wechselnden Beständen von Oelpalmen, Adansonien, verfilzten Gebüschen und Grasdickungen nach Kabinda, das an der schönen Bucht gleichen Namens liegt. Da die sechsstündige Reise erst um zehn Uhr Nachts ihr Ende erreichte, so musste ein grosser Theil derselben in der Dunkelheit ausgeführt werden, und die ersten kleinen Reisebeschwerden, freilich der unschuldigsten Art, stellten sich ein. Wo der schmale Pfad dichtes Buschwerk oder saftiges, hohes Schilfgras durchschnitt, legte die Tipoja die grünen Wogen auseinander wie ein Schiff, welches die See theilt, während die mit dem durchdringenden Schweisse der angestrengten Träger sich benetzenden Zweige auf meinem Gesichte zusammenschlugen. Mehrfach mussten Bäche und stehende Gewässer passirt werden, eine umständliche und dem Neuling gefährlich erscheinende Operation. Einer der Leute geht voran und sucht die Furt, dann folgt die Hängematte unter ängstlichem Hin- und Herreden ihrer beiden Träger. Fällt das Ufer, wie dies häufig geschieht, einige Fuss steil ab, so ist der erste Schritt, den der Vorderträger thut, um das Wasser zu erreichen, ein kleines Ereigniss. Nun liegt die Tipoja stark geneigt, und der Reisende, dessen Füsse sich über dem Wasser befinden, dessen Kopf noch über dem Steilufer schwebt, hat Mühe sich zu halten; erst wenn der hintere Träger denselben gefährlichen Schritt in's Wasser gethan hat, wird die horizontale Lage wieder erreicht. Der Wasserspiegel streift fast die Hängematte; die beiden Träger tasten vorsichtig auf dem schlüpfrigen oder schlammigen Grund

weiter, bis das gegenüberliegende Steilufer erreicht ist. Der vordere Mann erklimmt dasselbe mühsam, der hintere steht noch im Sumpf, meine Füsse schweben hoch oben in der Luft, der Kopf berührt fast das Wasser, und mit Fassung sehe ich noch im letzten Moment einem unfreiwilligen Bade entgegen. Besonders hülflos erschien ich mir da, wo das Wasser den Trägern bis an die Brust reichte. Sie legten alsdann die Tipojastange auf den Kopf während ich mich mit Beinen und Armen daran festklammerte, und gleichzeitig von einem der Reserveleute im Rücken unterstützt wurde. Eine unvorsichtige Bewegung meinerseits konnte die Träger zu Fall bringen, die kaum von der Stelle kamen und in der dunklen Nacht Nichts sehen konnten. Mosquitos kamen in hellsummenden Scharen herbei und benutzten meine Wehrlosigkeit, mich ungestört und ungestraft zu zerstechen. Die sumpfigen Wasser hauchten ihre gefährlichen Miasmen aus, die feuchte Atmosphäre durchtränkte die Kleider mit Thau, und alle Bedingungen für ein Fieber schienen erfüllt. Doch blieb ich vorläufig noch verschont davon, erreichte heiteren Sinnes die Bai von Kabinda und schlug mein Quartier bei einem jovialen, alten Sclavenhändler auf, der Alles that, was er mir an den Augen absehen konnte. Von dieser berüchtigten Classe von Leuten ist nur noch eine kleine Zahl an der Küste vorhanden; sie treiben jetzt ausschliesslich legitimen Handel und erscheinen häufig so gutmüthig und wolwollend, dass man Mühe hat, sie mit ihrer Vergangenheit in Einklang zu bringen.

Von allen Orts- oder Landschaftsnamen war der Name Kabinda in Europa wol der bekannteste. Portugal hatte gehofft, die Loangoküste mit in den Bereich seiner westafricanischen Colonien ziehen zu können; es glaubte den ersten Schritt hierzu gethan zu haben, indem es sich die beiden Herrscher, welche das Gebiet von Kabinda theilen, durch Beweise von Gunst verpflichtete. Diese Politik wäre gewiss durchaus weise gewesen, wenn die Machtverhältnisse jener beiden Herrscher, wie sie der portugiesischen Regierung in offenbar übertriebenen Berichten dargestellt waren, der Wirklichkeit entsprochen hätten. Aber die alten Zeiten waren längst vorbei, wo die Loangoküste mächtige Negerkönigreiche umsäumte, nördlich vom Flusse Tschiloango (5° 12′ s. Br.) das Königreich Loango, südlich davon das Königreich Kakongo mit dem Vorland von Ngoyo oder Kabinda. Die Tradition hat das Andenken an die Zeit der Könige freilich bewahrt, ihr geheiligtes Blut wird noch heute in den streng geschiedenen, mit Vorrechten überschütteten Nachkommen verehrt, und eine Anzahl starr festgehaltener, vererbbarer Würdentitel giebt Zeugniss von der einstigen Organisation der nun in Trümmer gefallenen Reiche. Trotz

der politischen Anarchie, trotz der auf kleine Dorfterritorien beschränkten Macht der feudalen Herrscher hat sich das Land seine völlige Unabhängigkeit von Europa erhalten und erscheint nach aussen hin insofern als ein geschlossenes Ganze, als eine grosse Anzahl durch Ueberlieferung geweihter Gesetze und ein gemeinsamer Glaube für alle Bewohner gilt und ihre winzigen Gebiete miteinander verkittet.

Relativ durfte die Macht der beiden Herrscher von Kabinda gross genannt werden sowol die des liberalen und wolwollenden Emanuel Puna wie die des durch Uebermuth und Bösartigkeit verrufenen Chiko Franque († 1875), aber der Besitz ihrer Territorien hätte der Colonialgewalt Portugals. wenig genutzt. Die Kabindabevölkerung hat durch ihre Wanderlust auch viel dazu beigetragen, dass die politische Bedeutung des Landes überschätzt wurde. Kabindas, wie sie südlich des Congo kurzweg genannt werden, sind längs der ganzen Küste bis nach Benguella und Mossamedes zu finden und vermiethen sich als Matrosen, Schiffer, Zimmerleute, Köche und Schneider. Ohne Frage sind sie intelligent, auch fleissig, wenn es nicht an der nöthigen Aufsicht mangelt; von ihrer Geschicklichkeit erhielt ich sogleich dadurch einen Beweis, dass mir einer der Eingeborenen in wenigen Tagen einen kleinen Reisetisch zurechtzimmerte, und ein anderer ein Beinkleid nach gegebenem Modell zuschnitt und nähte.

Von Kabinda habe ich leider nur allgemeine Eindrücke mit fortnehmen können. Die Folgen eines ärgerlichen Zufalls hinderten mich am Gehen, und als ich hergestellt war, langte ein Brief Dr. Bastians aus dem nördlich gelegenen Landana an und legte mir ein möglichst baldiges Zusammentreffen nahe. Immerhin darf ich sagen, dass kein anderer Theil der Loangoküste so lieblich und pittoresk ist wie gerade die Bai von Kabinda. Die Küste baut sich, das Meer halbkreisförmig umgebend, amphitheatralisch zu grün bewachsenen Hängen auf. Der Pflanzenwuchs ist hier reicher und erscheint trotz der kalten Jahreszeit üppig. Zahlreiche Culturen und Ansiedlungen der Eingeborenen, mehrere helleuchtende Factoreien sind eingestreut, in Hunderten von prachtvollen Exemplaren ragen die blätterlosen, riesigen Adansonien auf und geben mehr als irgend ein anderes Moment der Landschaft den Stempel des Fremdartigen. Nur wenn die Sonne unverhüllt scheint, der Himmel blau, die See ruhig ist, und das Auge mit einem Blick das weite Meer und die bergige Küste umfasst, können sich Vergleiche mit Küstenbildern des Mittelmeeres aufdrängen.

Der Weg von Kabinda nach Futila, den ich nun einschlug, umkreist die ganze Bucht, die bei guter See stets sehr belebt erscheint. Der Strand ist breit, so fest und eben, dass er zu Wettfahrten be-

nutzt werden könnte; an ihn legen sich wie ein Kranz die reichmodellirten Steilabfälle der Hügel und Plateaus. Auf diesem flachen Vorland zwischen Berg und Meer herrscht reger Verkehr und thätiges Leben; einmal dient der Strand an sich als allgemeine Heerstrasse, und man begegnet hier häufiger als irgendwo anders im Lande kleinen Karawanen von Eingeborenen, die meist in munterem Schritt ihrem Bestimmungsort zusteuern; dann aber treibt auch der Fischfang die Bevölkerung ganzer Dörfer an das Meer. Man sieht sie schon aus der Ferne in dichten Knäueln wie Ameisen hin und her eilen und kann in der Nähe den Eifer beobachten, mit welchem Jung



Fischfang mit primitivem Blätternetz am Flussufer.

und Alt an der Arbeit Theil nimmt: hier werden die auf dem Sande liegenden Canoes in die Brandung geschoben, ohne Rücksicht auf die über den Köpfen zusammenschlagenden Wogen; dort sind andre Canoes mit reichem Fang von ihrer Fahrt zurückgekehrt, und während die rudernden Männer noch den günstigsten Moment für die Landung erspähen, stürzt sich ihnen die jubelnde, schreiende Menge von der andern Seite entgegen, um das enorme, aus Pflanzenbast gearbeitete Netz aus dem Meere auf's Trockene zu ziehn. Nicht nur die Knaben, sondern auch die Männer sind oft völlig nackt, was in jedem andern Falle als die gröbste Indecenz betrachtet werden würde und nur den Fischern bei der Ausübung ihres Berufs gestattet ist. Die Gelegenheit, so viele Menschen der verschiedensten Altersstufen unverhüllt beisammen zu sehn, bot das beste Mittel, etwaige Vorurtheile über den affenartigen

Bau der Loangoneger umzustossen und mir den Eindruck zu hinterlassen, dass ich es mit einer wolgeformten Race zu thun hatte.

Bei Futila verliess ich das Meer und stieg zu dem Plateau auf, welches sich zwischen die Küste und den Unterlauf des Tschiloangoflusses schiebt. Nach Ueberwindung des steilen Abfalls, von dessen Rand ein letzter Ueberblick über die Kabindabai gestattet war, betraten wir die ausgedehnte, mit geknickten Gräsern bestandene Hochfläche; freudlos und schwermüthig, mit einem Anflug nordischer Melancholie breitete sie sich vor mir aus. Ein Witterungsumschlag hatte die ungewöhnlich lange Reihe heiterer Tage unterbrochen, und nun lagerte ein bleierner, niedriger Himmel über der abgestorbenen Savane. Diese Erscheinung ist während der Monate Juni, Juli und August nur leider zu häufig, und mit Recht nennt man den bezeichneten Jahresabschnitt die Nebel- oder kalte Zeit. Während derselben regnet es nie, und alle Feuchtigkeit ballt sich zu Nebeln zusammen, die die Sonne oft Tage lang verdecken und dem dürstenden Boden Nichts gönnen als den in kalter Nacht fallenden Thau. Die Savane, über die mein Weg führte, trug alle Zeichen der mehrmonatlichen Trockenheit: Die Gräser standen zum Theil noch mit geknickten Halmen da, zum grösseren Theil waren sie von den Eingeborenen niedergebrannt, nur hier und da ragten noch einzelne verkohlte Büschel aus dem mit Asche bedeckten Boden auf; auch die vereinzelt auftretenden Anonaceensträucher waren von der Flamme der grossartigen Feuersbrunst beleckt worden und sahen mit ihren angesengten Zweigen und geschwärzten Blättern traurig genug aus. Allerorten erheben sich aus dem lehmigen Boden die pilzförmigen Termitenbauten; zu hunderttausenden sind sie vorhanden, und wenn man denkt, welche Arbeit durch sie repräsentirt wird, so kann man sich eine Vorstellung von der Energie ihrer fleissigen und gefrässigen Erbauer machen. Grau in Grau, wie das Landschaftsbild sich hier mit seinem Himmel, seinem Boden und seiner Vegetation darstellte, machten mir die roth und violett schillernden, auffallend grossen Heuschrecken besondern Eindruck; sie flatterten in grosser Anzahl umher, und anfänglich hielt ich sie für kleine kolibriartige Vögel. Im Uebrigen liess sich nichts Lebendiges erschauen, nicht einmal Menschen, obgleich das ganze Plateau von schmalen, tennenhart getretenen Pfaden durchzogen wird.

Der Charakter des Landes änderte sich mit einem Schlage, sobald wir den Rand der zum Tschiloangoflusse abfallenden, faltenreichen Thalwand erreicht hatten. Von einem Standpuncte aus, der etwa einhundert und zwanzig Meter über dem Spiegel des Flusses lag, übersah ich ein bergiges Terrain, das sich vielfach von scharf

eingeschnittenen Schluchten durchsetzt zeigte, während das eigentliche Tschiloangothal als breite, in nordöstlicher Richtung sich verlierende Mulde erschien. Die dunkelgrünen Massen, welche den an einzelnen Stellen sichtbaren Wasserlauf einfassten, deuteten an, dass sich längs seiner Ufer üppige Galleriewaldungen hinzogen, eine Vermuthung, die sich später in reichstem Masse bestätigte. In nächster Nähe überblickte ich zum ersten Male einen grösseren zusammenhängenden Wald, einen Urwald im vollen Sinne des Wortes, wie er den feuchten Thalschluchten des Küstengebietes eigenthümlich ist, und wie das Land vor mir ihn in hundertfacher Wiederholung zeigte.

Durch einen dieser Wälder führte der Abstieg von dem kahlen Plateau in das reichgesegnete Tschiloangothal. Eine künstliche Rodung unterbrach das Dickicht da, wo sich die Schlucht gegen die Thalsohle öffnete; ein kleines Negerdorf war hier erbaut, und wenige hundert Schritte weiter, zwischen Dorf und Uferrand sah ich das Wohnhaus der zum Besitz des holländischen Hauses gehörigen Handelsfactorei Tschimfime. Ringsherum ist der Boden gesäubert, so dass eine ungehinderte Verbindung mit dem Flusse stattfindet; auf dem gegenüberliegenden rechten Ufer tritt der ursprüngliche Wald bis hart an das Wasser, das ich zu meinem Erstaunen nur vierzig Schritt breit fand. Die Windungen des Thals gestatteten weder stromauf noch stromab einen weiten Ausblick, und diese Abgeschlossenheit legte sich wie ein Rahmen um das bewunderte Bild der africanischen Flusslandschaft.

Mein Gastfreund war Portugiese, durch mehr denn dreiundzwanzigjährigen Aufenthalt mit der Küste verwachsen, der, wenn er seine Memoiren schriebe, ganz andre Dinge enthüllen könnte, als die Sensationsromane vor Ausbruch des Secessionskrieges schilderten. Man sah es an der Zucht, die unter seinen Leuten herrschte, und an der Schnelligkeit, mit der er Befehle und Antworten ertheilte, dass er, um mit Lessing zu reden, den „Rummel“ kannte. Während des Abends, den ich mit ihm verbrachte, kamen wir in das lebhafteste Gespräch; denn zum ersten Mal versuchte ich eine portugiesische Unterhaltung zu führen, und wenn dies auch nur unter Heranziehung meiner gesammten italienischen Sprachkenntniss geschehen konnte, so hatte ich doch zuweilen die Freude, verstanden zu werden und zu verstehn. Es fielen also die ersten Fesseln der Unselbständigkeit, indem ich nunmehr ohne Zwischenpersonen mit Portugiesen wie mit portugiesisch redenden Eingeborenen zu verkehren im Stande war.

Der folgende Morgen brachte ein eigenartiges Schauspiel. Aus dem Dickicht ertönte das Gemurmel von Menschen, unterbrochen

durch rhythmisch geschwungene Holzklappern und angeschlagene Metallglocken, und bald sah ich einen grossen Trupp Eingeborener aus dem Walde auf das freie Terrain der Factorei defiliren. Sie schienen sich um einen Gegenstand zu gruppiren, der von einigen ihrer Leute fortgetragen wurde. Ein Theil der Neger war phantastisch mit Federn geschmückt, ihr Körper mit weissen Streifen bemalt, über der linken Schulter hiengen mit Lappen verzierte kleine Gegenstände herunter. Andere schwangen Feuersteingewehre oder grosse Messer, noch andre hatten leere Glasflaschen in der Hand, alle aber trugen zu dem dumpfen Lärm bei, mit dem der Zug sich der Factorei näherte. Noch ehe die sonderbare Procession zum Stillstand gekommen war, liess sich bemerken, dass eine Hängematte den eigentlichen Mittelpunct derselben bildete. Ein regungslos ausgestreckter, menschlicher Körper schien darin zu liegen, und mein erster Gedanke war, dass es sich um eine Leichenfeier oder um einen Racheact für den Tod eines Erschlagenen handele. Mein Erstaunen war gross, als der Zug vor dem Hause anhielt, die Menge sich theilte, zwei grosse Fetisch-Holzpuppen aus der Tipoja gehoben und mit andächtiger Sorgfalt auf die Erde gesetzt wurden. Sie waren ungleich hoch, beide etwa wie missgestaltete Zwerge anzusehen, roth und schwarz bemalt, mit mandelförmigen Augen, kurzen Beinen. Sie sahen ganz abscheulich aus, und hätten in einer nach ästhetischen Rücksichten hergestellten Anordnung noch hinter dem Nussknacker unserer Weihnachtsmärkte rangirt. Brust und Leib zeigten sich mit eisernen Nägeln völlig gespickt, das Haupt umwogte eine Federkrone. An dem kleineren Fetisch war vorn ein Spiegel befestigt, darunter hieng eine Art schottischer Tasche, dem Fellschurz der nationalen Tracht Vornehmer entsprechend; die Hand des erhobenen rechten Arms hielt ein Messer. Glimmende Holzscheite wurden herbeigebracht und zu Füssen des grösseren Fetisches niedergelegt, während der Lärm nachliess und eine verhältnissmässige Stille eintrat.

Mittlerweile hatten sich die zahlreichen Crumanos und der Lingster der Factorei um meinen Gastfreund geschart, der der Sache mit der Miene eines gelangweilten Theaterbesuchers zuschaute. Er überreichte dem Lingster vor versammeltem Volk vier eiserne Nägel, mit denen dieser vor das Feuer trat und eine Rede in der Sprache der Bafiote — so nennen sich die Bewohner der Loangoküste — halb zu den Fetischen, halb zu den gegenüberstehenden Schwarzen hielt. Letztere hörten mit ungetheilter Aufmerksamkeit zu und unterbrachen zuweilen den Lingster, indem sie in seine Rede einfielen; zu wiederholten Malen wurden den Fetischen die vier Nägel vor die mandel-

förmigen Spiegelaugen gehalten, und ihnen dann besonders eindringlich zu Herzen geredet. Ich konnte nicht umhin, bei dem Sprechen sowol die Volubilität der Zunge wie den Fluss der Rede zu bewundern, mit dem Inhalt musste sich meine Phantasie abzufinden versuchen, so gut es gehen wollte. Immerhin war klar, dass es sich um eine Mittheilung an die Fetische handelte, damit sie wüssten, was nun mit ihnen vorgenommen werden solle. Der Lingster nämlich legte die Nägel auf das Feuer, hielt zwei davon für seinen Herren zurück und schlug von den beiden andern je einen in jeden der Fetische. Dieser Moment gab das Zeichen für den Ausbruch eines wilden Tumultes. Alles wandte sich gegen die Fetische, sprach und schrie auf sie los, drohte mit wüthenden Gesticulationen, und ich glaubte, ihre letzte Stunde sei gekommen. Doch nein! Sorgfältig wurden sie wieder eingepackt, sobald der Sturm sich gelegt hatte; die leeren Flaschen, die sich in den Händen der Ankommenden befanden, wurden mit Rum gefüllt, eine reichliche Spende von Zeug hinzugefügt, und sammt Fetischen und Hängematte verschwand der sonderbare Zug unter dem Klappern seiner Tschingongo im Walde.

Was konnte der Sinn dieser Scene sein, in welcher sich offenbar eine religiöse Ceremonie in theils grotesker, theils leidenschaftlicher Form abspielte? Meine portugiesische Sprachkenntniss reichte für das Verständniss der von meinem Gastfreund gegebenen Erklärung nicht völlig aus. Was ich vorläufig fassen konnte, war, dass Eingeborene des Flussgebiets sich ein Vergehn gegen den Agenten von Tschimfime hatten zu Schulden kommen lassen (sie hatten ein ihm gehöriges, mit Producten beladenes Canoe weggefangen), und dass nun die herbeigerufenen Fetische durch das Einschlagen der Nägel die Verpflichtung zum Auffinden der Uebelthäter übernehmen sollten. Die Leute, welche die Fetische gebracht hatten, waren Bewohner des Dorfes, in dem dieselben bewahrt wurden; sie erschienen unter Führung der Fetischdoctoren, und diese nahmen die Zahlung für die niemals umsonst geleisteten Dienste in Empfang. Das laute Einsprechen auf die Fetische geschah zu dem Zweck, diesen ihre Pflicht klar zu machen, und das Zurückbehalten der beiden Nägel sollte bekunden, dass dem Weissen ein bindendes Pfand verbliebe.

Diese Erklärung trifft den Sinn der Sache jedenfalls, aber ich behaupte nicht, dass sie absolut richtig sei. Man sieht, je länger man im Lande verweilt, ein, wie schwer es ist, die wahre Meinung der Fetisch-Ceremonien zu ergründen. Der Detailforschung, aus der sich das allgemeine Princip allein sicher abstrahiren lässt, setzen sich dadurch Schwierigkeiten entgegen, dass die Eingeborenen der In-

formation sehr abgeneigt sind und entweder Schweigen beobachten oder absichtlich falsche Angaben machen. Die Ansicht, welche ich mir während meines Verweilens in Westafrica über die religiösen Empfindungen und Bedürfnisse der dortigen Neger gebildet habe, lässt sich kurz so aussprechen: Man glaubt an ein höchstes Wesen, Nsambi genannt, aber eben weil es ein höchstes Wesen ist, bedarf der Mensch einer Vermittelung, und gerade diese macht den Kern des Fetischglaubens aus. Man legte gewissen Dingen, materiellen Gebilden natürlichen oder künstlichen Ursprungs, Kräfte bei, die den Menschen gegen die Anfeindungen seiner Mitmenschen wie der Natur schützen sollten, und nannte sie Fetische (simkissi). „Des kranken Weltplans schlau erdachte Retter" darf man sie mit dem Wort des Dichters bezeichnen, denn das Bewusstsein der eignen Ohnmacht und deren Ausbeutung durch betrogene Betrüger hat sie erzeugt. Es ist keine heitere, von Poesie umwobene Religion, mit der wir es hier zu thun haben; im Gegentheil sie ist düster und abstossend, weil sie nur dazu dient, das Böse abzuhalten, nicht aber lehrt, Gutes zu thun.

Tschimfime liegt etwa drei Stunden oberhalb der Mündung des Tschiloango. Ebbe und Flut machen sich daselbst so stark geltend, dass der lebhafte Canoeverkehr sich ganz darnach richtet. Auch ich setzte meine Reise zu Canoe fort, indem ich flussabwärts fuhr und vorläufig den Reizen der schönen Landschaft Lebewol sagte. Denn das Zusammentreffen mit dem in Landana meiner harrenden Dr. Bastian war für den Augenblick wichtiger als alles Andere. Mein Gastfreund stellte mir nicht nur sein bestes Canoe und zwölf ausgesuchte Leute zur Verfügung, sondern begleitete mich selbst. In unaufhörlichen Krümmungen windet sich der bräunliche, schmale Wasserstreifen des Tschiloango durch die mit Schlingpflanzen verwobene Galleriewaldung. In rascher Fahrt theilt unser Fahrzeug die Woge und trägt den Wechselgesang der Ruderer durch die stille Flut. Zwei Steuerleute sitzen neben einander auf dem Hintertheil des zwanzig Fuss langen Canoes und unterstützen sich gegenseitig, wo eine scharfe Curve oder die Ungunst des Fahrwassers eine schnelle Richtungsänderung verlangt. Die zehn Ruderer haben paarweise auf fünf Bänken Platz genommen und, erzogen in der Furcht des Herrn, verrichten sie in gleichförmigem Tact ihre Arbeit, ohne nachzulassen. Zuweilen werden sie durch Worte angefeuert, die sich hier nicht wol wiedergeben lassen, den Verhältnissen indessen angepasst sind; auch wird die Nilpferdpeitsche erhoben, zum Zeichen, dass sie existirt und als Damoklesschwert über dem Lässigen schwebt. Die Bewegung des Canoes ist ruckförmig und ohne seitliche Schwankungen.

durchaus vergleichbar der Bewegung des Kamels. Hier wie dort bedarf es einer kleinen Uebung zur Erlernung deutlichen Schreibens und sicherer Compassablesung während der Fahrt. Wir passiren die am linken Ufer gelegene Factorei Insono, deren später noch Erwähnung geschehen wird, und allmählich ändert sich das Aussehn der Ufer. Das heitere Grün des üppig wuchernden Waldes verschwindet, die Oelpalmen, die Bombaxbäume, die Phönixpalmen treten zurück, die blühenden Sträucher hören auf, die Lianen finden keine Stütze mehr, und die ernste Region der Mangroven, das Zeichen der Meeresnähe beginnt; ernst ist sie durch ihre Einförmigkeit und durch die vernichtende Herrschaft, welche sie jeder andern Vegetation gegenüber ausübt. Das dunkle Laubdach der Mangroven beschattet ganze Länderstriche, wo es nur immer dem Meerwasser gestattet ist, sich mit dem süssen Wasser der Flüsse zu mischen. Kein andres Beispiel so ausgedehnten Baumschlags bieten die Tropen, denn alle übrigen Wälder sind durch gemischte Bestände charakterisirt.

Das Rauschen des Meeres kündet das baldige Ende unserer Fahrt an. Die flachen Ufer werden lichter, denn die Continuität der Rhizophoren erleidet durch Palmengebüsche und sumpfige Grasflächen Unterbrechungen. Das Wasser des Flusses ergiesst sich mit der Geschwindigkeit eines Bergstromes in das Meer, nicht weil sein Bett stark fällt, sondern weil die Ebbe gerade heftig ausläuft. Der Tag neigt sich, und bei der letzten Windung sieht man den röthlichen Sonnenball hinter der weissschäumenden Barre verschwinden, einen Augenblick getragen von dem verschmelzenden Laubdach der beiden Uferwälder.

Wir legen an, wo der Meeresstrand vom Tschiloango durchbrochen wird. Hier erhebt sich rechts die stattliche Factorei des sehr geachteten Liverpool-Hauses Hatton & Cookson; links aber ragt einsam ein vereinzeltes, prachtvolles Exemplar der Mangrove aus dem Sande auf. Dieses auffallende Auftreten deutet darauf hin, dass die Strandverhältnisse Aenderungen erlitten haben, und dass Stellen, die jetzt trocken sind, einst der Feuchtigkeit zugänglich waren; eine Annahme, welche volle Berechtigung hat und sich aus gewissen, heftigen Dünungserscheinungen des Meeres erklären lässt.

Nördlich und südlich von der Tschiloango-Mündung fällt der Blick auf Hügelbildungen, mit denen die breite Thalmulde des Flusses abschliesst. Die im Süden gelegenen haben die Form eines felsigen Vorgebirges, das in steilem Absturz in's Meer fällt. Nur zur Zeit des Niedrigwassers werden die Trümmerblöcke am Fuss freigelegt, und alsdann ist es möglich, über sie hinwegzuklettern und den ebenen

Weg in der Richtung auf Futila wieder zu gewinnen. Am nördlichen Abhang dieses Vorgebirges liegt Landana, wo Dr. Bastian mich erwartete. Der Weg dorthin, nur zwanzig Minuten erfordernd, führt über einen schönen Strand, der dem von Kabinda an Breite und Festigkeit wenig nachgiebt. Hinter seinem flachen Dünenwall dehnen sich weite Lagunen aus, die durch Canäle mit dem Tschiloango in Verbindung stehn, und nur Mangrovevegetation aufweisen. Wo aber die eigentliche Thalwand sich erhebt, beginnt sogleich die Mannigfaltigkeit der Savanen, Buschwälder und Adansonien.

Das Bewusstsein, nunmehr Dr. Bastian wiederzusehn, belebt von Neuem die schmerzliche Erinnerung an die Katastrophe der „Nigretia", und bewegten Herzens begrüsse ich den Mann, der mehr als jeder andere bereit war, das Unglück mit mir zu theilen und es zu dem seinigen zu machen.



Krone der Oelpalme mit Frucht- und Blüthenständen.



Papyrus-Staude.

# CAPITEL III.

Wahl der Station Tschintschotscho. — Unterhandlung mit den Häuptlingen. — Errichtung der Station. — Astronomische Beobachtungen. — Bedenken der Eingeborenen. — Reise nach Tschissambo. — Savanen und Thalwälder. — Nsiamputu. — Besuch der Dörfer. — Kriegsfetische. — Lembefetisch. — Prinz Amaniama in Nkondo. — Ein uralter Negerfürst. — Nächtliche Tänze. — Der Häuptling von Nkondo-Ndindschi. — Der Tschiloangofluss. — Reise in der Regenzeit. — Tropische Regen. — Uferlandschaft. — Palaver in Mankatta Osobo. — Der Luëmmefluss. — Der Lagunenfluss von Massabe.

Das Gebiet um Landana wird von den benachbarten Eingeborenen als eine Art Freistätte für die Weissen angesehen. Es liegen daselbst mehrere bedeutende Factoreien, eine holländische, eine französische und eine portugiesische. Sehr bald nach meiner Ankunft siedelten sich auf demselben Territorium auch französische Missionare an, erfahrene und gewandte Männer, welche die katholische Station am Gabun ausgesandt hatte.

Wir nahmen die Gastfreundschaft des holländischen Hauses in Anspruch. Der Agent, Herr Viervant, that Alles für uns, was er konnte; er wurde der wärmste und aufrichtigste Freund der Expe-

dition. Der Tod ereilte den trefflichen Mann nach Jahresfrist, als er, vom Klima entkräftet, der Heimat zustrebte: daher ziemt es unserer Dankbarkeit, seinen Namen in Ehren hier zu nennen.

Dr. Bastian und ich beriethen unverzüglich, wie die erlittenen Verluste am schnellsten auszugleichen seien. Vor Allem kam es darauf an, die Zwischenzeit auszunutzen und einen geeigneten Punct für die Anlage der beabsichtigten Station zu finden.

Diese hatte nach den in Berlin festgesetzten Instructionen einen doppelten Zweck zu erfüllen. Sie sollte in erster Linie ein Stützpunct für alle von der Loangoküste aus unternommenen Reisen in's Innere sein; ein Depôt sowol wie eine Vermittlungsstelle für die Beziehungen zwischen Europa und der im Innern befindlichen Expedition. In zweiter Linie hatte sie den Zweck, einer systematischen Erforschung des Küstengebietes in naturhistorischer Beziehung zu dienen. Es sollten Sammlungen daselbst angelegt und den heimatlichen Museen zugesandt werden. Dies erschien um so dankbarer, als das Land in jeder Beziehung unerforscht war. Bei der Auswahl des Ortes waren hygienische Rücksichten mit bestimmend. Wir entschieden uns, nach Abwägung der Vortheile, welche die in Aussicht genommenen Localitäten boten, für den Ankauf einer aufgegebenen, beinahe verfallenen Factorei zu Tschintschotscho. Die einzige noch in Betrieb befindliche Factorei weit und breit lag nur wenige hundert Schritt von dem Orte unserer Wahl entfernt, gehörte dem holländischen Hause und wurde von Shr. Moreira, einem Portugiesen verwaltet; zwischen diesem Manne und der Expedition entwickelten sich nach und nach Beziehungen der loyalsten Art, bis auch ihn das Klima dahinraffte.

Tschintschotscho gehört zur Landschaft Tschiloango, wie das von den Flüssen Luémme im Norden, Tschiloango im Süden eingefasste Küstengebiet genannt wird. Von der Mündung des letztgenannten Flusses nur drei Seemeilen entfernt, erhebt sich die Station in 5° 9′ 14″ südlicher Breite und 12° 3′ 45″ östlicher Länge von Greenwich auf einem sandigen Plateau, das fast senkrecht zehn Meter tief gegen den hundert Schritt breiten sandigen Strand abstürzt. Man hat von dieser Höhe aus einen freien, ungehemmten Blick über das Meer, während sich auf der Landseite sanfte Hügel erheben, die letzten Ausläufer des welligen Terrains, das bis zur ersten grossen Waldbarriere reicht. Eine Lagune füllt die nächst gelegene, südöstliche Thalsenkung aus und dehnt sich mit theilweise dichten Mangrovebeständen bis zum Tschiloango; die schädlichen Wirkungen der Ausdünstungen sind wenig zu fürchten, weil den Tag über, von zehn Uhr

Morgens an, eine frische, oft unerwünscht heftige Seebrise weht und weil der nächtliche Landwind selten aus der Richtung der Lagune kommt. Gutes Trinkwasser quillt, zwanzig Minuten entfernt, aus dem Grunde eines Thälchens hervor, das hinter der nächsten Hügelreihe eingesenkt ist. Die Grasbestände bedecken die Gegend weithin, sind aber vielfach durch kleine Gruppen von Gebüsch und Bäumen wie durch einige grössere Buschwälder unterbrochen. Zahlreiche Culturen, namentlich von Maniok, deuten auf viele Dörfer, die alle unter einander durch ein Netz schmaler Pfade verbunden sind. Politisch hängt die Landschaft von etwa fünf Häuptlingen ab, die unter sich in einer nach Rangstufen gegliederten Gemeinschaft stehen; sie fehlen nie, wenn es gilt von den Fremden ihre Abgaben zu erheben, und mit ihnen hatte ich mich nun in erster Linie zu verständigen. Dr. Bastian war gezwungen, sogleich nach der Auswahl des Platzes für die Station weiter zu reisen, da seine Rückkehr nach Europa nahe bevorstand. Die Abmachungen mit den eingeborenen Machthabern liefen wie immer auf eine Zahlung von Zeug und Rum hinaus. Die Unterhandlung, das sogenannte „Palaver“, bot keine besonderen Schwierigkeiten, und liess nicht ahnen, zu einer wie zeitraubenden Gedulds- und Verstandesprobe ähnliche Zusammenkünfte sich gestalten können. Palaver (Fiote: mkanu, Portugiesisch: fundamento) finden nicht nur zwischen Eingeborenen und Weissen, sondern auch zwischen Eingeborenen allein statt und sind der hervorragendste Zug ihres öffentlichen Lebens. Die Bafiote, d. h. die Bewohner der Loangoküste, ersetzen durch das Wort, was bei wilderen Stämmen das Schwert entscheidet, und suchen sich ein bestrittenes Recht vor den versammelten Grossen der Landschaft in tagelangen Redeschlachten zu erkämpfen.

Die Häuptlinge um Tschintschotscho führen zum Theil sehr vornehme Titel, wie Samano, Mambuku, Muboma, die sie hoch in der socialen Rangordnung der Bafiote stellen. Ausser ihnen giebt es noch eine Anzahl kleinerer Herren, die sich am liebsten als feudale Grafen und Marquis betrachtet sehen würden. Alle sind einig in dem Streben, dem Weissen auf gütliche Weise oder durch Quälerei und Unverschämtheit das erreichbar grösste Quantum an Zeug und Rum zu entlocken. Man darf sie darum nicht schelten, denn sie handeln im guten Glauben, und vor solchem war ja selbst das Ketzerverbrennen gerechtfertigt.

Die Thätigkeit, die mir zunächst bevorstand, war keine beneidenswerthe: ich hatte aus der elenden Hütte von Papyrusschäften, die sich auf dem schlecht eingezäunten Hofe erhob, eine bewohnbare Stätte nicht nur für mich, sondern für alle noch zu erwartenden Ge-

führten herzustellen. Ausschliesslich auf schwarze Handwerker angewiesen, mit denen ich mich nur auf das Nothdürftigste verständigen konnte, und die sich zu doppelter Faulheit berechtigt fühlten, weil sie es mit einem Neuling zu thun hatten, sah ich mich gezwungen, selbst den Bauaufseher zu spielen und wochenlang, Tag für Tag, die Machtlosigkeit des Europäers gegen den passiven Widerstand des Africaners zu fühlen. Von dem alten Hause blieb kaum mehr stehen als die Pfosten und die Unterlage des Daches. Ich liess aus Kabinda Bretter kommen, um den Boden zu dielen; die Eingeborenen der Nachbarschaft fertigten neue Papyruswände und ein neues Dach an, es wurden Thüren und Fenster gezimmert, die nothwendigsten Tische verfertigt und Küchen- und sonstige Hausgeräthschaften aus Banana und Landana bezogen. Nach zweimonatlicher Arbeit war Alles wenigstens nothdürftig fertig, die Station konnte functioniren und bot Platz für fünf Europäer, die sich dann freilich sagen mussten, unter allen Weissen der Küste am bescheidensten untergebracht zu sein. Nach Ankunft des Dr. Falkenstein (November 1873) gieng die Sorge der Instandhaltung und Erweiterung der so geschaffenen Heimat auf diesen über, da meine Aufgaben mich von Tschintschotscho fern hielten, und ich daselbst nur noch im Interesse auszuführender Reisen zu verweilen hatte.

So wenig nun diese erste, dem Bau der Station gewidmete Zeit die Wünsche nach Explorirung fremder Gegenden erfüllte, so war sie mittelbar doch von grossem Werth; denn sie stellte mich mehr und mehr auf eigne Füsse und lehrte, wie auch ohne Unterstützung eines bereits erfahrenen Weissen mit den Eingeborenen zu verkehren sei. Im Allgemeinen sind die neu ankommenden Europäer geneigt, die Neger mit einer gewissen Bonhommie zu behandeln, weil sie deren gefährliche Eigenschaften unterschätzen und gegen die schädlichen Folgen eines falschen Auftretens durch die respectirte Autorität ihres Gastfreundes oder durch ihre eigne untergeordnete und deshalb nicht verantwortliche Stellung geschützt sind. Denn die Eingeborenen wissen sehr wol, dass es in jeder Factorei immer nur Einen giebt, der Befehle ertheilt und die Verantwortlichkeit hat; an diesen halten sie sich und suchen sich seines kleinen Fingers zu bemächtigen, um dann die ganze Hand zu bekommen. Ein gleichmässig ruhiger Ernst, Gerechtigkeit, Strenge und vornehme Freigebigkeit, nicht aber Verschwendung, tragen am meisten dazu bei, dem Weissen Ansehen bei der schwarzen Bevölkerung zu geben. Aber es ist ausserordentlich schwer, stets auf der schmalen Bahn des Gleichmuths zu wandeln, sich niemals zum Zorn oder zu rücksichtsloser Bestrafung

hinreissen zu lassen; es kommen Stunden der Verzweiflung, der Krankheit, des Verraths, wo man ein Gott sein müsste, um ruhig zu bleiben.

Alle Zeit, welche ich nicht mit meinen schwarzen Bauleuten und mit Beschaffung des Baumaterials oder des stets zerbrechenden Handwerkszeuges verbrachte, wurde zu Ausflügen in die nächsten Umgebungen sowie zur Anknüpfung neuer, stets instructiver Beziehungen mit alten Küsten-Portugiesen verwendet. Die kalte Nebelzeit war noch nicht zu Ende, die Gräser sahen noch grau, die mächtigen Adansonien unbelaubt aus; die Nächte waren so kalt, dass ich auf meiner Maisstrohmatratze unter zwei wollenen Decken schlief und selbst bei Tage wärmer gekleidet gieng, als wir es bei uns im Hochsommer zu thun pflegen. Meine astronomischen Beobachtungen, die sowol zur genauen Bestimmung der Lage der Station wie auch, um die Taschenuhren stets in Controle zu halten, an allen klaren Abenden durchgeführt wurden, beschäftigten mich häufig in der ersten Hälfte der Nacht und ihre Berechnung am folgenden Tage. Gerettet aus dem Schiffbruch waren drei Taschenuhren, ein Prismenkreis, der Quecksilberhorizont und die Jahrbücher; ferner zwei Aneroidbarometer, ja sogar ein Thermometer, das unversehrt an dem zerbrochenen, von Prof. Neumayer in Australien gebrauchten, der Expedition geschenkten Quecksilberbarometer erhalten war. Es fehlte mir also Nichts für die nächtliche Arbeit. Nur that ich vielleicht des Guten zu viel, wenn ich die Beobachtungen länger ausdehnte, als absolut erforderlich war. Es schien mir aber nöthig, für die wichtige Aufgabe der geographischen Ortsbestimmung diejenige Uebung zu erlangen, die sich nur auf africanischem Boden selbst erwerben lässt. Denn man kann in der anmuthenden Ruhe einer europäischen Sternwarte ein sehr guter Beobachter sein und wird dennoch in Africa, namentlich bei Sextanten-Beobachtungen, anfänglich mittelmässige Resultate erhalten. Dem häufig ermüdeten, durch Krankheit geschwächten oder durch heranziehendes Fieber erregten Körper fehlt oft die stetige, sichere Hand, nur zitternd vermag man das Instrument zu halten; dem auf dem Boden aufgestellten Quecksilber-Horizont droht von Seiten umherlaufender Hunde, Schweine oder Ziegen die Gefahr der Verschüttung; neugierige Neger — sie brauchen gar nicht feindlich gesinnt zu sein — führen ein lautes, auf die Manipulation des Weissen bezügliches Gespräch oder tanzen singend bei lautem Trommelschlag; Mosquitos kommen in immer erneuten Scharen, setzen sich auf Stirn, Nase und Hand des Beobachters und folgen ihm, wenn er sich vor der Laterne zusammenkauert, um Uhr und Instrument abzulesen

und die Ablesungen anzuschreiben. Diese an sich kleinen Leiden sind für eine Beschäftigung, deren ganzes Wesen auf Präcision beruht, von einschneidender Wirkung; sie gestalten sich zu Fehlerquellen, die das Resultat empfindlich schädigen könnten, wenn sie nicht durch Gewöhnung und Abhärtung eliminirt würden. So kommt es, dass die schlichten Zahlenangaben der geographischen Länge und Breite, durch die wir einen Ort auf der Karte Africas fixiren, meist die Frucht mühseliger Arbeit sind.

In den ersten sechs Wochen meines africanischen Aufenthaltes fühlte ich mich körperlich wol. Nach der langen Seereise konnte die wiedererlangte Freiheit der Bewegung und der Action nur wolthuend wirken; die Hitze hatte nichts Bedrückendes, und ein stets reger, zuweilen an Heisshunger streifender Appetit stellte sich ein. Nur der Moment des Erwachens war stets unbehaglich und zeigte, dass der Körper in fremdartige Lebensbedingungen gestellt war. Ich fühlte alsdann ein ungewohntes Ziehen in den Gliedern, ein übermässiges Verlangen, mich zu recken, hatte einen benommenen Kopf und konnte mich einer sorgenvollen Stimmung nicht erwehren. Erst nachdem ich mir äusserlich und innerlich einen gehörigen Stoss versetzt, gehörte ich ganz dem neuen Tage an und freute mich der neuen Existenz.

Diese erste Zeit des Wolbefindens täuscht gar leicht über die Zukunft und befestigt die bei vielen Neulingen anzutreffende Meinung, dass wol alle übrigen Menschen dem zerstörenden Einfluss des Klimas, besonders dem Fieber unterworfen sein mögen, dass sie selbst aber sicher davon verschont bleiben würden. Ein gesunder Pessimismus liess mich in dem Eintreten des Fiebers nur eine Frage der Zeit sehn, die sich denn auch nach sechs bis acht Wochen des Aufenthaltes in Loango erfüllte.

Zu den Künsten, die der Anfänger möglichst bald zu lernen hat, gehört die des Bezahlens. Gemünztes Geld kennt man, wie schon erwähnt, nicht. Im Verkehr der Weissen unter einander werden zwar alle Berechnungen nach portugiesischen Reis fracos aufgestellt, den Eingeborenen gegenüber aber wird nach Zeugeinheiten gerechnet, nach dem sogenannten Cortado (auch Peça genannt) und nach dem Panno. Es ist ein Cortado = vier Pannos = sechs englischen Yards. Als Wertheinheit gilt ein Stück Baumwollenzeug mittlerer Güte von der Länge eines Cortado. Die Stoffe werden schon in Europa so gelegt, dass man kein Mass nöthig hat und nur die Lagen eines Stückes abzuzählen braucht, um zu wissen, wie lang es ist. Die Neger, die an der Grenze des Litorals und des Buschlandes wohnen, behaupten frei-

lich, zwei Pannos seien so viel Zeug, als sie mit ausgestreckten Armen spannen könnten.

Die Factoreien pflegen für den Cortado ein Milreisfracos, etwa drei Reichsmark, und darüber zu berechnen. Der Werth aller übrigen Tauschartikel wird nun dem entsprechend ausgedrückt. Es gelten z. B.

| | |
|---|---|
| ein grosses Faschinenmesser | zwei Pannos, |
| eine kleine gewebte Mütze | einen Panno, |
| ein Tischmesser | einen Panno, |
| zwei kleine Spiegel | einen Panno, |
| ein Hemd | sechs Pannos, |
| ein baumwollener Schirm | vier Pannos, |
| eine Gallone Branntwein | vier Pannos. |

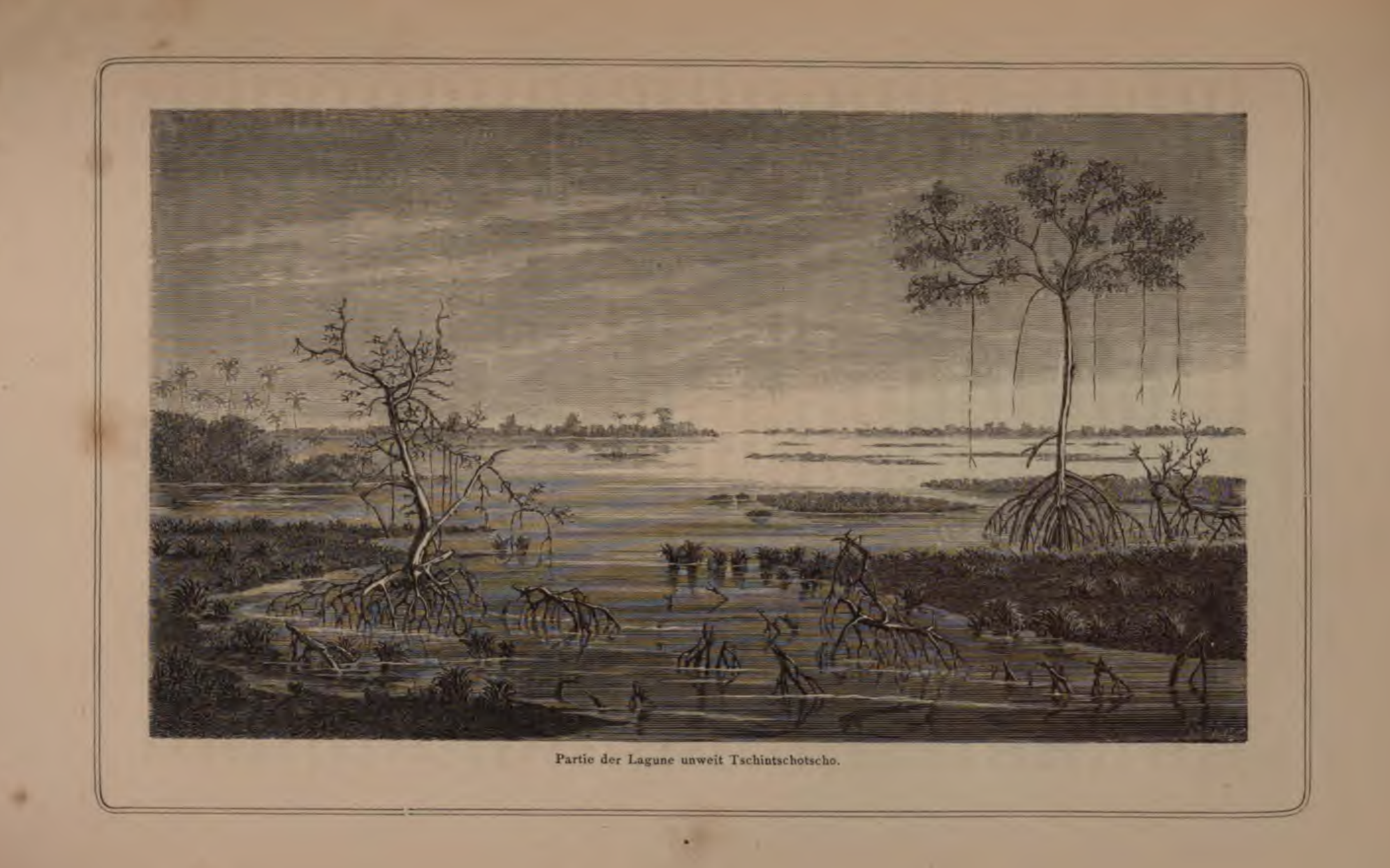
Von den beiden, ursprünglich mir zuertheilten Mitgliedern der Expedition musste von Görschen bald nach seiner Ankunft in Africa zurückkehren, von Hattorf aber befand sich noch in Banana. Die ganze misstrauische Neugier der Eingeborenen concentrirte sich also auf mich. Ein Weisser, der ein Haus gekauft hatte und keinen Handel darin trieb, der ganz gegen alles Herkommen zu Fuss und ohne Hängematte die Gegend durchstrich, sich in den Dörfern umschaute, die gewöhnlichsten Geräthschaften betrachtete und fortwährend in einem Buche schrieb, der endlich bei Tage die Sonne und Nachts bei Laternenschein die Sterne beobachtete und auch dabei noch schrieb — was konnte der wollen? Die Fama, nirgendswo so geschäftig wie in Africa, trug die Kunde von mir schnell weithin. Einige vornehme Eingeborene wandten sich heimlich an lang angesessene Weisse, um zu erfahren, in welcher Absicht ich gekommen sei? Unter Anderem wurde ihnen geantwortet, in „Mputu," das heisst in Europa, sei ein Stern verloren gegangen, und ich sei ausgeschickt worden, ihn im Lande der Schwarzen wiederzufinden. Aber das beruhigte nur Wenige. Ein grosses Misstrauen blieb zurück, und ich musste Alles von der Zeit und einem gerechten, aber furchtlosen Auftreten erwarten.

Da die für den dauernden Aufenthalt in der Station bestimmten Gefährten erst im November erwartet wurden, die verlorne Ausrüstung der Expedition in Europa neu beschafft werden musste, die Regenzeit nicht mehr fern war, so durfte ich an Unternehmungen grösseren Umfanges vorläufig nicht denken. Wol aber schien es angezeigt, das Terrain darauf hin zu recognosciren, wo dem Vordringen in's Innere der geringste Widerstand entgegengesetzt werden würde; und um keine Zeit zu verlieren, unternahm ich die erste dieser Reisen bereits im September 1873.

Der europäische Handel hat von dem schmalen Küstenstrich aus seine Fühlhörner, namentlich längs der Flussläufe, schüchtern ausgestreckt, jeden Augenblick gewärtig, sie wieder einziehn zu müssen. Zur Zeit meiner Ankunft gab es mehrere von Weissen oder Mulatten besetzte, vorgeschobene Posten, über die hinaus man noch ohne grosse Mühe bis zu den Wohnsitzen derjenigen schwarzen Händler vordringen konnte, die mit jenen Europäern in directer Handelsverbindung stehn.

Ich brach in der Frühe des achtundzwanzigsten September mit meinen Leuten auf und durchschritt das Hügelland zwischen der Küste und der einige Stunden nördlich davon gelegenen Lagune von Tschissambo. Der Weg führt durch Savanen, hebt und senkt sich innerhalb einer Höhendifferenz von siebzig Metern in ununterbrochenem Wechsel, so dass ebene Strecken kaum vorkommen. Eigentliche Wälder werden nicht passirt, wol aber sieht man von den Rücken der Hügelzüge zuweilen auf die Laubdächer der Thalwälder hinab, die für diese Gegend so charakteristisch sind. Ein Busch, den man durchschreiten muss, zeigt mehr strauchartigen Habitus, weil hochstämmige Bäume selten sind. Der Boden ist trocken und das blaugrüne Laub contrastirt mit den lichteren Färbungen der Schlinggewächse. Von einer kleinen Anhöhe aus sieht man auf eine zum Meer sich öffnende Thalsenkung, die mit kleinen Gruppen von Fächerpalmen bestanden ist. Rechts und links vom Wege liegen einige elende Dörfer, und man durchschneidet ein Dorf des Mambuku von Nsonyo, des zweithöchsten im Range unter den steuererhebenden Grossen von Tschintschotscho. Nach zweistündigem Marsch steigt man über ein grünes Vorland zur Lagune hinab, deren breiter Wasserspiegel von unten entgegenschimmert. Es herrscht feierliche Stille ringsum; ein Volk Reiher ist das einzige, was diese unterbricht. Am Ufer der Lagune aber wird es wieder lebendig. Der Agent der Factorei von Tschissambo hat seine Neger mit dem Canoe über die Lagune geschickt, um mich an der verabredeten Stelle abzuholen.

Sie langen nach mir an und wollen nicht aus dem Canoe in's seichte Wasser steigen, um es näher dem Ufer zu bringen. Unter lautem Schreien sucht ein Jeder die sämmtlichen übrigen Gefährten zu diesem Opfer zu überreden, bis endlich Alle aussteigen und das Fahrzeug bis auf zwanzig Schritt gegen das Land schieben. Sorgfältig werde ich von zweien meiner Leute durch den morastigen Boden getragen und nehme im Canoe Platz, das auf beiden Seiten von den im Wasser stehenden Schwarzen umgeben ist. Einer sucht den Andern von vorzeitigem Einsteigen abzuhalten, und lebhaft disputirend steuern sie mit dem Fahrzeug dem tieferen Wasser zu;



Partie der Lagune unweit Tschintschotscho.

schon nach wenigen Schritten steigt einer der Neger ein; dagegen protestiren die andern, indem sie selbst einsteigen. Dadurch aber wird das Canoe wiederum so belastet, dass es in dem noch immer seichten Wasser festsitzt, und neuer Streit darüber beginnt, wer und wieviele nun aussteigen sollen. Neues Aussteigen, neues Schieben, neues Einsteigen, neues Festsitzen; so geht unglaublich viel Zeit verloren, bis man endlich mit allen seinen Negern wirklich schwimmt und in nordnordöstlicher Richtung der Mitte der Lagune zusteuert. Gleich zur Linken befindet sich der Abfluss, der sich dicht bei Massabe mit dem Luëmmefluss vereinigt und der selbst wieder aus einer Reihe von Lagunen besteht. Die Lagune von Tschissambo gleicht einem norddeutschen Waldsee; das Wasser sieht schwarz aus wie das der Spree; es ist brakig, aber die Neger trinken es. Die Ufer steigen sanft an, einzelne höhere Hügel, die wenige hundert Fuss nie überschreiten, wechseln mit Savanen und waldigen Böschungen. Das Wasserbecken ist elliptisch, die grösste Breite misst zwei und eine halbe Seemeile, die grösste Länge drei Seemeilen. Die zurückzulegende Strecke war also nicht gross, obgleich wir die Lagune in ihrer ganzen Länge zu durchschneiden hatten. Trotz der nur anderthalbstündigen Fahrt zeigten sich die Leute, welche im Stande sind sechs Stunden hinter einander zu rudern, viel lässiger als auf der Tschiloangofahrt. Das kam hauptsächlich daher, dass jetzt der Herr fehlte, und dass die Neger ähnlich von mir dachten wie Soldaten von dem General einer fremdländischen Armee, nämlich, dass er ihnen eigentlich gar Nichts zu befehlen habe. Dies hielt mich indessen nicht ab, sie anzutreiben. Das Wort „kuila“, d. h. rudern, hatte ich bereits aus der Fiotesprache aufgeschnappt, ebenso einige der beliebtesten portugiesischen Scheltwörter; in wechselnder Folge, mit dem nöthigen Muth ausgesprochen, verfehlten sie ihre Wirkung nicht, die noch durch Anschlagen der Hand an die Wandung des Canoes erhöht wurde. Die Art und Weise des Ruderns fand ich analog der bereits beobachteten: die Neger sassen auf den Rändern des Canoes etwa fünf auf jeder Seite und setzten ihre kurzen Handruder im Tacte ein; hinten befanden sich die beiden Steuermänner auf gemeinsamer Bank. Da die Leute sich freier fühlten, so entwickelte sich auch ihr Gesang freier; sein rhythmisches Einerlei erhielt durch den improvisirten Text stets neues Leben. Das Ganze stellte sich als eine Art von Recitativ dar. Einer der Leute begann im singenden Ton eine Geschichte zu erzählen, die an bestimmten Absätzen von dem Chor in conventioneller Weise aufgenommen wurde. Zuweilen liess sich nur ein murmelndes Piano vernehmen, zu andern Zeiten aber,

namentlich wenn die Improvisation zur Begeisterung und zum Applaus hinriss, entstand frenetisches Gebrüll. Dazwischen wurden auch portugiesische Strophen eingeschaltet, die ad usum Delfini d. h. für den Weissen bestimmt waren, und in denen die beiden Worte „branco matabischu“ die Hauptrolle spielten. Branco heisst Weisser, matabischu aber ist eine Verstümmlung von „matar o bicho“, wörtlich den Wurm tödten, bildlich Schnaps trinken, und zum Hauptwort gemacht, ein Glas Schnaps. Kein Wort wird an der Loangoküste so häufig gehört wie das Wort Matabischu, es entspricht in dieser Beziehung dem Bakschisch Aegyptens.

In Tschissambo empfing mich mein Gastfreund Miguel Reale, ein Spanier, jedenfalls einer der erfahrensten Männer an der Küste. Die wenigen Spanier, die seit der Einführung des legitimen Handels im Loangolitoral zurückgeblieben sind, werden dort zu den Portugiesen gerechnet, haben auch deren Sprache und Sitte völlig angenommen, so dass die nationalen Gegensätze nur zum Ausdruck kommen, wenn der Wein oder das Spiel die Gemüther erhitzt hat.

Tschissambo liegt unter 5° 0,'0 südlicher Breite und 12° 6,'2 östlicher Länge von Greenwich. Es ist eine sehr einsame Factorei, die von Don Miguel ausserordentlich praktisch hergerichtet ist. Das Haus ruht auf Pfeilern und ist aus den armdicken Blattrippen der Bambuspalme erbaut. Von der Veranda übersieht man den See, während sich auf der andern Seite eine grosse, von Wald umschlossene Grasfläche hinzieht. Jede Factorei trägt mehr oder weniger den Stempel ihres Besitzers; wer mit den westafricanischen Verhältnissen vertraut ist, sieht sogleich, ob ein erfahrener Mann darin wohnt oder nicht; im ersteren Fall ist ein Garten vorhanden, der die Küche mit Salat und Gemüse versorgt, es fehlt nicht an Hühnern, Enten und Ziegen, noch einigen Hammeln, weil stets der rechte Moment wahrgenommen wird, wo diese von den Eingeborenen gezogenen Hausthiere zum Verkauf angeboten werden oder weil die Eingeborenen dem einem Händler zuführen, was sie dem andern verweigern. Die Küche ist im Stande und besitzt einen Backofen für die Brotbereitung. Die Crumanos sind in strenger Zucht und sorgen dafür, dass die Factorei, der Hof, die eigenen Hütten ein reinliches Aussehn haben; es giebt einen Wäscher, einen Schneider und einen Tischler. Vor Allem ist für einen guten Koch gesorgt, der seine Kunst nach portugiesischen Traditionen ausübt, dabei aber gewisse Reminiscenzen der einheimischen Küche beibehält. Es herrscht das Streben, die europäischen Conservenbüchsen nur im Nothfall zu öffnen und die Malzeit aus dem herzustellen, was das Land selbst liefert.

In diesem Sinne hatte Miguel sein Hauswesen eingerichtet. Ich sah hier zum ersten Mal Feigenbäume cultivirt und fand die Früchte durchaus wolschmeckend. Auch bot sich mir die Gelegenheit, einen Elfenbeinschnitzer zu beobachten, den mein Gastfreund hatte kommen lassen. Ich traf den schwarzen Künstler in einer Ecke der Veranda, auf einer Matte sitzend, in seine Arbeit versenkt, einen grossen Stosszahn haltend. Die Art und Weise, wie er zu Werke gieng, erschien mir wegen der Einfachheit der angewandten Mittel besonders bemerkenswerth. Auf einer den ganzen Zahn umwindenden Spirale ist, an die Anordnung der Trajans-Säulen erinnernd, eine Anzahl (vierzig bis hundert) Figuren aufgezeichnet, die zunächst mit einem spitzen Stück Metall eingeritzt werden; daraus wird mittelst zweier kleiner Meissel, zuweilen auch mit Nägeln, und einem Holzklöppel ein Basrelief herausgearbeitet, und das Ganze alsdann mit einem kleinen Messer geglättet. Mehrere Zähne dieser Art sind in den Berliner und Leipziger Museen aufgestellt.

Don Miguel hatte versprochen, mich nach Nkondo zu begleiten, wo der Prinz Amaniama, ein sehr einflussreicher Neger und grosser Händler, wohnte. Dadurch wurden mir alle Lasten, die auf spätern Reisen den besten Theil meiner Zeit und Arbeitskraft beanspruchten, abgenommen, und ich konnte, unbekümmert um widerspänstige Träger und intriguirende Negerfürsten ganz meiner Beschäftigung leben und wenigstens für kurze Zeit das Ideal einer Forschungsreise verwirklicht sehen, das die folgenden Jahre in Trümmer zerschlugen.

Nkondo lässt sich in zwei Tagereisen erreichen. Unser nächster Zielpunct war die weit und breit isolirte Factorei Nsiamputu. Auf dem Wege dorthin schien es besonders anziehend, den allmählich sich ändernden Charakter der Landschaft aufzufassen. Das Terrain bleibt zwar hügelig und coupirt, aber die Gliederungsmomente nehmen grossartigere Dimensionen an, die Rücken werden breiter, die Schluchtenwälder ausgedehnter. In grösserer Zahl als bisher, in einzelnen Exemplaren über die Savane ausgestreut, tritt ein verholzter Strauch auf, die Anona senegalensis, wegen ihrer orangegelben Früchte von den Negern „Mblolo m ntandu“, d. h. Melonenbaum der Savane genannt. Mit diesem Strauch wechselt beim weiteren Vordringen eine Hymenocardia ab, ein graciöser Baum halb Oliven-, halb Myrtenform, die „Pallabanda“ der Eingeborenen. Er charakterisirt die Savane auf weite Strecken und giebt ihr ein bis dahin unbekanntes Ansehn. Seiner Rinde werden ähnlich giftige Eigenschaften zugeschrieben wie der des Nkassabaumes, als deren Surrogat sie bei Gottesgerichten, verwandt und dem der Zauberei Angeklagten eingegeben werden

soll. Aber auch die Wälder erscheinen nur mannigfaltiger und grossartiger: die hochstämmigen Bäume mehren sich, die verholzten Lianen haben trotz ihrer phantastischen Verschlingungen oft fussdicke gewundene Stämme. Bei den häufig nothwendigen Passagen durch die Sümpfe der Thalsohlen entfaltet der Urwald seine ganze Pracht, die in der Vereinigung der verschiedensten Pflanzentypen besteht: Hochwald, niedersinkende Lianen und aufschiessende Blattgewächse sind innig mit einander zu unentwirrbaren Pflanzenchaos verbunden. Was solchen Anblick noch eindrucksvoller macht, das sind die schroffen Uebergänge von einer Vegetationsform in die andere — von der Savane zum Walde und wiederum von diesem zur Savane. Der Wald ist eben in erster Linie an Feuchtigkeit gebunden, die ihm hier die Thalfalten allein in genügender Menge bieten; die trockneren Hügelrücken und die plateauähnlichen Flächen giebt er der Savane frei.

Der Weg sucht die Höhen so viel wie möglich zu halten und pflegt die Thäler in ihren oberen, nicht bewaldeten Anfängen zu durchschneiden. Oft aber ist dies nicht möglich, und dann senkt er sich steil ab, um nach dem Passiren eines ebenen Sumpfes ebenso schnell wieder bergauf zu führen, und so kommt es, dass man im Laufe einer Viertelstunde den üppigsten Tropenwald und die oft trostlose dürre oder niedergebrannte Grassteppe sieht. Indessen ist die letztere doch nicht so einförmig, wie man glauben möchte, wenn man sie in der trockenen Jahreszeit kennen gelernt hat. Sobald die ersten Regen der im October beginnenden heissen Zeit die Reize des äquatorialen Frühlings entfesseln, brechen zarte, saftige Gräser aus den verdorrten Flächen der Savane hervor und entwickeln sich je nach ihrer Eigenart zu undurchdringlichen Grasdickungen oder zu dem graciösen Habitus unserer wogenden Kornfelder. Wie sich ein nordeuropäisches Waldgebiet mit Eichen-, Buchen-, Tannen-, Birkenwäldern bestanden zeigt, so gleicht die westafricanische Savane einer Folge von Gramineenwäldern; den vier verschiedenen Arten von Gräsern, die hauptsächlich zu ihrer Bildung beitragen, entspricht ein vierfacher Typus der Savane. So undurchdringlich dieselbe auch erscheinen mag, so lässt sich nach ihrem Niederbrennen im Winter doch leicht erkennen, dass die einzelnen Grasbüschel in ziemlich bedeutender Entfernung aus dem Boden treten und denselben mit einem weitmaschigen Wurzelnetz bedecken. Die verschiedenen Gräser sind von sehr verschiedener Höhe; am mächtigsten entwickelt sich die Art mit dem schilfförmigen Habitus; die damit bestandene Savane ist völlig undurchdringlich, in ihr würde ein Reiter mit Pferd gerade verschwinden, und selbst auf den

schmalen Pfaden ist nur dann ein mühsames Vordringen möglich, wenn dieselben durch lebhaften Verkehr offen gehalten werden. Andere Grasdickungen lassen sich ohne Weg passiren. Im allgemeinen fürchten sich die Eingeborenen davor, nicht nur weil die Stoppeln umgeknickter Halme sogar ihren verhornten Sohlen wehe thun, sondern weil sie behaupten, dass die Grannen der Aehren, wie die vielfach empfindlich schneidenden Halmblätter ihnen Hautkrankheiten verursachen. Das weglose Umherwandern in der Savane birgt stets noch eine Gefahr, gegen die man übrigens in Africa ganz ausserordentlich gleichgültig wird, die Gefahr der Schlangen. Da man den Boden nicht sehn kann, so wird man auch nicht ein etwa vorhandenes giftiges Reptil gewahr, und tritt man auf dasselbe, so wird man gebissen.

Oelpalmen (Elaeis guineensis) finden sich in den Wäldern des durchreisten Gebietes nur zerstreut, aber an den Rändern sind sie nicht selten. Ihr geselliges Auftreten gestattet meist, auf die Nähe von Dörfern oder einst bewohnter Stätten zu schliessen. Wo im Dickicht Palmenbestände auftreten, — es ist dies meist nur an sehr feuchten Stellen der Fall — werden sie durch die Weinpalme (Raphia vinifera) gebildet. Fast unbekannt ist die Kokospalme und nur in wenigen Exemplaren an der Küste vorhanden. In Westafrica übernimmt die Oelpalme die Stelle, die jenem Baum für einen grossen Theil der Erde zugewiesen ist. Wir passirten auf dem Wege von Tschissambo nach Nsiamputu mehrere Dörfer, sämmtlich desselben Charakters. Sie liegen nie inmitten des Waldes, sondern stets auf offener Savane, mit Anlehnung an den Wald. Bananenstauden, die in den nördlicheren Gegenden förmliche Bestände in der Nähe menschlicher Wohnsitze bilden, werden hier nur vereinzelt angetroffen. Mit der Annäherung an Nsiamputu tritt die Savane mehr gegen den Wald zurück, was auf einen grösseren Faltenreichthum des Terrains schliessen lässt. Von der sechzig Meter hoch gelegenen Factorei übersieht man mehrere Gruppen zusammenfliessender Thäler, die alle dicht bewaldet sind, so dass man sich mitten in ein ausgedehntes Waldgebiet versetzt glauben könnte; und es ist wunderbar, wie sehr man namentlich des Morgens, wenn die Waldnebel aufsteigen und die Temperatur noch niedrig ist, bei solchem Anblick an die deutsche Heimat erinnert wird. Die Illusion wird erst zerstört, wenn etwa plötzlich ein Volk grauer Papageien pfeifend zum nächsten Walde fliegt, der Blick auf eine Palme fällt, oder ein Neger die Betrachtung durch irgend ein überflüssiges Anliegen unterbricht.

Was über den Weg von Tschissambo nach Nsiamputu gesagt ist, behält für das ganze Terrain zwischen Tschissambo, Nkondo,

Osobo und Nsiamputu seine Gültigkeit. Die späteren kleinen Reisen, die ich gelegentlich in diesen Gebieten unternahm, lehrten Neues nicht kennen, bestätigten aber die Richtigkeit der ersten Auffassung. Alle zurückgelegten Wege (Tschissambo — Nsiamputu, Nsiamputu — Nkondo, Nkondo—Tschikambo, Tschikambo—Tschissambo) sind genau von mir mittelst Taschencompass, Uhr und Aneroid aufgenommen und durch astronomische Festlegung der Endpuncte controlirt worden. Die Reproduction des Itinerars würde die beste Vorstellung von den unaufhörlichen Schwankungen der Wegrichtung, dem ununterbrochenen Wechsel zwischen Berg und Thal, Wald und Savane geben, würde aber aus eben diesem Grunde ganze Seiten füllen. Die Arbeit, ein Itinerar herzustellen, ist häufig eine äusserst undankbare, muss aber gemacht werden, auch wenn sie durch die Beschaffenheit des Terrains so detaillirt wird, dass die Geographie kein Interesse mehr daran nimmt; denn die Vorstellungen des Reisenden bauen sich aus dem Detail auf, und je mehr er davon besitzt, desto zutreffender wird seine allgemeine Schilderung sein.

In der Nähe von Nsiamputu liegen mehrere Dörfer, die ich besuchte; zunächst das Dorf, von dem die Factorei ihren Namen hat. Dasselbe ist jüngeren Ursprungs, wie denn das Entstehen neuer Dörfer überhaupt nichts Ungewöhnliches ist. Der Anlass dazu wird entweder dadurch gegeben, dass eine Familie mit ihren Sclaven sich von der bisherigen Gemeinschaft loslöst, um als ein selbständiges Ganzes aufzutreten, oder dadurch, dass ein bereits bestehendes Dorf aus irgend einer abergläubischen Befürchtung an eine andre Stelle verlegt wird. Die Bauart der Hütten gestattet es, eine solche Dislocirung innerhalb weniger, selbst eines einzigen Tages auszuführen. Das Dach wird abgenommen, die Papyruswände von den in der Erde befestigten Pfosten losgebunden, letztere herausgezogen, die zahlreiche Familie bemächtigt sich der Theilstücke, fort geht's zur neuen Stätte, und rasch ist das alte Heim wieder aufgeschlagen. In diesem Sinne kann man sagen, dass die Negerhütte ein Mittelding ist zwischen dem beweglichen Zelt und dem unverrückbaren Steinhause.

Nsiamputu heisst eigentlich „Nsi a Mputu“, d. h. Land Europa, ein Phantasiename, den der Begründer des Dorfes sich ausdachte, um sich ein Relief zu geben. Wol allen Namen der Negerdörfer liegt eine Bedeutung zu Grunde, wenn sie auch nicht immer direct zu ermitteln ist, weil der Name an irgend ein Ereigniss anknüpft. Beispielsweise das früher erwähnte Dorf Nsonyo in der Nähe von Tschintschotscho. „Nsonyo“ heisst in der Fiotesprache Schande: das Dorf wurde von einer aus Kakongo vertriebenen Familie er-

baut, und zur ewigen Schande des Usurpators nannten die Flüchtlinge die neue Heimat „Nsonyo nandi" d. h. Schande ihm. Pontanegra (Black Point) an der Küste heisst bei den Eingeborenen „Tschikungula", weil daselbst der Strand gut zum Baden ist, und „kukungula" baden heisst. So liesse sich eine ganze Reihe von Namen herzählen.

In den besuchten Dörfern fehlte es vor Allem nicht an Fetischen, die auf offner Strasse ausgestellt waren. Sie wurden mir als Kriegsfetische (bumba) bezeichnet. Hier war es eine hölzerne Figur zwischen zwei eingepflanzten Bäumchen, mit einem leeren Wassergefäss zur Seite, das in Kriegszeiten gefüllt wird, dort eine andre Holzpuppe zwischen zwei eingegrabenen Feuersteingewehren, oder zwischen zwei in den Boden gesenkten Lanzenspitzen. Dann wurde mir ein eingezäunter Strauch gezeigt, der auch Fetisch war, und von dem es hiess, dass, wenn man ein Blatt davon esse, man selbst kugelfest werde und seinen Gegner erschiesse. Eine etwas abseits gelegene Hütte fiel dadurch auf, dass sie von einem hohen Zaun aus Papyrusschaften umgeben war, hinter dem sich ein Baum als Wahrzeichen erhob. Sie ist unter dem Namen Lembehaus bekannt und darf nur von dem Ehepaar betreten werden, das durch den Lembefetisch vereinigt ist; alle andern Neger betrachten es als unverletzlich. Daher wird eine so geweihte Hütte gern zur Aufbewahrung der kostbaren beweglichen Habe benutzt, gerade so wie das Parthenon dem atheniensischen Staatsschatz als Schatzkammer diente. Der Lembefetisch ist eine Art Orden, in den nur vornehme Neger eintreten können. Die Ritter dieses Ordens tragen einen kupfernen, ciselirten Ring am rechten Handgelenk und geben einer ihrer Frauen einen glatten, in gleicher Weise zu tragenden Ring, durch welchen diese vor den übrigen Frauen dauernd ausgezeichnet bleibt.

Den Zugang zu jedem der Dörfer fand ich durch irgend ein auf den Weg gelegtes und daselbst befestigtes Stück Holz, oder durch eine horizontal ausgespannte Schnur symbolisch versperrt; auch diese Dinge gelten als Fetisch und haben den Zweck, alle mit bösen Absichten in das Dorf Eintretenden unschädlich zu machen. Denn die Neger stehen unter der unbestimmten Furcht, dass ein Ndodschi d. h. ein Zauberer ihnen begegnen könne. Einem solchen wird die Macht zugeschrieben, Böses zu thun, Krankheit, Tod und Hungersnoth zu veranlassen, und nur mit dem Beistand eines noch mächtigeren Fetisches lässt sich sein Zauber bannen. Daher die grosse Bestürzung, wenn ein Unfall sich zugetragen hat; denn dann muss ein Ndodschi vorhanden sein; es wird gemuthmasst, verdächtigt, angeklagt, das Gottesgericht muss entscheiden, und erbarmungslos wird der schuldig

Befundene von der empörten Menge niedergeschlagen, seine Gebeine werden verbrannt, die Asche in alle Winde verstreut.

Die Bewohner zeigten sich freundlich und gestatteten gern, dass wir in ihre Hütten eintraten, wo dann wieder neue Fetische zu erblicken waren. Man erfreut sich aber wenig an dem Anblick der widerwärtigen, roth und weiss bemalten Holzpuppen, oder an den Anhäufungen schmutziger Lappen, kleiner Antilopenhörner, mit Harz und Erde verschmierter Schneckengehäuse, die einen Fetisch darstellen und den glücklichen Besitzer auf seinen Spaziergängen begleiten. Das Innere der Hütten sah im Uebrigen ziemlich kahl und unbehaglich aus. Auf dem tennenharten Lehmboden brannte meist ein Feuer, davor lag eine Matte, auch wol ein hölzernes Stuhlkopfkissen, selten einmal ein erhöhtes Lager. Viel angenehmer war es, die saubere Art zu betrachten, mit der ein junges Negerweib den Maniok für ihren Gebieter zubereitete. Denn das Kochen ist eine der drei Hauptpflichten, welche die verheiratete Frau zu erfüllen hat; die andre ist, das Feld zu bestellen, die dritte, dem Manne Kinder zu schenken. Ich sah nun, wie die durch mehrtägiges Liegen im Wasser wolgebleichten Wurzelknollen in frische Bananenblätter gewickelt und so über dem Rande eines mit Wasser gefüllten Kochtopfs aufgepackt wurden, dass das Ganze wie ein grosser Kohlkopf aussah. Also nur die Dämpfe des kochenden Wassers dienten zur Garbereitung. Den Feuerherd bildeten drei Thonklumpen, welche die schon erwähnten Termitenbauten der Savane liefern; sie sind so hart, dass die Neger auch ihre Messer daran schleifen.

Wir hatten unsere Ankunft in Nkondo vorher melden lassen und wurden, obwol seither niemals Weisse bis dorthin gekommen waren, mit grösster Bereitwilligkeit aufgenommen. Es war ganz natürlich, dass ich aus solchem spielenden Vordringen günstige Schlüsse auf die Zukunft machte. Nkondo ist das grösste aller Dörfer, das ich je in Westafrica gesehn; es zählt dreihundertfünfzig bis vierhundert Hütten, von denen viele ein stattliches oder doch wenigstens sauberes Ansehn haben. Höchst überraschend aber war es mir, plötzlich vor einem aus Brettern gezimmerten, auf Holzpfählen ruhenden Hause zu stehn, das ganz nach dem Muster der eleganteren europäischen Factoreien, nur in kleineren Dimensionen, ausgeführt war. Die Prachtliebe des Prinzen Amaniama hatte diesen Bau durch einen schwarzen Zimmermann aus Kabinda aufführen lassen. Der Luxus erschien um so grösser, als das Haus von dem Eigenthümer nie bewohnt wurde, der sich in seiner nach Landessitte erbauten Hütte viel woler fühlte; aber auch in Africa ist Grössenwahn nichts Unbekanntes

und hat in einigen, besonders vom Glück begünstigten Prinzen das Streben erzeugt, es den Weissen nachzuthun. Wir hatten jedenfalls den Vortheil von der Sache, da man uns in dem Hause einquartierte, wo es weder an Bettgestellen noch an Tischen und Bänken fehlte. Auch wurden wir bald nach der Ankunft mit einem Frühstück regalirt, das Zeugniss von dem angeborenen Talent der Eingeborenen zum Kochen gab und die Art und Weise der einheimischen Speisezubereitung kennen lehrte. Natürlich spielte dabei das aus frisch zerstampften Früchten bereitete Palmöl und der Negerpfeffer (Capsicum) die Hauptrolle. Mit diesen Zuthaten wurden sowol geräucherte Fische wie ein zerschnittenes Huhn wie auch die über einer Raspel zerkleinerten, jungen Maniokblätter gewürzt, während gedämpfter Maniok die Stelle des Brotes und der Kartoffeln vertrat. Dazu wurde uns Palmwein in reichlicher Menge vorgesetzt, ein Getränk, das frisch vom Baum kommend, süss und angenehm schmeckt, nach wenigen Stunden aber anfängt sauer und berauschend zu werden.

Unsere Ankunft hatte selbstverständlich das ganze Dorf in Aufregung versetzt. In gewaltiger Escorte wurden wir durch dasselbe hindurchgeführt, und Prinz Amaniama gieng in seinem braunen Bedientenrock mit gelben Knöpfen stolz an unserer Seite und gab auf alle meine Fragen den ausgiebigsten Bescheid. Nkondo ist ein so grosses Dorf, dass es mehrere Prinzen und viele vornehme Neger unter seinen Bewohnern zählt. Der eigentliche Herrscher dieses Orts sowol wie der Umgebungen ist der alte Fürst Kokodo, Amaniamas Vater, der mit seinem jüngeren, einige Stunden entfernt wohnenden Bruder, dem Fürsten Ndindschi, sich in den Besitz der Landschaft Ndindschi theilt. Dieses Ndindschi (wonach Nkondo zur Unterscheidung von andern Nkondos den Namen Nkondo Ndindschi erhalten hat) bildet eine Uebergangsprovinz vom eigentlichen Litoral zu dem ausgedehnten Waldgebirge Yombe oder Mayombe, von dem noch die Rede sein wird. Dorthin unternimmt Prinz Amaniama Handelszüge, die er um so leichter bewerkstelligen kann, als es ihm nicht an Leuten fehlt. Die Eingeborenen des Litorals dünken sich bereits mehr als die von Nkondo und nennen sie Bayombe oder Buschleute, was diese indess als eine grosse Beleidigung betrachten. Im Allgemeinen herrscht ja bei den Bewohnern der Landstriche, die sich mehr und mehr vom Meere entfernen, das Streben, auf jeden hinter ihnen, d. h. nach innen zu liegenden Stamm herabzublicken und dagegen zu protestiren, wenn man sie zu diesem zählt. Ein Bavili (Küstenneger) will kein Bayombe, ein Bayombe kein Bakunya, ein Bakunya kein Bayaka sein u. s. w. Man würde indess zu sehr falschen Vorstellungen gelangen,

wenn man derartige Anschauungen der Eingeborenen auf weite Gebiete hin für berechtigt ansähe. Denn von zwei äquatorialen Reichen des Continents, dem des Königs Munsa und dem des Muata Yanvo wissen wir bereits, dass sie eine höhere Culturstufe einnehmen als die der Küste näher gelegenen.

Es galt nun vor Allem, dem alten Kokodo, dem Beherrscher von Nkondo, unsere Aufwartung zu machen. Man hatte mir ausserordentlich hohe Angaben über sein Alter gemacht, und ich war begreiflicher Weise sehr gespannt. Man erzählte, er könne gar nicht mehr essen und lebe schon seit Jahren ausschliesslich von Rum und Palmwein. Wir traten durch den hohen Papyruszaun, der die Wohnsitze der Vornehmen gegen die Aussenwelt absperrt, und fanden den alten Herrn auf einer Matte in einer Hütte sitzend, deren Giebelwand man herausgenommen hatte. Wir nahmen auf einer schmalen Bank ihm gegenüber im Freien Platz; und während die zum Hause Amaniamas gehörigen Leute hinter uns als Gefolge standen, war Kokodo von seinem zahlreichen Hofstaat und der noch zahlreicheren Familie umgeben. Amaniama vermittelte die dürftige Unterhaltung zwischen uns und seinem Vater. Der Anblick schien die Angaben über Kokodos hohes Alter zu rechtfertigen; er war fast zur Mumie zusammengeschrumpft, erschien ganz stumpf, und der rothe Uniformrock mit dem goldgestickten Kragen und den silbergestickten Aermelaufschlägen, den man ihm umgehängt hatte, erhöhte noch die schaudervolle Aehnlichkeit mit einem anthropoiden Affen. Ausser einem Geschenk übergaben wir, wie üblich, eine Flasche Rum, die während der Audienz in formaler Weise geleert wurde. Der Hofmarschall Kokodos credenzte seinem Fürsten das Glas, das dieser in mehreren Absätzen mit einer Langsamkeit zu Munde führte, wie man sie sonst nur bei halbgesättigten Chimpansen wahrnimmt; darnach gieng die Flasche um, und Alle tranken secundum ordinem. Die Reihe der Söhne Kokodos, die ich mir gegenüber sah, begann bei einigen grauhaarigen und endete mit einem etwa dreizehnjährigen Knaben. Da ich wusste, dass die Neger nicht nur ihre leiblichen Söhne, sondern auch ihre Sclaven mit „Muana“, d. h. Kind bezeichnen, so fragte ich ausdrücklich nach dem wahren Verhältniss. Amaniama antwortete mir in gebrochenem Portugiesisch, der Betreffende sei ein „Sohn des Weibes“, kein „Sohn des Zeuges“ d. h. kein mit Zeug bezahltes Kind, kein Sclave, sondern ein leibhaftiger, vom eigenen Weibe geborener Sohn.

Im Grossen und Ganzen herrschte nicht gerade sehr viel Feierlichkeit und Ehrerbietung gegen den uralten Greis vor, und seine

Umgebung schien mit ihm zu scherzen. Wir verabschiedeten uns nach zehn Minuten durch Handschütteln und setzten den Weg durch das Dorf fort.

Eine kleine, zierliche Hütte, nach einer Seite hin halb offen, innen ganz mit Matten ausgeschlagen, fesselte meine Aufmerksamkeit. Ein junges Mädchen, eben zur Jungfrau erwachsen, sass darin, nur dürftig mit einem Lendenschurz bekleidet, aber über und über mit dem rothen Pulver des Tukula-Farbholzes eingerieben; dies konnte der Tadellosigkeit der Formen indessen Nichts nehmen, deren Ebenmass und zarte Fülle mit dem kindlichen Gesichtsausdruck des Mädchens contrastirte. Daneben sass ein altes Negerweib, welchem die Rolle der Wärterin oder Beratherin zuertheilt schien. Derartige öffentliche Ausstellungen, gegen welche unsere Sitten sich empören würden, sind in jenen Gegenden durchaus nichts Ungewöhnliches und erscheinen den Eingeborenen um so natürlicher, als es sich in der That dabei um sehr natürliche Dinge handelt. Das Haus, in dem das junge Mädchen wohnt, heisst das „Haus der Jungfrau", die nun mannbar ist, und wer Gefallen an ihr findet, darf sie zur Ehefrau begehren, oder in das losere Verhältniss des legitimen Concubinats zu ihr treten.

Als die Nachmittagssonne sich neigte, hatte ich natürlich den Wunsch, einige Höhen mit dem Reflexions-Instrument zu nehmen, um eine Zeitbestimmung zu erhalten und dadurch eines der Daten für die spätere Berechnung der Positionen von Nkondo. Dies war nun freilich ein heikles Ding, und man konnte nicht wissen, wie die Neger die zauberische Procedur aufnehmen würden. Indess wurde Amaniama durch meinen Gefährten Miguel vorbereitet, und unter der Autorität des Prinzen gelang es wirklich, die Beobachtungen vorzunehmen, während mich die Bürger von Nkondo in mässiger Entfernung flüsternd umstanden. Mittlerweile hatte Miguel die ganze Flut der Fragen auszuhalten, die an ihn gerichtet wurden, aber er wusste sich aus der Affaire zu ziehen und sagte: Ihr wisst doch, dass die Sonne im Meere untergeht? Der Weisse will nun wissen, ob sie auch im Meere aufgeht. Deshalb ist er von der Küste zu Euch gekommen und von Euch will er weiter ziehen, immer tiefer in's Land hinein, bis er die Sonne aus dem Meere aufsteigen sieht. Leider aber hatten die Manipulationen, welche gewisse Fetischdoctoren bei Beschwörungen anwenden, eine solche Aehnlichkeit mit den bei meinen Beobachtungen nothwendigen, dass der Glaube blieb, ich sei ein europäischer Nganga, d. h. ein Doctor. Für das Beobachten mit Reflexions-Instrumenten ist es bekanntlich erforderlich, dass man Queck-

silber in eine flache, auf den Erdboden gestellte Schale giesst, um dadurch einen ebenen Spiegel herzustellen. In diesem betrachtet man nun das zu beobachtende Gestirn. Weil das Auge aber hierfür in einer bestimmten Entfernung und Richtung vom Quecksilberspiegel sein muss, so pflegt ein Hin- und Herneigen des Kopfes und auch des Körpers erforderlich zu sein, damit die richtige Stellung gefunden werde. Genau dasselbe aber thut der Fetischdoctor, der bei Mondschein seine Künste treibt. Er legt nämlich einen kleinen Spiegel auf die Erde und betrachtet darin den Mond, indem er Haupt und Körper geheimnissvoll bewegt und hin und her dreht. In einem neben dem Spiegel aufgestellten Gefäss finden sich flüssige Zaubermittel, die der Nganga in eine andere Schüssel mittelst einer aus einem Blatte geformten Düte umgiesst. Der Schüssel entsprach nun vollständig die Flasche, aus welcher das Quecksilber in die Schale gegossen und in welche es vermittelst einer Papierdüte zurückgefüllt wird. Das Quecksilber selbst war das eigentliche Zaubermittel. Es konnte also den Negern kaum ein Vorwurf gemacht werden, wenn sie mich mit scheuem Bangen operiren sahen und sich selbst unbewusst zu meinen Zaubereien in Beziehung gesetzt glaubten.

Der wichtige Tag, an welchem sich zuerst Weisse gezeigt hatten, war für Nkondo ein Feiertag, dem nächtlicher Tanz nicht fehlen durfte. So wurde denn eine grosse Festlichkeit arrangirt, welche die ganze Nacht bis zur aufgehenden Sonne währte und eine Quelle nie versiechender Lust für alle Betheiligten zu sein schien. Diese Negertänze sind stets Quadrillen, da man Rundtänze gar nicht kennt. Sie unterscheiden sich vor Allem von den bei Europäern üblichen Vergnügungen dieser Art dadurch, dass die Anwesenheit des weiblichen Geschlechtes durchaus nicht erforderlich scheint, und dass jeder Tanzende seinen Beitrag zur Musik der Trommeln durch lautes, rhythmisches Singen liefert. Auch hierbei ist die bei den Canoefahrten erwähnte Improvisation des Einzelnen, dem der Chor antwortet, beliebt. Die innige Versenkung des Tänzers in seine Beschäftigung ist sehr charakteristisch: er betreibt sie wie der Gelehrte seine Wissenschaft um ihrer selbst willen — und nimmt nur so viel Rücksicht auf die nächststehenden Mittänzer als nöthig ist, damit seine eigne Bewegung nicht gestört wird. Der Platz, dessen er bedarf, ist äusserst gering; sein Tanz besteht mehr in einem Treten auf der Stelle und intensiven Körperbewegungen, namentlich Drehungen der Hüfte, als in einem raschen Dahinfliegen über den Boden. Die Musik liefern Trommeln von jener Art, welche die Bafiote „Ndungu" nennen. Die Ndungu ist eine Langtrommel und besteht aus einem zwei bis fünf

Meter langen, konisch verjüngten Hohlcylinder von etwa fünfundzwanzig Centimetern Durchmesser an dem breiteren, mit Fell überspannten Ende. Diese Trommel wird geschlagen, indem der Spielende sie wie ein Steckenpferd zwischen den Beinen festklemmt und mit beiden Händen, zuweilen mittelst eines Trommelstockes, auf dem Fell herumarbeitet. Tänzer und Spieler lösten sich unter einander ab; je länger der Tanz dauerte, desto lauter wurde die Freude; die drehenden Bewegungen, das Singen, Improvisiren, Schnapstrinken regten die Phantasie der Betheiligten mehr und mehr auf; auch ältere Neger, vornehme Leute liessen sich fortreissen, nachdem sie eine Zeit ruhig zugesehen hatten, tanzten inmitten der Uebrigen und wurden zu neuen Improvisationen begeistert; ein Glück für Alle war es, dass der neue Tag der Lust ein Ziel setzte.

Wir nahmen am folgenden Tage den Rückweg über das Dorf des Häuptlings von Ndindschi, der für mächtiger gilt als Kokodo, hatten uns vorher anmelden lassen, wurden aber vor dem Dorfe, wie mir schien, in misstrauischer Weise empfangen; ich sah, dass die Freude Amaniamas, uns in Nkondo zu sehen, doch etwas sehr Individuelles war. Der Prinz erschien als ein äusserst stattlicher Mann, der trotz seines uns zu Ehren angelegten grünen Bedientenrockes mit schwarzen Achselschnüren durchaus nichts Lächerliches hatte. Seine ernste, düstere Miene gab ihm etwas Vornehmes, und niemals wieder sah ich den Typus des Grand Seigneur bei Africanern so zur Erscheinung gebracht wie hier. Ueber die Mitte der Stirn lief ein rother Strich, zwei orangegelbe Puncte waren den Schläfen und zwei weisse Puncte den Ohrläppchen aufgemalt. Eine jener feinen Mützen aus Pflanzenfasern, mit erhabenen Mustern gewebt, in ihrer Form an neapolitanische Fischermützen erinnernd, bedeckte sein Haupt; im Uebrigen trug er das geschmackvoll geschürzte Lendentuch der Bafiote; die Fussgelenke zierten silberne Beinringe; eine gewirkte Jacke bekleidete den Oberkörper, darüber war der grüne Rock gezogen. In seiner Begleitung befanden sich zwei Neger, auf deren Brust und Armen weisse Striche gezogen waren, eine Malerei, deren sich Fetischdoctoren mit Vorliebe bedienen. Wir schieden nach kurzer Unterhaltung und traten die Rückreise über Winga und Bussinde nach Nsiamputu an. Von dort kehrte ich auf dem alten Wege nach Tschintschotscho zurück. —

Ich unterbreche hier die chronologische Darstellung meiner Erlebnisse, um dieselbe erst im nächsten Capitel wieder aufzunehmen, und gebe die Beschreibung der beiden Reisen, die zur Aufnahme der Flussläufe des Tschiloango und des Luëmme dienten. Diese Flüsse

begrenzen, wie schon erwähnt, das eben beschriebene Gebiet, und die Station Tschintschotscho liegt auf dem ihre Mündungen verbindenden Küstenstrich. Selbstverständlich lagen frühere Vermessungen nicht vor, und es handelte sich hier, wie bei allen übrigen Reisen, um wissenschaftliche Pionierarbeit. Sogar in den Namen widersprechen sich die Karten. Der ursprüngliche und richtige Name des Flusses, der unter 5° 12' südlicher Breite, 12° 5'.6 östlicher Länge von Greenwich in das atlantische Meer mündet, ist Loango Luse, so nennen ihn die Eingeborenen von Kakongo noch heute, während unter den meisten Händlern und den Loangoleuten der Name Tschiloango allein gebräuchlich ist, und die Wenigsten von ihnen wissen, was Loango Luse bedeutet. Der Name Kakongo aber, den einige Karten aufführen, ist weder Schwarzen noch Weissen bekannt und sollte von nun an verschwinden. Es giebt überhaupt keinen in's Meer mündenden Fluss dieses Namens; der einzige, der darauf Anspruch machen könnte, weil er aus den Lagunen von Kakongo kommt, ist der bei Futila mündende Mbele. Fälschlicher Weise ist auch der bei Massabe mündende Luémmefluss als Loango Luse bezeichnet worden, wodurch die Verwirrung nur noch grösser wurde.

Es lässt sich nicht verkennen, dass der Tschiloango (ebenso wie der Luémme) für die allgemeine geographische Betrachtung des ungeheuren Continents nur eine untergeordnete Bedeutung hat. Aber für den Handel an der Loangoküste und für die landschaftliche Physiognomie des Landes ist er bestimmend. Trotz der selten ganz ruhenden Differenzen zwischen den Weissen und den Bewohnern der Uferlandschaft, trotz des übermüthigen Auftretens der vielen, gerade dort in grosser Zahl vorhandenen privilegirten Prinzen, des Absperrens der Schiffahrt, des Wegstehlens beladener Canoes, des meuchlerischen Schiessens aus dem Dickicht hat sich schon vor Jahren eine grössere Zahl europäischer Factoreien einige Stunden oberhalb der Mündung angesiedelt und erhalten. Die natürlichen Verhältnisse waren eben zu günstige, als dass sie nicht doch ihr Recht behaupteten. Denn sowol die Producte des Inneren, für welche Nkondo der Stapelplatz ist wie auch die aus der Landschaft Sunda kommenden (durch welche der Weg nach Boma am Congo führt) fanden in dem schiffbaren Flusse die am leichtesten passirbare Strasse zur Küste. Indessen blieb der Weg von den Factoreien flussaufwärts den Weissen versperrt, und ganz ausnahmsweise war es einigen wenigen portugiesischen Händlern gelungen, die Barriere zu durchbrechen.

Im März 1874 aber lagen die Verhältnisse so günstig, dass ich davon Nutzen zu ziehen beschloss. Einer meiner portugiesischen

Freunde, Shr. Saraiva, der in Insono am Flusse Tschiloango für das holländische Haus Handel treibt, war von den Bewohnern von Osobo aufgefordert worden, sich zur Schlichtung einer alten Streitigkeit dahin zu begeben, und wir hatten verabredet, die Flussfahrt gemeinsam zu unternehmen. Die Jahreszeit war nicht eben günstig, denn die Zeit der „grossen Regen" war da und machte gerade während der Reise ihr Recht geltend. Bis zum Monat März 1874 hatten wir freilich mit den abnormsten Witterungsverhältnissen zu thun und litten unter einer Dürre, die in ihrer Weise höchst verderblich für meine späteren Unternehmungen wurde. Im Allgemeinen ist ja gerade die Regelmässigkeit in dem Ablauf der meteorologischen Erscheinungen für die Tropen charakteristisch; sie lässt sich leicht nach den Meridianständen skizziren, welche die Sonne zu verschiedenen Zeiten des Jahres einnimmt, und ich halte es für das allgemeine Verständniss geboten, hier eine solche Skizze für Loango einzuschieben.

Alle Gebiete der Tropen haben das mit einander gemein, dass die Sonne zweimal im Jahre scheitelrecht steht. Die Zeiten aber, zu denen dies eintritt, ändern sich mit der geographischen Breite. Der Fall, der uns hier interessirt, ist der des fünften Grades südlicher Breite. Für diesen lässt sich die folgende Tabelle aufstellen, welche in abgerundeten Zahlen angiebt, wie hoch die Mittagssonne zu gewissen Zeiten des Jahres über dem Horizont steht:

| Datum. | Höhe der Sonne zur Mittagszeit. | Aenderung der Sonnenhöhe. |
|---|---|---|
| April 26 | 71°,5 | |
| | | In 56 Tagen stetige Abnahme um 10°; |
| Juni 21 | 61°,5 | |
| | | „ 56 „ „ Zunahme „ 10°; |
| August 16 | 71°,5 | |
| | | „ 49½ „ „ Zunahme „ 18°,5; |
| October 5 | 90°,0 | |
| | | „ 77 „ „ Abnahme „ 18°,5; |
| December 21 | 71°,5 | |
| | | „ 77 „ „ Zunahme „ 18°,5; |
| März 8 | 90°,0 | |
| | | „ 49½ „ „ Abnahme „ 18°,5. |
| April 26 | 71°,5 | |

Aus der Tabelle geht hervor, dass die Sonne zweimal scheitelrecht steht, am fünften October und am achten März, dass sie dreimal im Jahre die Höhe von 71°,5 erreicht, am sechsundzwanzigsten April, sechszehnten August und einundzwanzigsten December, und einmal den tiefsten Stand von 61°,5 am einundzwanzigsten Juni.

Die kleinsten und grössten Werthe der Lufttemperatur fallen der Zeit nach nicht mit dem niedrigsten und höchsten Sonnenstande zusammen, sondern später als dieser; um wie viel, das hängt von der

Beschaffenheit der Erdoberfläche ab, denn gerade der Gang ihrer Erwärmung ist es, der die Verspätung bedingt. Für die Loangoküste verschiebt sich die kälteste Zeit gegen den niedrigsten Sonnenstand um etwa einen Monat; daher lehrt ein Blick auf die Tabelle, dass die Monate Juni, Juli und August die kältesten sind. Ferner wird aus der Tabelle ersichtlich, dass es zwei heisse, aber in ihrem Wesen verschiedene Zeiten geben muss, die des Octoberzenith und die des Märzzenith. Der ersteren ist die kalte Zeit vorangegangen, die Zeit des Sonnenstandes von 61°5; der zweiten aber ist bereits eine heisse Zeit vorangegangen, in welcher der tiefste Stand der Sonne noch immer so hoch war wie der höchste der kalten Zeit. Das Märzzenith findet also einen stärker erwärmten Boden vor als das Octoberzenith. Diese Unterschiede drücken sich nicht allein in den Temperaturen des November und des März aus, die jede für sich ein Maximum darstellen, sondern auch in den meteorologischen Niederschlägen. Mit Recht unterscheidet der Sprachgebrauch die „kleinen Regen" nach dem Octoberzenith und die „grossen Regen" nach dem Märzzenith. Sie sind von einander getrennt durch die Zeit, welche auf das Sonnenstands-Minimum von 71°5 folgt, d. h. durch den regenarmen Januar.

Es war also eine Abnormität, dass bis zum Monat März, während der ganzen heissen Zeit, so gut wie gar kein Regen fiel. Nun aber setzte er ein und überschüttete uns während der Canoefahrt.

Die heutige Mündung des Tschiloango verdankt ihren Ursprung einer tobenden See, einer sogenannten Calema. Die Calema ist eine der africanischen Küste eigenthümliche Dünungserscheinung, bedingt durch das sehr allmähliche Untertauchen des festen Landes unter das Meer. Die Wellenzüge, welche von der offenen See her gegen die Küste anlaufen, werden noch weit vom Strande gebrochen und umsäumen ihn mit den parallelen Linien ihrer weissen Schaumkämme. Wenn die Calema heftig wüthet, ist der Anblick wild und grossartig, aber Landen wie Ausfahren wird alsdann gleich unmöglich. Die Erscheinung tritt mit wechselnder Intensität auf und ruht zu Zeiten ganz. Die eingehendsten Beobachtungen über dieselbe sind von Dr. Pechuël-Loesche angestellt; man findet das Nähere im dritten Theile dieses Werkes. Eine solche Calema wüthete nun mit besonderer Heftigkeit im Jahre 1865 an unserer Küste; die Form der letzteren wurde in der Nähe des Tschiloango so verändert, dass die alte, etwa eine Seemeile nördlicher gelegene Mündung sich verstopfte und die jetzige neue entstand. Eine Lagune bezeichnet noch die Stelle des verlassenen Bettes. Sie steht durch einen parallel mit der Küste



Gruppe von wilden Dattelpalmen (Phoenix spinosa) am Tschiloango.

sie für die Vegetation der Ufer ein Charakterbaum wird. Die rothen Fruchttrauben erinnern an die Fruchtstände der Dattelpalme und bilden bei der Häufigkeit ihres Auftretens einen lebhaften Contrast gegen das helle Grün der Krone; der schlanke, geschwungene Stamm, der häufig schräg aufsteigt und sich zum Wasser überneigt, die fein gefiederten, graciösen Wedel entsprechen ganz den Vorstellungen der Heimat von diesem, den Tropen so häufig beneideten Baum. Daneben erhebt sich dann häufig die viel stattlicher und ernster aussehende Oelpalme auf geradem, starkem Stamme mit kräftig dunkelgrüner Krone. Vereinzelt zwischen Palmen und dichtem Gesträuch tritt ein Bombax (Silk-cotton tree, Wollbaum) heraus, aber der eigentliche Wald wird von Bäumen gebildet, die weniger durch Höhe als durch den Umfang ihrer Krone ausgezeichnet sind. An viele von ihnen tritt der Kampf um's Dasein heran, den die zahllos wuchernden Lianen lautlos und unerbittlich führen; je nach der Stütze, welche diese lebensbegierigen Schlinggewächse an den Bäumen finden, bilden sie üppige Polster, zarte Schleier oder mächtige Säulen. Wilder Wein und Farne erinnern an die Heimat, und das dichte, zum Wasser niederreichende Strauchwerk, das sich in allen Flüssen dieser Gegend wiederholt, würde man für ein Lindengebüsch halten, wenn nicht seine grosse, gelbe Baumwollenblüte diese Täuschung verhinderte; die Botaniker haben ihm den bezeichnenden Namen Hibiscus tiliaceus gegeben. Die herrschende Wasserpflanze ist der Papyrus, von den Negern Libubu genannt; seine dreikantigen Schafte erreichen bis vierfache Mannshöhe und sind an ihrer Spitze von dem graciösen Köpfchen der Blütendolde gekrönt. Ausserdem sah ich Exemplare der Pistia in grosser Zahl auf dem Flusse treiben, einer schwimmenden Pflanze, die ganz das Aussehen kleiner Salatköpfe zeigt, aber starre, parallel geriefte Blätter hat; sie kamen sämmtlich aus dem Nfubu, dem einzigen, der Erwähnung werthen Nebenflusse des Tschiloango.

Die Aufnahme des Flusses von dem schwanken, tactmässig bewegten Canoe aus nahm alle meine Zeit in Anspruch; denn jede der rasch auf einander folgenden Krümmungen verlangte eine Ablesung des Compasses und der Uhr, sowie das Niederschreiben der Zahlen. Deshalb war Jagd eine verbotene Frucht, so verlockend der grosse Reichthum, wenigstens an Vögeln, sie auch erscheinen liess. Flusspferde sieht man nicht, nicht einmal ihre Spuren am lehmigen Ufer, Krokodile sind selten, und nur einmal trabte ein kleines Exemplar davon längs dem Ufer hin. Die Dörfer bleiben hinter dem Uferwald versteckt oder liegen noch weiter zurück; aber vereinzelt stehende

Hütten erblickt man häufig hart am Wasser. In ihnen wird Palmöl bereitet, verpackt und in die thalwärts fahrenden Canoes verladen; denn Palmöl und Palmnusskerne sind hier die ausschliesslichen Handelsproducte. Wir begegneten mehrfach den beladenen Canoes, die flussabwärts zur Factorei des Weissen zogen, der Eigenthümer hinten am Steuer und seine Sclaven mit dem Rudern beschäftigt; ein Holzklotz glimmt in einer mit Erde gefüllten Schale im Grunde des Fahrzeugs und dient zum gelegentlichen Rösten einer Banane, eines Stückchen Maniok oder zum Anzünden der Pfeife; denn die Bafiote, auch die Frauen, lieben das Tabakrauchen und cultiviren die Tabakpflanze in ihren Dörfern. Die stearinartige Masse des Palmöls wird in Blätter eingewickelt und in sogenannten Muteten wol verpackt und verschnürt. Die Muteten sind lange Tragkörbe, hergestellt durch das Zusammenflechten zweier parallel gelegter Palmwedel; die beiden Rippen mit den einander zugewandten Fiedern bilden den Boden und die äusseren Fiedern die Seitenwände. All und jede Last, zu Wasser und zu Lande, wird auf diese Weise von den Eingeborenen weggeschafft. Die Verpackung ist den Verhältnissen durchaus angemessen, denn mit der langen, wenig Raum in Anspruch nehmenden Muteta schlüpft der Träger leicht durch das Dickicht, und bei der grossen Kunst, mit welcher die Neger Blätter zum Umwickeln und Pflanzenbast oder Ranken zum Zusammenbinden verwenden, bleibt die Waare gegen Regen und gegen Zerbrechen geschützt.

Unsre Fahrt gieng glücklich von Statten, nur hatten wir mehrmals strömenden Regen auszuhalten, der immer als Fieberbringer zu fürchten ist, wenn es an Gelegenheit fehlt, die Kleider bald zu wechseln.

Wir hatten Insono, das bereits oberhalb der Mangrove-Zone liegt, noch vor dem grauenden Morgen verlassen und befanden uns gegen drei Uhr Nachmittags an der charakteristischen Stelle des Zusammenflusses von Loango und Lukulu. Die Wasserfläche bildet hier ein T, indem die genannten beiden Flüsse fast in derselben geraden Linie auf einander zuströmen, sich zu einem kleinen See stauen und dann rechtwinklig als Tschiloango abfliessen. Wir schwenkten rechts in den Lukulu ein und betraten um vier Uhr das rechte Ufer an einer gelichteten Stelle. Der Himmel hieng voller Wolken, durch welche die Sonne mit besonderer Glut auf unsere feuchten Kleider brannte. Vor uns lag ein flaches, trostloses, sumpfiges Land, welches die letzten Regen in einer grossen Zahl von Wasserlachen verrieth; dahinter stieg die Hügelwand an, über die der Weg zum Plateau und

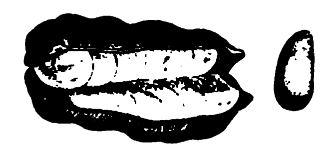
zum Dorfe Mankatta Osobo führte. Hier wurden wir in der üblichen Weise empfangen; man stellte uns eine Hütte zur Disposition und wir richteten uns für mehrere Tage daselbst ein.

Am folgenden Tage begann das Palaver, zu welchem sich die Prinzen von Osobo zusammengefunden hatten. Da ich das Glück hatte, in diesem Falle als unbetheiligter Zuschauer anwesend zu sein, so blieb mir der Aerger erspart, der sonst immer mit dieser Art von Verhandlungen verknüpft ist, und ich konnte meine Beobachtungen völlig ungestört machen.

Es ist bereits oben erwähnt, welchen Hang die Eingeborenen zu parlamentarischen Verhandlungen haben, und in der That ist die Geschicklichkeit, welche sie dabei entwickeln, bemerkenswerth und überraschend. Die Fragen werden meist mit grosser Schlauheit und in der Absicht, die Gegenpartei zu verwickeln, gestellt, so dass die traditionelle Vorstellung von der Beschränktheit und geistigen Verkommenheit der Neger hierbei vollständig zu Schanden wird. Der entwickelte Redefluss ist zuweilen staunenswerth; derselbe Mann kann stundenlang, mit lauter Stimme und heftiger Gesticulation ununterbrochen sprechen, ohne ein Zeichen der Ermüdung zu verrathen. Der Gesichtsausdruck, so häufig ein Räthsel für den Europäer, verräth wenig, was in dem Redner vorgeht, und manche vornehmeren Neger sprechen mit Würde, ja mit Anmuth. Beim Beginn der Rede und auch im Verlauf derselben klatscht der Sprecher in die Hände und ruft „gang, gang, gang“, d. h. hört, hört, hört; bei gewissen Schlusssätzen fällt die Zuhörerschaft, zum Zeichen ihrer Aufmerksamkeit und ihres Beifalls, in choro ein und klatscht dann in die Hände. Zuweilen geht die Rede in eine Art singenden Recitativs über, in welchem sich Anklänge an eine klagende Melodie zeigen, und worin alle Umsitzenden andächtig einstimmen. Aber auch wilde Scenen können sich ereignen, wenigstens erscheinen sie so, wenn man sie zum ersten Male sieht. Dies geschieht, wenn ein Redner sich zu einem Kriegstanze hinreissen lässt, wobei er in wilden Sprüngen und Drohungen, mit Gesichtsverziehungen und Geschrei, meist in sehr geschickter Weise vor dem staunenden Auditorium hin und her tanzt, plötzlich stehen bleibt, ein anderes schreckliches Gesicht zieht, um gleich darauf den Tanz von Neuem aufzunehmen. Zuweilen erreicht der Paroxismus des Muth und Wuth schnaubenden Kriegers eine solche Höhe, dass, wenn er nun wieder den fanatischen Tanz durch plötzliches Stehenbleiben unterbricht, er den Zuschauern den Rücken zudreht, sich beugt und dabei seinen Schurz verächtlich aufhebt.

Im Allgemeinen herrschte grosse Ruhe und Aufmerksamkeit bei

der Zuhörerschaft. Während des Palavers, das einen halben Tag dauerte (damit aber noch nicht beendet war), enthielten sich die Betheiligten des Rauchens wie des Branntweins, wol aber kauten Einige Stücke der bittern Colanuss, während Andere Tabak schnupften. Der Colanussbaum findet sich in einigen Gegenden, namentlich im eigentlichen Waldlande des tropischen Westafrica in reichlicher Menge, und es ist leicht, sich ganz frische Nüsse zu verschaffen, die ein rosig angehauchtes, weisses Fleisch von der Consistenz unserer Maronen haben. Der Geschmack ist ausserordentlich bitter aber nur anfänglich unangenehm, die Wirkung eine wolthätig anregende. Ich habe mich zuweilen ganze Tage bei sehr grossen Anstrengungen und erschöpftem Körper ausschliesslich durch den Genuss dieser Frucht aufrecht er-



Frucht des Colabaumes (Sterculia acuminata). 1/4 – 1/5 n. Gr.

halten. Sehr angenehm ist es, mit der Colanuss gleichzeitig ein Stück roher Ingwerwurzel, die auch in den Wäldern vorkommt, zu geniessen. Was das Schnupfen betrifft, so ist diese Sitte zwar lange nicht so verbreitet wie die des Rauchens, aber aus der allgemeinen Bettelei, die sich um eine Schnupftabaksdose (meist eine kleine Calebasse) zu entwickeln pflegt, muss man schliessen, dass das Schnupfen sehr beliebt ist.

Die Bewohner von Osobo waren fast ausnahmlos in europäische Baumwollenstoffe gekleidet, wie es bei dem starken Handel, den sie treiben, auch nicht Wunder nehmen kann. Ihr Auftreten war mehr selbstbewusst als freundlich, und bei einem Gespräch, in welchem wir sie fragten, was sie machen würden, wenn die Weissen ganz weggiengen, und weder Rum noch Zeug noch Pulver in's Land käme, antworteten sie sehr richtig, dass ihre Vorfahren alle diese Dinge nicht gekannt und doch glücklich gelebt hätten. Bei einer Umschau im Dorfe hatte ich mehrfach einen widerwärtigen Anblick; verkrüppelte, selbst mit Elephantiasis behaftete Geschöpfe liessen sich sehn, aber besonders abstossend erschien mir ein Weib, das nach der dort herrschenden Sitte höchster Trauer sich niemals waschen durfte, und deren Gesicht mit dicken Krusten von Schmutz belegt war. Hier wie überall fand ich das Auftreten der Weiber decent und

zurückhaltend, das der Prinzessinnen ausgenommen; diese haben vielfach, wenn sie über die beste Jugend hinaus sind, etwas [illegible] Freches und Eigenwilliges, — die natürliche Folge ihrer günstigen socialen Stellung und ihres Vorrechts, ihre Männer beliebig oft wechseln zu dürfen.

Ich verbrachte den Rest des Tages mit kleinen Spaziergängen und fand den Charakter der Gegend dem von [illegible] auffallend ähnlich. Wiederum dieselben Savannen mit eingestreuten Annonaceen-Sträuchern, kleine Waldbestände auf Hügeln und Hängen und undurchdringliches Dickicht in den Schluchten. Aus der Berechnung der astronomischen Beobachtungen ging auch hervor, dass [illegible] nur eine Tagereise von Mankanza [illegible] entfernt liegt. Dies bestätigten die für so geringe Entfernung noch brauchbaren Angaben der Eingeborenen, die weiterhin aussagten, dass der bei [illegible] fliessende Bach in einen Nebenfluss des [illegible] sich ergiesse.

Bei Fortsetzung des Palavers am folgenden Tage wurde die Entscheidung zu Gunsten meines Gefährten gefällt und wir wurden von dem Verurtheilten, der eine hohe Strafe zu zahlen hatte, zum Zeichen aufrichtiger Versöhnung zum Besuch seines Dorfes Fumbo eingeladen. Wir erreichten dasselbe, indem wir uns zum Lukula zurückbegaben und zwei Stunden flussaufwärts fuhren. Die Strömung in dem auf fünfundzwanzig Schritt verengten, vielgewundenen Flusse war bedeutend, die Vegetation noch üppiger als weiter unterhalb, und oft nahmen die breiten Kronen der Uferbäume das Fahrzeug in ihre Schatten auf, welche der Mittagsstand der Sonne senkrecht auf das Wasser projicirte. Fumbo dehnt sich am rechten Ufer aus und ist eines der hübschest gelegenen Dörfer, das meine afrikanischen Reisen mich kennen lehrten. Während im Grünen gelegen, erweckt es durch die eingehegten Gärten, von denen viele Hütten umgeben sind, idyllische Reminiscenzen. Da die meisten Bewohner zum ersten Mal einen Weissen sahen, so war die Neugier begreiflich, mit der meine mysteriöse Erscheinung betrachtet wurde. Wir kehrten nach einstündigem Aufenthalt zu Land nach Mankanza [illegible] zurück, wobei einer der einheimischen Prinzen mir wie ein Polizeisergeant auf den Fersen blieb und mit misstrauischem Auge zusah, wenn ich Notizbuch, Compass und Uhr gebrauchte. Die Flussniederung zeigte schöne Bestände von Bananen und Oelpalmen, auch Dickichte der in voller Blüte stehenden, bei uns so vielfach eingeführten Canna indica, die mit andern hohen Sumpfgewächsen abwechselten. Die reiche Mannigfaltigkeit hörte auf, sobald das Plateau, in welches der Lukula eingesenkt ist, erreicht war, und die Savannen-

region von Neuem begann. Aus dieser will ich nur einer Pflanze erwähnen, welche Fudugoso (Cassia occidentalis; Senna) genannt wird, und deren Fruchtschoten als Surrogat für Kaffee verwandt werden. Die ganze Landschaft Osobo scheint reich bevölkert zu sein. Dicht bei Mankatta Osobo liegen die beiden ebenso grossen Dörfer Mbuku Osobo und Mutu Yako, und auf dem Rückwege von Fundo passirten wir Mukunda und Sekossi. Wie die Verhältnisse gerade lagen, hätte ich ohne zu grosse Schwierigkeiten von hier über Land nach Nkondo und Tschissambo gehen können, um von dort aus den Luëmme hinabzufahren und aufzunehmen. Aber die für mich viel brennendere Frage, Träger für die geplante grosse Expedition zu beschaffen, rief mich nach Angola, und erst im Juni 1875 konnte ich die gewünschte Reise ausführen. Hierüber mögen einige wenige Bemerkungen genügen.

Von Tschissambo aus, das sich über dem linken Luëmmeufer erhebt, erblickt man in Nordosten mehrere hinter einander aufsteigende, dicht bewaldete Gebirgsketten; bei trüber Beleuchtung, wenn die einzelnen Bergzüge sich nicht mehr deutlich gegen einander abheben, bringen sie in ihrer Gesammtheit den Eindruck einer ansteigenden Ebene hervor.

Wie der Tschiloango so ist auch der Luëmme in die Sohle eines breiten Thales eingesenkt, dessen Hügelrücken allmählich niedriger werden und im Mittellauf fünfundsiebzig Meter ansteigen. Der Fluss ist selten breiter als dreissig Schritt und bietet eine schnelle Aufeinanderfolge von Krümmungen. Die flache, sumpfige Thalsohle ist weithin mit Papyrus bestanden, das ich in solchen Massen nirgendswo in Africa angetroffen habe. Es tritt bis hart an die Flussufer, häufig ist es durch Uferwald zurückgedrängt, zuweilen auch mit Unterholz durchsetzt, vornehmlich mit dem schon erwähnten Hibiscus tiliaceus. Der Wald zeigt nicht die graciöse Ueppigkeit, welche für den Tschiloango charakteristisch ist, namentlich treten die rothtraubigen Phönixpalmen sehr zurück. Aeusserst scharf markirt ist die Grenze der Mangrove, die auffallend weit unten beginnt, weil die einströmende Meeresflut durch die Lagunenwasser von Massabe und Tschissambo abgelenkt wird. Landschaftlich pittoresk ist der Einblick in die zwischen bewaldeten Hügeln eingebettete Lagune von Kayo, in die man durch einen achtzig Schritt breiten Canal vom linken Ufer eintritt.

Für den Jäger bietet der Fluss reiche Beute, namentlich an Umbervögeln und Reihern. Flusspferde verrathen sich durch die schmalen Pfade, die sie im Uferwalde niederbrechen. In wahrhaft erschrecklicher Menge treten Krokodile auf. Ich sah sie mehrfach

im Wasser und auf sandigen Uferplätzen. Einem dieser Thiere, das todt am rechten Ufer lag, waren die Beine und der Schwanz von seinen überlebenden Brüdern abgefressen worden. Unterhalb der Lagune von Kayo nimmt die Breite des Flusses allmählich zu und steigert sich auf sechzig Schritt. Die Gestalt der Mündung wechselt und kann durch eine einzige Calema bis zur Unkenntlichkeit verändert werden.

Den Lauf des Massabeflusses nahm ich auf einem besonderen Ausflug auf. Es ist dabei Nichts bemerkenswerth als die breiten Wasserflächen, welche das Fahrzeug länger als zwei Stunden durchschneidet, ehe es in die Lagune von Tschissambo tritt; denn die Ufer sind flach, und nach dem Aufhören der Mangrove sieht man meist nur sumpfige Wiesen mit wenigen Bäumen oder etwas Gebüsch.



Anona senegalensis.


Pandanus.

# CAPITEL IV.

Festsetzung der Reise nach dem Kuilu. — Abschied von Dr. Bastian. — Pontanegra. — Gastmal eines Negers. — Factoreien von Loango. — Eine Steinmauer. — Veränderte Jahreszeit. — Am Kuilu. — Shr. Reïs. — Stromfahrt. — Das Waldland Yombe oder Mayombe. — Der Kuilu als Bergstrom. — Die Katarakten von Bumina. — Kakamuëka. — Leben unter Negern. — Der Hochwald von Yombe. — Die Bayombe. — Besuch beim Häuptling Nganga Mvumbi. — Landreise in's Innere. — Negerfabeln. — Störung durch Fieber. — Grosses Palaver. — Die „Pforte" von Yangela. — Das Waldgebirge. — Ein heimtückischer Bayombe. — Eintritt in Yangela. — Aufhören des Waldes. — Die Bakunya. — Thierschädelfetische. — Gorillas. — Der Kuilu ändert den Namen. — Rückweg auf dem rechten Ufer. — Astronomische Bestimmungen. — Nach Tschintschotscho.

Bei der Rückkehr von der ersten, nach Nkondo unternommenen Reise erreichte mich die Nachricht, dass Dr. Bastian von Neuem in Landana eingetroffen sei. Ich eilte dorthin, um die letzten Tage vor seiner Abreise nach Europa mit ihm zu verbringen. Dr. Bastian hatte in den wenigen Monaten seines Aufenthalts den ganzen Küstenstrich bereist, hatte aller Orten Erkundigungen eingezogen, linguistische Studien gemacht, ethnologische Sammlungen angelegt und übersah nun mit dem Blicke des Mannes,

dessen forschendes Auge auf allen Welttheilen geruht hatte, diese neuen Verhältnisse. Gestützt auf die Resultate seines rastlosen Mühens und mit Hinzuziehung der von mir selbst gesammelten Informationen beriethen wir, was zunächst für die geographische Exploration zu thun sei, und kamen überein, dass der Kuilufluss die erste Operationslinie werden sollte. Dem Kuilu wurde der Vorzug gegeben vor Tschikambo, das Dr. Bastian aus eigner Anschauung kannte, und vor Nkondo, von wo ich soeben zurückgekehrt war. In unseren Ueberlegungen spielten Muthmassungen und Voraussetzungen natürlich eine grosse Rolle, wir standen eben vor einem unerforschten Lande und konnten nicht wissen, mit welchen Mitteln, wenn überhaupt, das Ziel zu erreichen sei. So trennten wir uns denn am elften October 1873, Dr. Bastian, um in der Heimat unsere Sache weiter zu führen, und ich, um dem unbekannten Laufe des Kuilu zu folgen und einen Weg in's Innere ausfindig zu machen.

Bei dem Wenigen, das ich aus dem Schiffbruche der „Nigretia" gerettet hatte, nahmen die Reisezurüstungen nicht lange Zeit in Anspruch, und am sechzehnten October 1873 verliess ich die Station Tschintschotscho, die nunmehr für den Empfang der erwarteten Expeditionsmitglieder bereit war. Mein Weg führte mich nordwestlich, zunächst längs des traurigen verlassenen Strandes, wo man Nichts als Fächerpalmen sieht, nach Massabe-Tschibona.

Der Luëmmefluss wurde im Canoe passirt, und dann die Reise in derselben Einförmigkeit zwischen der wogenden Brandung und den Hyphaene-Beständen fortgesetzt. Erst bei Winga, jetzt berüchtigt durch die Ermordung des weissen Agenten und das Niederbrennen seiner Factorei am siebenundzwanzigsten November 1874, entfernt sich der Weg vom Meere, das man bei Pontanegra von Neuem erreicht. Hier findet sich eine grosse Anzahl von Factoreien, die im Jahre 1873 alle in Betrieb waren; nicht weniger als sechs Nationalitäten sind daselbst vertreten, nämlich Portugiesen, Spanier, Holländer, Deutsche, Franzosen und Engländer. Eine eigenthümliche Veranlassung, die Gastfreundschaft eines Eingeborenen, hatte sie während meines Aufenthaltes sämmtlich an einem Tische versammelt. Der angesehene Neger Mufuka Thomas nämlich, der von den Weissen vertragsmässig regulirte Steuern erhebt, wünschte eine Erhöhung seiner Einnahmen zu bewirken und arrangirte zu diesem Zwecke ein Frühstück im Freien, im Schatten von Palmen und Cajubäumen, wozu alle Factoreibesitzer geladen wurden. Nach reichlicher Bewirthung der Gäste (die Küche war halb einheimisch, halb portugiesisch), hielt der Mufuka eine magnifique Rede, worin er in wahrhaft rührender

Weise das Unrecht auseinandersetzte, das ihm im Vergleich zu anderen besser dotirten Häuptlingen an anderen Puncten der Küste widerführe.

Leider konnte ich dem Verlaufe der Unterhandlung nicht beiwohnen, weil Fieber mich unter Dach und Fach trieb. Dadurch wurde ein zweitägiger Zeitverlust verursacht. Im weiteren Verfolg des Weges hatten wir den für Loango bedeutsamen Songolo zu durchwaten, der in wechselnder Folge ein reissendes Wasser oder ein lagunenähnlicher Fluss ist, verliessen dann den Strand und bogen rechts in das Land ein. Weite Steppe, dürrer Boden, vereinzelt aufragende Hügel, zerstreute Baumgruppen, zuweilen Maniokfelder, ab und an in der Entfernung ein Dorf, blauer Himmel mit Haufenwolken, heisse, trockene Luft, grosse Stille — das war das Gepräge des stundenlang durchreisten Landes. Der Weg zog sich wieder zum Meere und führte zu einem Factoreiencomplex, der von den Weissen schlechtweg Loango genannt wird. Eine weite Bucht mit ruhigem Wasser gewährt hier den ankernden Schiffen mehr Sicherheit, als dieselben an den meisten Puncten der hafenlosen Küste finden, und Laden und Löschen ist mit geringen Verlusten verknüpft. Man hätte also erwarten dürfen, hier einen Centralpunct des Handels zu finden. Statt dessen sieht man eine Ansiedelung, welche alle Spuren des Rückgangs trägt und einen Beleg dafür liefert, dass die Launen, die vorgefassten Meinungen der Neger über die Gunst natürlicher Bedingungen triumphiren. Die Eingeborenen, welche Handelsbeziehungen mit Europäern unterhalten, fassen wechselnd für diesen oder jenen Ort der Küste Vorliebe und lenken den Absatz ihrer Producte dorthin. Ihre Handelsstrassen gleichen dadurch Flüssen mit wechselnden Mündungsarmen.

Beim Verlassen Loangos wurde meine Aufmerksamkeit auf eine hohe, verfallene Steinmauer gelenkt, an deren Fusse der Weg entlang gieng. Denn Steinbauten sind bei den Eingeborenen zum Mindesten etwas ebenso Fremdartiges wie Schuh und Stiefel. Ich erfuhr dann auf meine Erkundigung, dass das alte Gemäuer zur Umfassung eines Hofes, während der Zeit der sogenannten „Emigration", gehört habe. Die Abschaffung der Sclaverei gab nämlich zu einem System Anlass, welches, ohne die proclamirten humanitären Grundsätze formell zu verletzen, die Vortheile der früheren Zeit zu erhalten suchte. Demgemäss wurden die Neger nun nicht mehr als Sclaven gewaltsam fortgeschleppt, sondern „emigrirten freiwillig" in gewisse Colonieen.

Wo die Factoreien von Loango aufhören, sieht man einige

Gräber von Weissen, durch ihre Verwahrlosung einen traurigen Eindruck hervorbringend. Dann tritt eine plötzliche Veränderung der Landschaft ein. Die Küste fällt in einiger Entfernung vom Strande steil, zuweilen senkrecht ab und zeichnet sich durch rothe und gelbe, sehr lebhafte Färbungen aus sowie durch die pittoresken Formen, die in Folge der Auswaschungen entstanden sind. Die Entwickelung ist hier grossartiger, als bei den Steilabfällen zwischen Banana und Muanda; indess kommt ihr nur ein episodenartiger Charakter zu, denn bald wird die Küste wieder flach und behält diese Gestalt bis zum Kuilu bei.

Es bot sich Nichts, was das Auge hätte fesseln können, und da der Strand schlecht war, so bestieg ich die Hängematte und vergnügte mich damit, den Himmel zu betrachten. Wie anders erschien er jetzt als sieben Wochen zuvor auf der Reise nach Landana. Damals standen wir noch in der kalten Nebelzeit, jetzt aber waren wir in die heisse Zeit, in die Zeit der „kleinen Regen“ eingetreten. Freilich hatte die Dürftigkeit der ersten Niederschläge es verhindert, dass die Vegetation sich in ihrer ganzen Herrlichkeit entfalten konnte, aber heiterer war die Jahreszeit doch trotz Hitze und zu befürchtender Regen. Das Meer erschien ruhiger, seine Färbung minder melancholisch, und der im tieferen Blau erstrahlende Himmel zeigte nun jene prachtvoll zusammengeballten Haufenwolken, die durch alle Nüancirungen von Grau und Weiss so graciös und duftig in sich gegliedert erscheinen. Allmählich ertheilt ihnen das sinkende Tagesgestirn, das uns zur Mittagsstunde scheitelrecht zu Häupten gestanden hatte, andere und gesättigtere Farben; und geraume Zeit, nachdem die Sonne bereits in's Meer getaucht ist, bewundern wir noch die Lichteffecte, die sie an ihnen hervorbringt.

Unter solchen Eindrücken erreichte ich den Kuilu. Die Dämmerung hatte schon eingesetzt, als ich den stattlichen Fluss zum ersten Male erblickte. Eine elende Factorei erhob sich am linken Ufer, etwa eine Viertelstunde von der Mündung entfernt. Ihr gegenüber, in der Nähe des rechten Ufers, auf einer langgestreckten Insel, lag ein weit stattlicheres Gehöft, die Factorei des Shr. Reïs, Agenten des holländischen Hauses. Dorthin liess ich mich noch an demselben Abend übersetzen und bat um Gastfreundschaft. Sie wurde mir nicht nur bei diesem ersten Besuche, sondern später zu wiederholten Malen im weitesten Sinne des Wortes gewährt. Auch meinen Gefährten wurde auf ihren Reisen Aehnliches daselbst zu Theil, und wir erinnern uns alle mit derselben Dankbarkeit, wie sehr wir Herrn Reïs verpflichtet sind.

Ohne die Hülfe meines Gastfreundes hätte ich nicht vermocht, schon nach wenigen Tagen die geplante Reise flussaufwärts anzutreten. Den kurzen Aufenthalt auf der Insel benutzte ich zu kleinen Flussexcursionen, zur Ausmessung der Breite des Stromes, zur astronomischen Bestimmung der Position der Factorei sowie zur Registrirung der widersprechenden Angaben gewisser Eingeborenen über die menschenfressenden Völker jenseits des Waldes. Ich wusste schon von Dr. Bastian, dass sich eine „Mayombe" genannte Factorei flussaufwärts befände; nun hörte ich hier die erfreuliche Nachricht, dass Shr. Reïs in allerjüngster Zeit noch oberhalb dieses Platzes einen anderen Handelsposten am Kuilu eingerichtet und unter die



Reïs' Insel und Factorei.

Leitung des schwarzen Lingster Makossu gestellt habe. Demgemäss nahm ich mir vor, bis zu diesem vorzugehen, daselbst mich festzusetzen, das Land, wenn es möglich wäre, nach allen Richtungen zu durchstreifen, weitere Erkundigungen einzuziehen und, wenn sich Leute zur Begleitung finden liessen, einen Vorstoss tiefer in's Innere hinein, in nordöstlicher Richtung zu versuchen.

Von der Factorei-Insel aus erscheint der Kuilu als stattlicher Strom von etwa dreihundertfünfundsiebzig Meter Breite. Beide Ufer sind dicht mit Mangrovegebüsch bestanden, das besonders kräftig entwickelt ist und mit seinem Laubdach die vielen durch das Dickicht führenden Canäle hoch überwölbt. Hier halten sich Chimpansen auf und

machen sich, namentlich des Nachts, durch ihr Geschrei weithin bemerkbar. Eine grosse Barre ist der Mündung vorgelagert und bietet der Flussschiffahrt ein bis jetzt nicht überwundenes Hinderniss. Von dem rechten Ufer in der Nähe der Mündung hat der Strom seit dem Jahre 1868 so viel weggespült, dass ein Theil des Landes, auf dem einst Factoreien standen, sich jetzt unter Wasser befindet. Die vielen kleinen Inseln des unteren Laufes sind unbewohnt, mit Mangrove bewachsen und der Ueberschwemmung des Hochwassers ausgesetzt. Auch der grossen Factorei-Insel droht diese Gefahr zuweilen. Hier ist die Mangrove aber stark gelichtet; Culturanpflanzungen sind an ihre Stelle getreten, namentlich Mango- und Limonenbäume. Die letzteren habe ich häufig auch fern von der Küste angetroffen, meist in vereinzelten Exemplaren; die Früchte liefern nicht allein eine äusserst schätzbare Zuthat zu Speisen, sondern auch ein vortreffliches Mittel zur raschen Herstellung einer wirksamen Chininlösung. Bananen vegetiren nur kümmerlich auf dem sandigen Boden der Insel, besser gedeihen die Oelpalmen und der Garten bringt vortrefflichen Kohl, aussergewöhnlich grosse Radieschen und schmackhaften Salat hervor. Die Insel könnte als kleines Paradies gelten, wenn ihre Lage eine gesündere wäre. Es ist mir trotz reichlicher Nahrung niemals gelungen, mich daselbst zu erholen, wenn ich von grossen Anstrengungen erschöpft dorthin zurückkehrte.

Zu den Zeiten der Könige erstreckte sich das Loangoreich nördlich über den Kuilu, bis zum Numbifluss (4° südlicher Breite); der Grenzdistrict hiess Tschilunga. Der jetzt herrschende Sprachgebrauch bedient sich der Namen Loango und Tschilunga, um das linke Ufer des Kuilu von dem rechten zu unterscheiden. Am Kuilu übt Fürst Mpambo die Oberhoheit aus, ein echter Loangoprinz, denn er wäre seiner Herkunft nach berechtigt, den Königsthron des alten Loangoreiches einzunehmen.

Am sechsundzwanzigsten October trat ich die Fahrt stromaufwärts an. Da auffallend wenig Regen gefallen war, so war die Strömung nicht heftig, und konnte die Strecke bis zur Factorei Mayombe mit zwölf Rudern in fünfzehn Stunden zurückgelegt werden. Es war noch Nacht, als wir abstiessen und die breite Wasserfläche durchschnitten; Mangrovebestände erhoben sich zu beiden Seiten als dichte, dunkle Massen, einige wenige Sterne leuchteten von dem wolkenzerrissenen Himmel herab, schwer fiel die Feuchtigkeit hernieder, unthätig und erwartungsvoll schaute ich hinaus in die Finsterniss. Gegen fünf Uhr liess sich das erste Tagesgrauen wahrnehmen, die Ruderer nahmen ihren Gesang wieder auf, ein Volk grauer Pa-

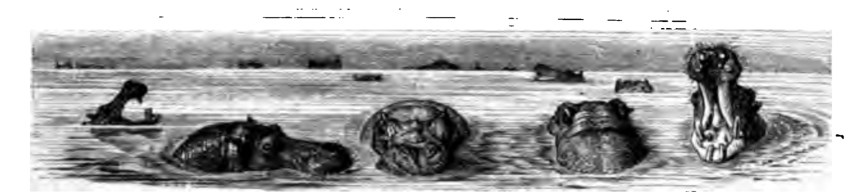
pageien flog mit lautem Geschrei quer über den Fluss, die Nacht wich dem Tage, und alle düsteren Träumereien verschwanden vor der neu beginnenden Thätigkeit. Die kleinen Mangroveinseln lagen bereits hinter uns, aber die Ufer waren noch weiter auseinander getreten; die breite Fläche des Stromes erschien wie mit Oel übergossen, kein Windhauch kräuselte ihren glatten Spiegel. Als die Grenze der Mangrove überschritten war, nahm die Landschaft allmählich den Charakter an, den sie für die nächsten zehn Stunden beibehielt: die Ufer sind niedrig, bleiben aber durch das dichte Gesträuch des Hibiscus tiliaceus oder stark duftenden Jasmins und dazwischen geschlungener Ipomoea-Winden unzugänglich, nur hier und da wird dieses grüne Polster von den braunen Pfaden unterbrochen, die an den Fluss führen. Unmittelbar hinter der Uferböschung erhebt sich der Hochwald, ernst und majestätisch und um so eindrucksvoller, je weiter das Fahrzeug vordringt. Das Wasser fliesst ruhig und fast träge dahin, und nur in den Canälen zwischen den Inseln und dem Ufer sieht man es lebhafter strömen. Grosse Bäume, die das Alter knickte oder das unterwaschene Ufer nicht mehr zu halten vermochte, sind von oben heruntergetrieben und haben sich in der Mitte des Flusses auf irgend einer Untiefe verankert, mit ihrem Geäst über die Oberfläche hervorsehend; andere liegen, fast wie sie gefallen sind, und reichen vom Ufer aus unter das Wasser hin. Sie sind der Fahrt nicht hinderlich; Gefahr aber droht von eben überfluteten Sandbänken oder von Stämmen, die das trübe, bräunliche Wasser dem Auge des Steuermanns verbirgt. Dieser pflegt meist sein Fahrwasser zu kennen; bald hält das Canoe die rechte, bald die linke Seite des Stromes, selten die Mitte, weil man noch immer die Hippopotamen fürchtet. Wasserpflanzen oder Rohrdickichte treten gar nicht auf, nur einmal bemerkte ich Papyrus, häufig dagegen den prächtigen Pandanus mit der Schilfrosettenkrone und dem, in stützende Wurzeln noch über dem Wasser sich zertheilenden Stamme. Die Palmeninsel Tschintombi bezeichnet den Beginn des Hochwaldes, dann folgen die Inseln Tschisulu, Tschingombe und Tschibebe; sie ragen alle wenig aus dem Wasser hervor und sind reich an Oel- und Weinpalmen. Eingeborene schlagen daselbst zeitweilig ihr Quartier auf, hauptsächlich um Oel zu gewinnen und um der Fischerei obzuliegen. Letztere wird erfolgreich dadurch betrieben, dass man mit dünnen Stäben Räume absteckt, welche den Fischen nur während der Flussstauung eine ungehinderte Communication mit dem übrigen Wasser gestatten. Oberhalb der Tschibebe-Insel hat der Fluss seine grösste Breite, sechs- bis sieben-

hundert Schritt, dann verengt er sich allmählich und an der Mündung des Nanga, eines rechten Zuflusses des Kuilu, misst er nur vierhundertundfünfzig Schritt. Der Nanga ist bekannt wegen seines Reichthums an Wild, namentlich an Flusspferden; er wurde aus diesem Grunde im Jahre 1875 von den Herren Falkenstein und Pechuël-Loesche befahren und explorirt. Ich selbst verweilte nur an der Mündung, wo der Fluss etwa die Bedeutung des Luëmme hat. Auf der vom Kuilu und Nanga umspülten Landzunge befindet sich hart am Wasser ein Lagerplatz, „Pelle ma Nanga“ genannt, der jeden Europäer anmuthen würde, so herrlich erscheint hier der Wald in seiner ruhigen Pracht. Bei den Eingeborenen ist diese Stelle einiger Capsicum-Sträucher wegen besonders beliebt. Wol selten ist eine Frucht an ihnen zur Reife gediehen, aber die grünen Pfefferschötchen genügen, die Canoes anzulocken und würzen den Insassen das Mal. Niemand würde wagen, die Pflanze muthwillig zu zerstören, denn mit Recht gilt sie für eine grosse Wolthat. Auch der Europäer lernt sie als solche betrachten, wenn erst der längere Aufenthalt in Westafrica die Magenthätigkeit erschlafft hat und alle Speisen so insipide werden, dass der Widerwille gegen das Essen nur mit Hülfe des wärmenden und anregenden Negerpfeffers überwunden wird.

Unsere Fahrt wurde erst in Mindo, wo das Waldland Yombe — gewöhnlich Mayombe genannt — beginnt, unterbrochen. Hier musste den Negern, die ununterbrochen sechs Stunden gerudert hatten, einige Ruhe gegönnt werden, und wir improvisirten ein kleines Lager am linken Ufer. Ich trat in den Wald ein, fand den Boden ganz frei von Unterholz und mit trocknem Laube bedeckt; ein schmaler Pfad, der bis zur Küste führt, zog sich in einiger Entfernung vom Ufer hin. Ein Bayombe, mit einem Lendenschurz umgürtet und einer Lanze bewaffnet, erschien aus irgend einem Versteck des Waldes, die Malzeit der Canoeleute zu theilen. Es ist ein den Verkehr der Neger fast ausnahmslos kennzeichnender Zug, dass sie mittheilend gegen Diejenigen sind, welche selbst Nichts zu essen haben. Auch unter einander, wo sie von einem gemeinschaftlichen Vorrath zehren, sind sie nicht bedacht, sich durch übermässige Gier und unvernünftiges Schlingen den Löwenantheil zu sichern.

Da das Ziel noch weit war, so durfte unsere Ruhe nicht zu lange währen, und nach einstündiger Rast wurde die Fahrt fortgesetzt. Die Sonne war ganz aus den Wolken getreten; wir befanden uns im Monat des höchsten Sonnenstandes, es war Mittag, kein Lüftchen regte sich, und sengende Strahlen fielen auf den im Canoe zusammengekauerten Reisenden. Die Landschaft blieb unverändert. Eine allgemeine Le-

thargie schien alles Lebende ergriffen zu haben; der Gesang der Neger verstummte, und der glänzende Tag forderte nun, was der verkürzten Nacht vorenthalten blieb; mit bleiernen Augenlidern starrte ich auf Compass, Uhr und Notizbuch und trug zwischen Schlaf und Wachen meine Wahrnehmungen ein. Endlich brachte eine Flusskrümmung die ersehnte Brise, die Sonne trat wiederum hinter Wolken, und ein neuer Anblick fesselte die Aufmerksamkeit. Wir waren in denjenigen Theil des Flusses eingetreten, in dem sich Flusspferde mit Vorliebe tummeln, und nun sah ich in der That mehrere dieser kolossalen Thiere im Wasser umherschwimmen; sie zeigten, wie gewöhnlich, Nichts als den oberen Theil des horizontal ausgestreckten Kopfes, und auch dieser verschwand mit dem Knall der gegen sie abgefeuerten Büchse. Im tiefen Wasser fürchtet man diese Ungethüme nicht, wol



Hippopotamen im Wasser.

aber im seichten, wo sie die Canoes von unten her mit dem Rücken umwerfen, wie die Neger und die Europäer der Küste behaupten. In der Fiotesprache haben sie den Namen „Mvubu“ wegen des pustenden Geräusches, das sie im Wasser häufig vernehmen lassen. Eine flache Insel, die zur Zeit des niedrigen Wasserstandes mit dem rechten Kuiluufer zusammenhängt, ist nach ihnen „Tschitumbu Mvubu“ d. h. Flusspferdinsel getauft. Dort werden die mächtigen Thiere wol zuweilen von den Eingeborenen (die im Allgemeinen nicht passionirte Jäger sind) in Fallgruben gefangen und mit Feuersteingewehren erlegt. Aus der Mitte des Stromes traten einige flache, grün schimmernde Bänke hervor, auf denen Enten sassen. Im Uebrigen war für Jäger wenig Beute zu erhoffen; weder Pelicane noch Reiher liessen sich blicken, die fröhlichen Papageien, seitdem sie ihren Morgenflug beendet, blieben im Waldesdickicht verborgen, und nur einige Adler rührten noch ihre gewaltigen Schwingen.

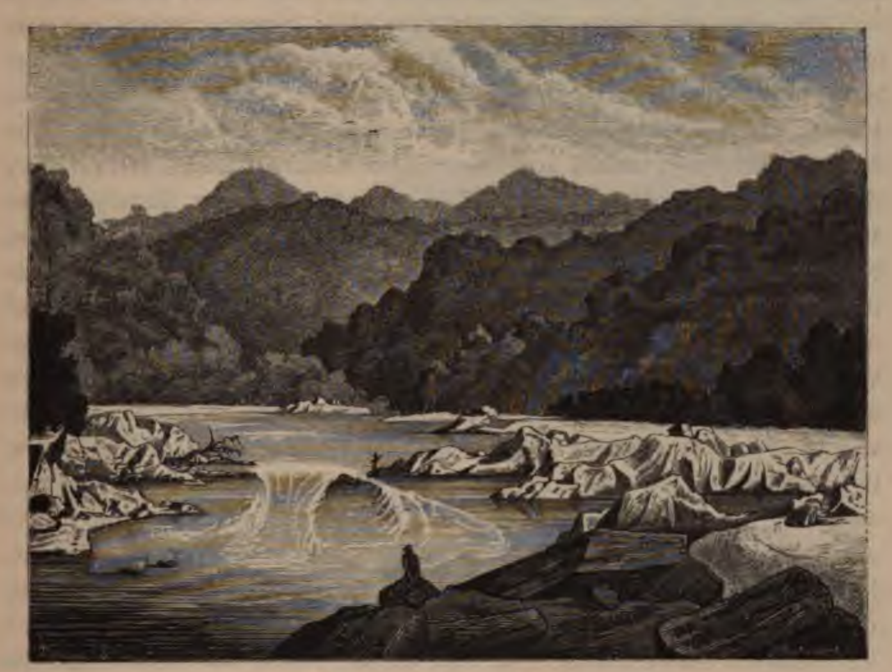
Die Flussufer, bis dahin gleichmässig flach hinlaufend, zeigten nun ein allmähliches, stetiges Ansteigen. Da wo die langgestreckte Hundertinsel (Kama Tschitumbu) sich am rechten Ufer dehnt, und das Fahrzeug nur mit emsigerem Rudern in dem heftigeren Strom

seine Geschwindigkeit beibehalten kann, erreicht man die wichtige Grenze zwischen der flachen Ebene und den letzten Ausläufern des Küstengebirges; in vielgegliederter Gestalt umsäumt es das Plateau Innerafricas. Die Breite des Flusses ist auf zweihundertundfünfzig Schritt verengt; es treten die ersten Steine auf, und das Ufer erhebt sich fünfzehn Meter über das Wasser. Hier liegt das Dorf Mamanya ma tali (Eisensteine). Wir legen an, und ich betrete zum ersten Mal ein Bayombedorf. Der Dorfherr, der für einen grossen Fetischmeister gilt, versteht ebenso wenig das Portugiesische wie die übrigen Bewohner, aber er zeigt sich freundlich und bringt im Moment der Abfahrt Hühner und Bananen. Von einem Glase Gin, das ihm ausser einem Geschenk an Zeug gereicht wird, trinkt er zwei Dritttheile, giesst den Rest auf einen Teller und lässt ihn bei seinen Begleitern circuliren, die daraus wie aus einem Troge trinken.

Mit dem sinkenden Tage wird die Fahrt fortgesetzt, die Sichel des zunehmenden Mondes steht noch hoch am Himmel, aber aufziehende Wolken verdecken ihn bald. An den scheinbar immer näher zusammentretenden Ufern sieht man die irrenden Lichter planetarisch glänzender Leuchtkäfer aufblinken, aber sonst lässt sich Nichts erkennen als einige sandige Stellen, die sporadisch an beiden Seiten des Stromes auftreten; und bei schwachem Laternenschein muss die letzte Strecke der fünfzehnstündigen Fahrt aufgenommen werden. Nur die Hoffnung auf baldige Ankunft lässt die ermatteten Ruderer bei der harten Arbeit ausharren, und gegen acht Uhr Abends ist die Factorei Mayombe erreicht. Der laute Gesang der Canoeleute hat unsere Ankunft schon von Weitem angekündigt, und der Vorsteher der Factorei, ein Mulatte, begrüsst uns, noch ehe wir den Fuss auf festen Boden gesetzt haben.

Der folgende Morgen erschloss mir mit einem Schlage die ganze Pracht einer Flusslandschaft des westafricanischen Waldgebirges. Woher kam es, dass gerade dieser Anblick mich heimatlich anmuthete, dass meine Einbildungskraft die geliebten Wälder und traulichen Thäler Deutschlands sah, dass die Eindrücke der Gegenwart die der Vergangenheit zurückzauberten? Doch gewiss, weil wirklich eine Aehnlichkeit zwischen ihnen bestand! Zwar nicht im Einzelnen, aber in den grossen Zügen: zwei Mosaikbilder, aus verschiedenem Material gefertigt, dasselbe darstellend. Ein leichter Fieberanfall belehrte mich, dass ich auf africanischem Boden stand, wo man sich die Sonne nicht ungestraft auf's Haupt scheinen lässt. Doch konnte ich die anziehende, nun immer wechselvoller werdende Flussfahrt am folgenden Tage fortsetzen.

Der Kuilu nimmt nun mehr und mehr den Charakter eines Bergstromes an, kleine Felswände durchbrechen die erdigen Uferböschungen, vor denen nicht selten Steine aus dem Wasser aufragen, und nach kaum fünfviertelstündiger Fahrt erheben sich zu beiden Seiten des auf dreissig Meter verengten Stromes die senkrechten Felsen der Pforte Ngotu, so genannt nach dem Fetisch, der es in seiner Macht hat, die Felsen wie zwei Kinnladen gegen einander zu schlagen. Oberhalb dieses Durchbruchs erweitert sich das Flussbett wieder, aber die Strömung erhält sich heftig. Die Eingeborenen sprachen



Die Stromschnellen von Bumina.

von Katarakten, fügten indess hinzu, dass es unmöglich sei, bis zu denselben vorzudringen.

Ich schlug ein Lager am linken Kuiluufer auf. Nach mehrtägigen Verhandlungen liessen sich einige Neger bereit finden, mich auf der Expedition zu den Stromschnellen zu begleiten. Mit einem kleinen Canoe und vier Ruderern, von denen keiner Portugiesisch verstand, machte ich mich am Morgen des dreissigsten October auf den Weg. Die Fahrt nahm bald einen aufregenden Charakter an. Aus dem Grunde des Bettes traten mehrfach Felsen hervor, während mächtige Steinbänke sich vom linken Ufer aus gegen die Mitte des Flusses

aufwärts verfolgen lasse. Die Herren Falkenstein und Pechuël-Loesche haben dies später in der That ausgeführt.

Ich kehrte nun in mein schon vorher erwähntes Standquartier zurück. Am linken Ufer, nach dem Wasser zu, öffnete sich ein ausgerodeter Waldplatz, noch alle Spuren der frischen Verwüstung an sich tragend, und hier erheben sich die Hütten der kleinen, vom Lingster Makossu geschaffenen Handelscolonie Kakamuëka. Von hier aus unternahm ich tageweite Reisen durch den Urwald zu den verschiedenen Bayombe-Häuptlingen und lebte unter den Negern selbst



Die Felswand gegenüber den Buminaschnellen.

wie ein Neger. Die Eingeborenen brachten mir Hühner, Maniok und Bananen, zuweilen auch einen kleinen Ziegenbock zum Kauf. Einer der vielen, aus dem Boden aufragenden Baumstumpfe diente der Frau des Makossu, die mein Essen bereitete, als Mörser zum Zerstampfen der Palmnüsse, deren frisches, mit Capsicum-Pfeffer versetztes Oel das Huhn und den Ziegenbock unterschiedslos würzte. Die Frucht der Oelpalme gleicht einer mittelgrossen Pflaume und hat wie diese, Schale, Fleisch und Kern. Das Oel wird erhalten, indem man die Früchte zerquetscht und die breiige Masse durchseiht, damit Faser und Kerne zurückbleiben. Frisches Palmöl hat durchaus keinen

unangenehmen Geschmack und muss als eine ebenso liebliche wie nützliche Zuthat der Speisen angesehen werden.

Ich nahm mein Quartier unter einem freistehenden Schutzdach an der Uferböschung. Eine Matte aus den Schaften des Papyrus war mein Lager und konnte mich nur nothdürftig gegen die Feuchtigkeit des Bodens schützen. Ich schlief in meinen Kleidern, mit verhülltem Haupte, umschwebt von fein summenden Mosquitos, so dass ich mich stets vom Schlafe unerquickt und mit steifen Gliedern erhob. An Ruhetagen schrieb ich an derselben Stelle, entwarf die Skizze des aufgenommenen Flusslaufes und berechnete die angestellten astronomischen Beobachtungen. Diese Thätigkeit war mit so vielen Körper-



Einzelfrucht der Oelpalme.

verrenkungen verknüpft, dass ich den angestrengtesten Marsch vorzog. Für die mühselige und wilde Lebensweise fand ich mich vollauf entschädigt durch das Bewusstsein, auf einem, unserer geographischen Kenntniss noch unerschlossenen Boden zu stehen und bald die erste Kunde davon der Heimat zusenden zu dürfen.

Die Landschaft Mayombe ist so wenig eine politische Einheit wie die Loangoküste. Auch hier giebt es keinen Herrscher, der das ganze Land regiert, und fast jedes Dorf hat seinen eigenen selbstständigen Herrn. Das Land dehnt sich auf beiden Ufern des Kuilu aus und ist durch den Wald charakterisirt, der die ganze Oberfläche in ununterbrochener Continuität bedeckt. Dieser Wald, von dem ich viele Quadratmeilen durchschritten habe, entspricht nicht unsern Vorstellungen von einem tropischen Urwald und würde einen südamericanischen Reisenden vielleicht enttäuschen; denn sein Habitus ist mehr unsern Hochwäldern angepasst. Die Alles überwuchernden Schlinggewächse tropischer Urwälder, die in die grünen Massen der

aneinanderstossenden Baumkronen ein zweites Laubdach einweben und dem Wanderer nur ein Vordringen mit der Axt gestatten, treten hier überraschend zurück; sie fehlen allerdings nicht ganz, wie dies vor Allem die einst so stark vertretene, jetzt fast vernichtete Kautschukranke (Landolphia florida) zeigt; aber sie treten immerhin zurück und lassen den schlanken Wuchs der hohen, buchenartigen Stämme ungemindert in die Erscheinung treten. Das Unterholz unserer Hochwälder ist hier zum grössten Theil durch die grossen, paralleladrigen Blattgewächse der Scitamineen-Formen ersetzt, deren Hauptvertreter von den Eingeborenen „Masombe" genannt wird; auch Farnkräuter fehlen nicht, aber die Entdeckung von Baumfarnen sollte erst einer meiner späteren Reisen vorbehalten bleiben.

Vielfach wandelt der Fuss über trocknes Laub. Nie wird eine Axt an die Stämme dieses Waldes gelegt, ausgenommen an den Stellen, wo Platz für ein neues Dorf geschaffen werden soll. Ein Stamm fällt und bleibt, wie er gefallen ist, mag der schmale Pfad, der sich durch das Dickicht hinzieht, auch Jahre lang dadurch versperrt werden. Ein ewiges Halbdunkel herrscht hier, und recht trübe Tage konnten glauben machen, dass eine Sonnenfinsterniss stattfände. Eine feuchte, treibhausartige Luft erfüllt die Atmosphäre und lastet wie ein ungewohnter Druck auf Geist und Körper. Die grosse Stille wird höchst selten durch das klagende Geschrei eines Vogels unterbrochen; Wild sieht man nicht. Wenn man stundenlang durch diese Wälder hingewandert ist, stets bergauf oder bergab, niemals eben, auf Wegen, die für einen Weissen zu schmal erscheinen, über und über bedeckt sind mit glatten, schlüpfrigen Wurzeln, wenn man sich immer von Neuem mit dem Fusse in Zweige und Schlingpflanzen verwickelt hat, von andern Zweigen an den Kleidern festgehalten, von wieder andern in's Gesicht geschlagen worden ist, so sehnt man sich nach freier ungehinderter Bewegung, nach Luft und Licht und begrüsst mit Freude den ausgerodeten Waldplatz, auf dem das von Bananen und Palmen eingefasste Bayombe-Dorf sich erhebt.

So coupirt nun das Terrain ist, über welches dieser Hunderte von Quadratmeilen in ununterbrochener Folge bedeckende Wald sich ausdehnt, und zu wie ansehnlichen Höhen man sich erheben mag, so gehört es doch zu den seltensten Ausnahmen, wenn der Blick einmal nach der einen oder andern Richtung ungehindert in die Ferne schweifen kann. Selbst dann bleibt die Orientirung so einseitig, dass kein Bild von der Configuration des Bodens, im Besonderen nicht von bestimmten, vorherrschenden Richtungen der Bergzüge entworfen werden kann. Die Schwierigkeiten, welche der topographischen Thä-

tigkeit entgegenstehen, sind daher theilweise unüberwindlich. Alles, was der Reisende thun kann, ist, die Uhr, den Compass und das Aneroid möglichst oft abzulesen, um wenigstens den Zug des Weges und seine Niveauveränderungen zu erhalten. Dieses an sich rohe Verfahren wird durch die von Zeit zu Zeit eingeschalteten astronomischen Beobachtungen sehr brauchbar, und man empfindet es doppelt schwer, dass der trübe Himmel, der über den feuchten Wäldern Mayombes lagert, die Anwendung des letztgenannten Hülfsmittels nur ausnahmsweise zulässt.

Die Dörfer der Bayombe unterscheiden sich in ihrer Bauart zwar nicht wesentlich von denen der Bavili (Küstenbewohner), dennoch machen sie einen andern Eindruck; ich glaube, dass die eigenthümliche Lage inmitten des Waldes das wesentlich Bedingende für sie ist. Die Hütten (Tschimbeks) sind auch hier von rechteckigem Grundriss, und Rundbauten kommen niemals vor. Der durch Verlängerung des Daches entstehende Vorplatz fehlt fast nie einem Tschimbek, und dadurch wird der Eindruck einer gewissen Behaglichkeit hervorgebracht. Andrerseits aber geht den Wohnstätten das saubere Ansehen ab, das in den wolgehaltenen Dörfern der Küstenbewohner so oft erfreut. Nicht immer werden Papyrusschafte für die Wände, noch auch Schindeln aus Palmfiedern für die Dächer benutzt; man greift auch zu dem leichter zu beschaffenden Material der grossblättrigen Schattengewächse des heimatlichen Waldes.

Das bereits erwähnte, von niedrigen Pfählen getragene Dach, die Sombra der Portugiesen, gewissermassen eine Hütte ohne Wände, spielt hier eine grosse Rolle, und wo ich die Gastfreundschaft eines Dorfherrn in Anspruch nehmen musste, wurde mir eine Sombra eingeräumt. Die Wohnstätten stehen immer auf künstlich erhöhtem Boden, so dass man, auch bei dem stärksten Regen, vor unliebsamer Ueberschwemmung geschützt bleibt. Selten hat ein Dorf mehr als zwanzig bis dreissig Hütten, die ohne bestimmte Anordnung, oft in weiten Zwischenräumen stehen, aber meist in der Mitte einen grösseren Raum frei lassen. Die Anlage eines neuen Dorfes ist mit grossen Schwierigkeiten und dem Aufwand vieler Arbeit verknüpft. Das Umhauen der Bäume geschieht mit einfachen Faschinenmessern und beansprucht deshalb sehr lange Zeit. Ein so zugerichteter Platz ist fast undurchdringlich, er bildet ein wüstes Durcheinander von Stämmen, vertrocknenden Baumkronen und stehengebliebenem Gebüsch, das schliesslich der Gewalt des Feuers weicht.

Ich hatte einmal den prächtigen Anblick einer solchen Feuersbrunst, die in der Nähe eines abzubrechenden Dorfes wüthete. Die

Gefahr des Waldbrandes ist dabei ganz ausgeschlossen, denn der Wald schützt sich selbst durch seine Feuchtigkeit. Abergläubische Furcht vor unbekannten Uebeln, die das längere Verweilen in dem alten Wohnsitze ihnen bereiten würde, können allein die Eingeborenen zu der kolossalen Arbeit des Ausrodens bewegen. In derselben Weise wie für die Dörfer, muss auch für die Maniok-Culturen der Platz geschaffen werden. Man kann daraus abnehmen, dass der Ackerbau sich auf Hervorbringung der allernothwendigsten Vorräthe beschränkt, und welche Zustände der Noth eintreten müssen, wenn mangelnde Regen — im Gebirge freilich eine Seltenheit — eine Missernte zur Folge haben. Daher spielt denn die Banane hier eine viel grössere Rolle als im Küstengebiet, und fast jedes Dorf verräth sich, noch ehe es sichtbar wird, durch kleine Bestände dieser unschätzbaren Baumstauden. Nur selten kann man sich Yams oder süsse Bataten, häufiger Erdnüsse verschaffen. Die Hausthiere sind dieselben wie an der Küste: Hühner und Ziegen, während stattliche Enten und glatthaarige Schafe zum Leidwesen des Reisenden kaum gesehen werden. Schweine sind nur in einzelnen Dörfern, dann freilich meist in grösserer Zahl anzutreffen. Sie versehen in noch höherem Masse als die Hunde in den Städten des Orients das Amt der öffentlichen Strassenreinigung und fressen mit Begierde den widerlichsten Unrath. Man sagt, dass wo Schweine sind, sich keine Schlangen aufhalten; mit welchem Recht, lasse ich dahingestellt. Ein Bild des Elends und der Beharrlichkeit bieten die kleinen gelben Hunde, die in allen Bayombe-Dörfern umherlaufen. Meist sieht man sie mit der Nase über dem Boden hinschnüffelnd die kärgliche Nahrung suchen; sie müssen überaus zäher Natur sein, dass sie nicht nur ihr Dasein auf der Grenze des Verhungerns so lange fristen, sondern auch für eine reichliche Nachkommenschaft sorgen können, der dasselbe Schicksal bevorsteht. Nur die zur Jagd gebrauchten Hunde sind in besserer Verfassung und scheinen sich einiger Sorgfalt von Seiten ihrer Herren zu erfreuen.

Der Eindruck, den die äussere Erscheinung der Bayombe-Neger macht, ist wenig vertrauenerweckend, ja geradezu abstossend. Ich spreche nicht von dem ersten Eindruck, der bei keinem direct aus der Heimat kommenden Europäer für die Beurtheilung der Schwarzen massgebend ist, sondern von dem Bilde, das sich mir nach langem und wiederholtem Aufenthalt im Lande eingeprägt hat. Anfänglich wird kaum ein Europäer an dem Anblick eines Negers Gefallen haben und findet sie wol alle gleich hässlich; nach einiger Zeit lässt er Unterschiede gelten und sagt sich in der einen oder andern Form, dass der Mann für einen Neger so übel nicht ist. Aber erst, wenn

ihm die eigne weisse Haut unnatürlich erscheint und er anfängt, sich zu wundern, dass nicht alle Menschenkinder der Wolthat einer sammetweichen, kühlen, dunklen Haut theilhaftig geworden sind, wird jeder Farbige für ihn ein vom andern unterschiedenes Individuum. Dann erst ist der richtige Massstab für die Beurtheilung gefunden, und die Möglichkeit gegeben, in den Physiognomieen zu lesen, gutartige von malitiösen, schöne von hässlichen zu unterscheiden.

Aus den Gesichtszügen der Bayombe kann der Reisende wenig Verheissendes für sich herauslesen. Es spricht aus ihnen lauernde Hinterlist, Habgier und Frechheit; und der Verlauf meiner eignen Reisen ist der beste Beweis dafür, dass sie diese Eigenschaften auch wirklich besitzen. Indessen wäre es ein Irrthum, zu glauben, dass ihnen die hässlichen Merkmale des sogenannten Negertypus: breitgedrückte Nase, aufgeworfene Lippen, vorstehender Unterkiefer, übermässig lange Arme, wadenlose Unterschenkel, platte Fusssohlen in hervorragendem Masse zu eigen seien. Individuen, die alles dies vereinigen, gehören zu den seltensten Ausnahmen; nur die eingedrückte, breitflügelige Nase ist fast allen gemein; und abstossend erscheinen die Gesichter hauptsächlich dann, wenn von der Mitte dieser Nase breite Falten zu beiden Seiten des Gesichtes hinablaufen. Es lassen sich fein geschnittene Gesichter, mit schmalen Lippen und ohne irgend welchen Prognathismus beobachten. Die Figur ist meist schlank und von Mittelgrösse; die Farbe ist dunkelbronzen. Ein Bayombe von Ebenholzschwärze würde, und dies gilt für alle benachbarten Stämme, eine auffallendere Seltenheit sein als ein Albino.

Männer wie Weiber sind stets mit dem Lendenschurz bekleidet, der hier noch vorzugsweise aus einheimisch gewebten Pflanzenzeugen hergestellt wird und nur bei den Vornehmeren durch Baumwollenstoffe verdrängt ist. Das Pflanzenzeug ist je nach dem Bast, der meist von der Raphia gewonnen wird, von verschiedener Feinheit. Das Zeug hat etwa die Farbe der rohen Seide, und der daraus gefertigte Schurz ist ausserordentlich kleidsam; häufig werden die Gewebe schwarz gefärbt. Die Stücke, wie sie aus dem Handwebstuhle hervorgehn, werden mit einer pfriemförmigen „Bansa" (Spaltstück der harten Palmrippen-Schale) und Pflanzenschnur zusammengenäht. Das Bekleiden des Oberkörpers ist selbst bei Frauen eine Ausnahme, welche sich nur Fürsten, vornehme Häuptlinge und Händler gestatten. Von den Männern werden vielfach eiserne Armringe in verschiedener Anzahl getragen und zwar meist am linken Arm, während der kupferne Ring des auch hier existirenden Lembefetisches das rechte Handgelenk ziert. Frauen lieben dagegen mehr Ringe aus Messing, deren ich

einmal bis dreiundzwanzig an einem Arme zählte. Auch die Fussgelenke umschliessen sie gern mit Beinringen, sogenannten „Milunga"; letztere sind häufig so dick, dass sie das Gehen erschweren. Weit beliebter und verbreiteter als an der Küste ist hier die Sitte des Tätowirens beim weiblichen Geschlecht; meist werden schöne, geometrische Figuren eingeschnitten, die symmetrisch auf beiden Seiten des Nabels angebracht sind und sich oft bis zu den Brüsten aufziehn.

Die Männer sind frei von dieser mit vielen Schmerzen erkauften Eitelkeit; zwar ist auch ihre Haut vielfach mit Narben bedeckt, diese rühren aber von häufig vorgenommenen Schröpfungen her. Völlig nackt laufen die Kinder umher, nur sind sie mit Fetischen an Hals und Hüften überladen. Denn der Fetischismus tritt in Mayombe in crasserer, auch dem Auge sichtbarerer Form auf als an der Küste. Die Mütter tragen ihre Säuglinge meist rittlings auf einer Hüfte, viel seltener auf dem Rücken. Die Kleinen laufen, auch wenn sie schon gehen können, in ihren Spielen mit Vorliebe auf allen Vieren und nehmen durch das häufige Umherwälzen auf der Erde eine aschgraue Hautfärbung an, die jeder anthropologischen Farbenscala spottet.

Der vornehmste Neger Mayombes ist der Nganga Mvumbi in Tschilima; er wohnt auf der rechten Kuiluseite, einige Stunden von der Niederlassung des Makossu entfernt, und ich schickte mich an, ihn zu besuchen. Die Beschreibung dieses Ausflugs wird es mir ersparen, die übrigen, nach andern Richtungen gemachten zu schildern. Ich verliess meinen Lagerplatz am Tage, welcher dem Besuche der Buminakatarakten folgte, des Morgens um acht Uhr, setzte über den Fluss und gelangte in nordnordwestlicher Richtung nach zwei und einer halben Stunde durch dichten, grossartigen Wald zu dem Dorfe des Nganga Mvumbi. Nur wenige Neger bildeten meine Begleitung. Derjenige unter ihnen, welcher als Koch diente, verstand zur Noth so viel Portugiesisch, um auch den Dolmetscher spielen zu können. Als ich gegen elf Uhr das Dorf betrat, in dem sich bis dahin noch nie ein weisses Gesicht gezeigt hatte, entstand grosse Aufregung, die sich bei den Kindern als Furcht, bei den Weibern als scheue Neugier und bei den Männern als mehr oder minder verwundertes Anstaunen meiner Person äusserte. Ich liess mich sogleich nach der Wohnstätte des Prinzen führen, wo denn auch ohne Weiteres ein feierlicher Empfang improvisirt wurde. Man setzte in die Sombra, wo die Feierlichkeit stattfand, eine leere Ginkiste und bedeckte sie mit einem rosageblümten Stück Zeug. Diesen für mich bestimmten Ehrensitz nahm ich alsdann ein und befand mich dem Nganga Mvumbi gegenüber, der von seinen Verwandten und den Ersten des Dorfes

umgeben, auf einer Matte niederhockte; hinter ihm wartete ein mit Fliegenwedel bewaffneter Neger seines Dienstes, draussen standen in dichter Zahl die übrigen Bewohner, Frauen und Kinder in besonderer Gruppe. Alles verschlang mich mit den Augen und wollte in möglichst kurzer Zeit so viel wie nur irgend möglich aus mir heraussehn. Aber ich gab es ihnen reichlich zurück. Dem Prinzen liess ich nun zum ersten Mal die Rede halten, die in der Folge bei allen Begrüssungs-Palavern in allen möglichen Variationen und Ausführungen wiederholt wurde: Ich sei zu ihm gekommen, nicht um Handel zu treiben, sondern um das Land zu sehn; ich hätte gehört, dass er ein grosser Prinz sei, und mich deshalb aufgemacht, ihn mit meinen eignen Augen zu sehn; ich sei ein grosser Freund der Neger und hätte noch nie Einem von ihnen etwas Böses gethan; namentlich aber sei ich sein Freund und zum Beweise dafür hätte ich ihm ein Geschenk mitgebracht, er möge nun auch mein Freund sein, damit ich Alles sehen könne, Alles, Alles, Alles! Dann überreichte ich ihm Zeug und eine Flasche Rum, die mit einem gewissen Ceremoniel während der Sitzung genossen wurde. Am Ende der Rede klatschten alle Anwesenden in die Hände, zum Zeichen dass sie verstanden hätten, was ich wollte. Der Prinz verschwand darauf und kam mit dem fürstlichen Gegengeschenk einer Ziege und eines Bananenfruchtzweiges zurück. Ausserdem liess er ein Huhn für mich schlachten und dem Koch einhändigen. Der alte Nganga Mvumbi zeigte in seinem Benehmen eine gewisse Gutmüthigkeit und war doch derselbe Mann, der mich ein Jahr später mit seinem planmässig betriebenen, passiven Widerstand zur Verzweiflung brachte. Ich sass ihm nun längere Zeit gegenüber, damit er und seine Unterthanen sich hinreichend satt an der neuen Erscheinung sehen könnten; dann zog ich mich nach der mit Matten ausgelegten Sombra zurück, die der Prinz mir überwiesen hatte, und wohin man die grüne Ginkiste mit dem rosageblümten Tuch gleichfalls brachte. Nun folgten alle Neger dorthin, auch der Nganga Mvumbi, der fortfuhr mich zu betrachten. Der staunenden und gaffenden Menge, die mich umstand, entfuhren neue Ausrufe der Verwunderung, als ich Buch und Bleistift vornahm und meine Notizen machte. Es war mir selbst überraschend, dass das Schreiben eine so grosse Sensation hervorbrachte; aber auch an allen Orten, die ich später besuchte, war die Wirkung dieselbe.

Als das Huhn bereitet war, hatten sämmtliche Neger die nicht genug zu schätzende Rücksicht, sich zu entfernen und mich allein in der Gesellschaft meines Ziegenbocks zu lassen. Es ist eine allgemein gültige Wahrnehmung, dass die Eingeborenen den Weissen niemals

beim Essen belästigen; sie haben unsere schöne Regel, dass man Thiere nicht beim Fressen stören soll, auf Menschen übertragen, und so konnte ich mir stets, selbst an den aufregendsten Palavertagen, mit der Malzeit eine halbe Stunde Ruhe erkaufen.

Bei der Wanderung durch's Dorf, das etwa sechszig Hütten zählt, für die dortigen Verhältnisse also ungewöhnlich gross ist, erschien sogleich wieder eine Escorte, jedoch ohne den Nganga Mvumbi; dieser benutzte seine Zeit besser, indem er das beim Empfange getragene Kleid wechselte, um sich in einem neuen Festgewand, einem blauen Kutschermantel mit rothem Kragen, von mir verabschieden zu können. Wir verliessen uns als grosse Freunde, und ich wanderte zu meinem Lager zurück.

Ein anderer, mehrtägiger Ausflug vom Tschimbek des Makossu führte mich an die nördliche Grenze des Gebietes der Bayombe zu den Balumbu-Negern; wieder andere wurden auf der linken Kuiluseite ausgeführt. Immer aber sah ich dasselbe, was ich bereits Tags zuvor gesehn hatte: einen überall gleichgearteten Hochwald auf einem, von vielen kleinen Zuflüssen des Kuilu coupirten, scharf eingeschnittenen Terrain. Daher schienen mir weitere, noch dazu so anstrengende Märsche von keinem Nutzen zu sein. Wo die Natur die erhabene Einförmigkeit immensen Waldgebietes über eine Gegend ausgebreitet hat, lässt sich geographisch nicht viel erreichen. Auch im Uebrigen wird keine Mannigfaltigkeit erwartet werden dürfen. Die wenigen Dörfer, die sich auf den künstlich ausgehauenen Lichtungen erheben, gleichen einander und sind nur durch den Grad der Säuberung des Bodens und durch die Zahl der Palmen und Bananen, die den Platz umgeben, unterschieden. Selbst den Bewohnern, ihrer Sitte und Lebensweise hat sich der düstere Charakter ihrer Umgebung aufgeprägt. Daher empfand ich doppeltes Verlangen, die Reise nach Yangela auszuführen, um dieser landschaftlichen Gefangenschaft zu entkommen und die Exploration weiter auszudehnen.

Zunächst freilich, als ich nach der Ankunft beim Makossu die Absicht, nach Yangela vorzudringen aussprach, wurde mir mit fast verächtlichem Lächeln und dem wiederholten portugiesischen Ausruf: „Branco não pode“ (das kann ein Weisser nicht) geantwortet. Das war ganz natürlich. Diejenigen Neger, die überhaupt Weisse gesehen hatten, wussten, dass diese nur in einer Hängematte reisten, unter Dach und Fach schliefen und selbst die kleinsten Entfernungen nicht zu Fuss zurücklegten. Nun kam frisch von Europa her ein Mann, der von all diesen Dingen Nichts wissen wollte, der behauptete, er werde nach Negerart eine Reise in's Innere machen: eben so gut

hätte er behaupten können, er werde sich aus einem weissen Mann in einen schwarzen verwandeln. Die Eingeborenen hielten mein Vorhaben kaum für ernsthaft. Sie giengen zu allererst darauf ein, wie man auf einen Scherz eingeht, und als die Ueberzeugung in ihnen aufdämmerte, dass von einem Scherz doch wol nicht die Rede sei, wollten sie überhaupt Nichts mehr von der Sache wissen. Aber meine Lebensweise, das theilweise Annehmen der Sitten der Neger, das viele Ausfragen am nächtlichen Feuer und vor Allem das Mirakel, dass ich wie ein Bayombe tagelang durch den Wald wandern konnte, bewirkten allmählich eine Sinnesänderung. Die Neger sahen, dass es nur an ihnen, nicht aber an dem Weissen liegen würde, wenn die Reise nach Yangela nicht zu Stande käme.

Es gelang mir daher wirklich unter dem Beistande Makossus allmählich zwölf Neger, sechs Bavili und sechs Bayombe, zu engagiren. Darunter befand sich der eigne Bruder jenes Händlers. Er behauptete das Land zu kennen, sprach portugiesisch und sollte als Führer und Dolmetscher dienen; der Mann war also ein grosser Schatz für mich; leider wurde er krank, noch vor dem Aufbruch, und die Noth war gross, einen Ersatz zu finden. Es fand sich denn auch keiner, und der nur sehr dürftig portugiesisch redende Koch Nduli musste den Ausfall ersetzen, so gut es angieng. Ich theilte das Gepäck in zehn leichte Lasten für die Leute. Die meisten Sachen waren in Muteten (lange, einheimische Tragkörbe) verpackt, nur die nothwendigen Bücher und das Wenige, was ich an Kleidern und Wäsche besass, befand sich in zwei Koffern. Den Prismenkreis und den künstlichen Horizont liess ich, nur in wasserdichtes Zeug verpackt, durch einen besonders geschickten Neger tragen, der stets bei mir bleiben musste. Ein grosser, korbumflochtener Glasballon, ein sogenannter Garafão der Portugiesen, bis oben hin mit Rum gefüllt, war eine Last für sich; sein Inhalt sollte mir den Weg bahnen helfen. Im Uebrigen bildeten Zeug, Perlen, Messingringe, Spiegel und Messer meine Tauschartikel. An Provisionen besass ich nur einen Sack mit Reis, Thee und etwas Cognac; den Rest des Benöthigten hoffte ich von den Eingeborenen einhandeln zu können.

Man kauft Nahrungsmittel meist von den Weibern ein, namentlich den Maniok, und darnach musste die Auswahl der Zahlungsmittel getroffen werden. Verhältnissmässig war ich nur auf geringe Schwierigkeiten beim Engagiren der Träger gestossen; denn was sind acht Tage des Wartens und der Hin- und Herrede in Africa? Der Grund war der, dass es sich nicht um ein unbestimmtes Ziel handelte, sondern um einen, im Vertrag ausdrücklich bezeichneten Ort, den der

Eine oder Andre schon besucht hatte. An eine lange Abwesenheit konnte ich vorläufig nicht denken; denn ich war in meinen Mitteln ganz reducirt und musste ferner den Ersatz der untergegangenen Ausrüstung erwarten.

Ich hatte bereits auf meinen Streifzügen kosten gelernt, was es heisst, mit durchnässten Kleidern zu exploriren, und musste dafür zahlen, als ich eben hoffte, die ersehnte Reise anzutreten. Mitten im Packen ergriff mich das Fieber mit solcher Gewalt, dass ich mich auf das Lager warf und den halben Tag und die ganze folgende Nacht unbeweglich liegen blieb. Zu den grässlichen Fieberträumen gesellte sich das Gespenst der unmöglich gewordenen Reise, und das Brüllen und Tanzen meiner nun vollzählig versammelten Träger steigerte nur die unbeschreiblichen Qualen. Als ich mich am folgenden Morgen erhob, konnte ich nur taumelnd vorwärts gehn, während alle Glieder schmerzten; aber der Gedanke, selbst Anlass zu sein, dass die Abreise nicht zur festgesetzten Zeit erfolgte, quälte mich so, dass ich, noch halb im Fieberwahn, den Befehl zum Abmarsch gab. Könnten doch Diejenigen, denen die Erforschung Africas nicht schnell genug voranschreitet, die in der beschaulichen Ruhe eines gesicherten Heims wähnen, dass sie Alles weit besser gemacht haben würden, einmal selbst erproben, was der Reisende in der Erfüllung seiner Pflicht zuweilen zu ertragen hat und nur durch eigne Kraft überwinden kann; sie würden sicherlich gerechter urtheilen lernen, selbst erschrocken sein vor ihrer selbstgefälligen Grausamkeit und herausfordernden Ungerechtigkeit.

Der Zielpunct meiner Reise war das Land Yangela, das von den Bakunya bewohnt wird; dies schienen die einzigen Namen zu sein, mit denen die wenigen zur Information geneigten Neger noch einen bestimmten Begriff verbanden. Alles Andre kam wüst durcheinander und endete in einer Zahl von Märchen, die von den wilden Völkerschaften erzählt wurden. Da waren auf der linken Seite des Kuilu: Bakunya, Bayaka, Basundi, Bakamba und Badonde; auf der rechten: Bayaka, Bantetsche, Bakuta, Bavumba, Basinika, Balali; und dazwischen gesät Babongo. Von diesen Völkerschaften trugen die einen Nasenringe, die andern waren ganz klein, hatten aber sehr grosse Köpfe und schliefen in Kürbisschalen, wieder andere hatten einen Schwanz und mussten sich ein Loch in die Erde bohren, ehe sie sich niedersetzten, die Schlimmsten endlich hatten nur einen Arm und ein Bein und konnten nicht wieder allein aufstehn; alle aber waren sie Menschenfresser. Von den Bantetsche wurde erzählt, sie glaubten, dass alle Menschen, die von der Küste kämen, salzhaltig seien, daher

schlichen sie sich an diese im Schlaf heran und legten ihnen Bananen auf die Haut, um die Früchte zu salzen. Der König von Tschintetsche erhöbe sich nur mittelst zweier Lanzen, die auf die Brust zweier dem Tode geweihten Unglücklichen gesetzt seien. An alle diese Geschichten wurde fest geglaubt wie an die Macht der Fetische. Man darf sich also nicht wundern, wenn alle Ueberredungskünste zur Gewinnung von Begleitmannschaften auf eine Reise in's Unbestimmte scheiterten.

Der Weg nach Yangela, den ich zu gehen vorhatte, durchschneidet das auf der linken Seite des Kuilu gelegene Land. Er verlässt, vom Tschimbek des Makossu ausgehend, sogleich den Fluss und zieht sich in einem weiten Bogen wieder oberhalb an denselben heran. Bedenkt man, dass der Kuilu auf der ganzen Strecke bereits ein Gebirgsfluss ist, und dass zahlreiche, wenn auch meist unbedeutende Wasserläufe ihm daselbst zufliessen, so ergiebt sich der Charakter des Weges fast von selbst als eine stete Folge zu durchschneidender Thäler und zu übersteigender Bergrücken. Wir hatten während der ersten Stunden fünfmal Bäche zu passiren, um über die Dörfer Kakamuëka und Matonde zum Dorfe des Muboma Nganda zu gelangen. Der Wald blieb stets von derselben Beschaffenheit, grossartig und monoton, aber die lehmigen, steilen Pfade waren in Folge der letzten regnerischen Nacht so schlüpfrig, dass ich bei meiner Fieberschwäche fast das Doppelte der gewöhnlichen Zeit gebrauchte und dennoch mehrmals zusammenzubrechen fürchtete. Das Dorf des Muboma gehört zu den grösseren des Landes, und bei den hier existirenden Machtverhältnissen gilt dieser Neger bereits für einen respectablen Herrscher. Ich hatte mir bereits Tags zuvor durch ein Geschenk von drei Stücken Zeug und einer Mütze den freien Durchzug von ihm erkauft und war so glücklich, ihn nicht in seinem Dorfe anzutreffen und ungestört der Ruhe pflegen zu können, deren ich so sehr bedurfte. Doch trieb ich meine stets zum Bleiben geneigten Neger noch am Nachmittag zum Weitermarsch und langte mit einbrechender Dunkelheit zu dem der Prinzessin Makoboala gehörigen Dorfe Konde.

Hier hatte ich zum ersten Mal seit langer Zeit eine freie Ausschau, und es machte mir eine ganz besondere Freude, in Ostnordost einen in der Nähe des Kammes unbewaldeten Bergrücken zu erblicken. Ein Palaver von kurzer Dauer gestattete mir sehr bald, mich mit meinen eignen Angelegenheiten zu beschäftigen. Fast bedauerte ich, dass die Sterne klar am Himmel standen, denn nun musste ich, trotz aller Abspannung Alles auspacken, was für die astronomischen Beobachtungen nöthig war, die Laterne in Stand setzen, einen Platz aussuchen und den Horizont aufstellen. Als Alles beendet war, die

Beobachtung mit dem Sextanten eben beginnen sollte, war der ganze Himmel dick bezogen und blieb so. Ich hatte nur noch einzupacken, mit ebenso zerschlagenen Gliedern, wie ich ausgepackt hatte, um dann endlich den todtmüden Körper auf der Loangomatte auszustrecken und vom Schlaf neue Stärkung zu erhoffen.

Am folgenden Morgen (am achten November) erhob ich mich vor Sonnenaufgang und hiess die Träger sich zurecht machen; das Zusammenpacken und Festschnüren der Lasten erfordert meist eine Stunde. In der Zwischenzeit muss Nduli, der Dolmetscher, den Thee in der besten aller Reise-Kochmaschinen, in einem mir verbliebenen preussischen Militärkochgeschirr bereiten und einige Bananen rösten. Dies bildet den Morgenimbiss, ohne den es sehr thöricht wäre, sich den Anstrengungen des Tages zu unterziehn.

Um sieben Uhr setzte sich unsre kleine Karawane von Neuem in Bewegung, durchschritt sogleich den Tifundobach, und dann den Mansi, ein stattliches Flüsschen, mit klarem rauschendem Wasser, das den Kuilu oberhalb der Bumina-Katarakten erreicht. Das Terrain blieb in der ersten Stunde etwas freier und zeigte sich mit einigen Palmen, Blattgewächsen und Malvengesträuch bestanden, und dann erst begann wieder der eigentliche Wald. In diesem stiessen wir auf das klare Wasser des Mbi und marschirten eine halbe Stunde lang in seinem Bett, da es zu keiner Seite einen Weg gab. Ich musste barfüssig auf den kleinen runden Kieseln gehn, eine Strafe, die derjenigen der Bastonade völlig gleichkommt; selbst die Neger mit ihrer elastisch-hornigen Fusssohle fangen an, auf solchem Boden vorsichtig zu treten, für mich waren mit dieser Art des Marschirens natürlich grosse Schmerzen verbunden. Nur kurze Zeit lang gab es wieder trocknen Pfad, dann gelangten wir an ein System sumpfiger Zuflüsse, durch deren Morast wir uns hindurcharbeiteten. Hier herrschte eine ungesunde feuchtwarme Fieberluft, die ich bei dem schnellen Marschtempo in vollen Zügen einathmen musste, und die für meinen reconvalescenten Zustand etwas sehr Bedrückendes hatte.

Wir waren zwei und eine halbe Stunde von Konde aus marschirt, als wir uns plötzlich am Rande des Waldes fanden und nun eine Zeit lang an dessen Saum hingiengen. Seit meinem Eintritt in's Gebirge hatte ich kein freies, unbewaldetes Terrain betreten und erfreute mich mehr, als man sich vorstellen kann, der Wolthat einer reineren Luft, eines trocknen reinlichen Pfades, ohne Wurzeln, ohne Fussschlingen, ohne Baumstämme über die hinweg geklettert werden musste, ohne Zweige die in's Gesicht schlugen oder die Hände zerkratzten. Der Wald blieb zur Linken, während zur Rechten ein grüner Abhang an-

stieg und sich zur Spitze eines mit Quarzblöcken bedeckten Berges hinaufzog. Als das Terrain noch freier wurde, betraten wir ausgedehnte Grasfluren, und auf diesen wuchsen dieselben Sträucher (Anonaceen), die ich zwischen Nsiamputu und Nkondo Ndindschi so vielfach beobachtet hatte. Beim weiteren Fortgehn eröffnete sich eine grossartige Berglandschaft. Wir befanden uns in der Nähe des Uebergangs einer der von Südost nach Nordwest streichenden Ketten und überschritten um zehn Uhr eine unbewaldete Passhöhe. Ein hoher Berg, mir als „Nsumi" bezeichnet, erhob sich sehr schroff zweihundertvierzig bis dreihundert Meter über unserm Standpunct, der etwa einhundertzwanzig Meter hoch war. Auf diesen Berg gieng der Weg los und zog sich dann um ihn herum, theils durch Wald führend, theils über freie Hänge fort.

Wir waren ohne Pause vier Stunden lang sehr schnell marschirt. Denn die Neger, wiewol in vielen Verrichtungen träge, zeigen sich, so lange sie im Marschiren begriffen sind und keine zu schwere Last zu tragen haben, äusserst agil und gehen im Tempo der gehetzten Bewohner unserer grossen Städte. Meine kaum wiederkehrenden Kräfte waren daher schnell aufgebraucht, zumal da es gerade an diesem Tage aussergewöhnlich heiss war. In Angstschweiss gebadet, von Durst gepeinigt, von innerem Feuer verzehrt, mit glühendem Kopf und dem quälenden Schmerz der hereinbrechenden Ohnmacht, schleppte ich mich bis zur nächsten Wasserpfütze und suchte mir mit nassen Tüchern Kühlung zu schaffen. Dann raffte ich mich auf, folgte den Trägern, ganz mechanisch Compass und Uhr ablesend und aufschreibend, und erreichte Mittags um zwölf Uhr das grosse Dorf des Mani Mbandschi. Bald lag ich in einem halbsomnambülen Zustande unter der schützenden Sombra, die der Prinz mir hatte anweisen lassen. Ich kam mir vor, als ob ich dicht neben mir noch einmal als ein zweiter Mensch existirte, und dann wieder, als ob mein Kopf nirgendswo begrenzt sei und in's Unendliche fortgienge. Eine dichte Menge stand vor der Sombra und starrte in dieselbe hinein, aber trotzdem herrschte minutenlanges tiefstes Schweigen. Nur mit Mühe konnte ich mich aus- und umkleiden. Damit die Decenz dabei gewahrt blieb, mussten zwei meiner Leute die Reisedecke wie einen Vorhang halten, und nachdem die Toilette beendet war, legte ich mich von Neuem nieder, verschluckte eine grosse Dosis Chinin und suchte meine Kräfte durch heissen Thee zu beleben.

Das Erscheinen des Mani Mbandschi scheuchte mich wieder auf. Von diesem Neger war mir viel erzählt worden; er galt für sehr mächtig, aber auch für einen Trunkenbold und heimtückischen Schurken.

Man sagte, er habe den Schlüssel für den Weg nach Yangela in der Hand, und Nduli sprach von einer mysteriösen Pforte, die ohne Erlaubniss nicht passirt werden könne. Ich war daher wenig angenehm berührt, als ich den Mani Mbandschi vor mir sah und auf seinem Gesicht alle die widerwärtigen Eigenschaften des Bayombe-Charakters las. Ein deformirter schmutziger Hut aus weichem Filz machte eine wahre Banditen-Erscheinung aus diesem Prinzen, der zur Begrüssung noch einen rothen englischen Waffenrock mit grünen Aufschlägen und einer 11 in den Achselklappen angelegt hatte. Es war mir bekannt, dass er mit der Küste Zwischenhandel trieb; es lag in seinem Interesse, jeden Versuch zurückzuweisen, den weisse Händler zum Vorschieben ihrer directen Beziehungen machten. Ich liess ihm daher mit besonderer Umständlichkeit auseinandersetzen, dass ich selbst nicht des Handels wegen gekommen sei, dass alle Neger in Loango und Kabinda dies auch lange wüssten, dass die Bayombe aber eben so viel werth seien wie die Bavili der Küste, und gleichfalls vom Weissen selbst erfahren sollten, dass er noch nie ein einziges Stück Gummi noch eine Muteta Palmöl gekauft habe. Diese Auseinandersetzung, mit allen Zuthaten der Beschreibung ausgeschmückt, nahm zum Mindesten eine halbe Stunde in Anspruch, aber auf den unbeweglichen Zügen Mani Mbandschis war eine Wirkung nicht zu lesen. Indessen verliess er mich, noch ohne ein Geschenk empfangen zu haben, und brachte bald die übliche Ziege mit Bananen. Darnach riskirte ich es, auf dem freien Platze vor der Sombra eine Zeitbestimmung mit der Nachmittagssonne vorzunehmen, und sah mich dann in dem Dorf um. Ich fand es sehr gross und zählte über hundert Hütten, die durch viele eingestreute Palmen und Bananen in mehrere freundliche Gruppen getheilt sind. Die Leute wurden nach und nach zutraulicher, während anfänglich eine plötzliche Drehung des Kopfes einen Theil der Neugierigen scheu zurückweichen liess. Lange sah ich einem Weber zu, der mit seinem Handwebestuhl ein hübsches Zeug herstellte, neben ihm spaltete ein Gehülfe den Palmenbast mit dem Nagel zu feinen Fäden. Verhängnissvollerweise hatte ich im Eifer des genauen Zuschauens den portativen Fetisch meines fleissigen Webers berührt, der Unglückliche glaubte, ich wollte ihm seinen Talisman nehmen, stiess den durchdringenden Schrei eines in höchster Noth befindlichen Menschen aus, und lief, an allen Gliedern zitternd, hinaus auf die Strasse. Schon befürchtete ich einen Aufstand, doch zum Glück waren einige meiner Träger hinter mir, die sich in dieser Eigenschaft als „esprits forts“ fühlten und anfingen zu lachen. Damit gieng die Sache in's Scherzhafte über, der Flüchtling kehrte zurück,

und wurde durch ein kleines Geschenk völlig besänftigt. Später gelang es mir, ungesehn aus dem Dorf zu schleichen, und gegen Sonnenuntergang eine halbe Stunde ruhiger Sammlung inmitten einer grossartigen Gebirgsumgebung zu verbringen. Das Schwerste stand mir noch bevor, das grosse Palaver, von dem der weitere Verlauf meiner Reise abhieng.

Der Prinz erschien mit grossem Gefolge vor meiner Sombra, als die Nacht völlig eingebrochen war; und liess sich an der Schwelle nieder, während ich selbst auf der Matte liegend, von meinen Leuten umstanden, mit dem Dolmetscher zur Seite, der Dinge harrte, die da kommen sollten. Die Scene war mit Fackellicht beleuchtet, und Mani Mbandschi sah geradezu diabolisch aus. Das Palaver begann mit der Rede, die mein Lingster halten musste. Darin wurde Alles noch einmal wiederholt, was bereits am Mittag gesagt war, und dann kam die Ankündigung meines Geschenkes. Ich bot zunächst drei Stück (achtzehn Yards) Zeug, eine rothe gestrickte Mütze und zwei Flaschen Rum, und kämpfte aus Leibeskräften für die Annahme, denn der Mani Mbandschi wollte nichts davon wissen. Die Zähigkeit gegen weitere Bewilligungen war aber nothwendig, weil die Höhe des gemachten Geschenkes nie ein Geheimniss bleibt, und von dem Häuptling, dem man den nächsten Zoll zu entrichten hat, als Minimalforderung festgehalten wird. Nach resultatlosem Hin- und Herplänkeln hub der Prinz in langer Rede an auseinanderzusetzen, wer er eigentlich sei. Er habe das Thor nach Yangela in seinen Händen, ohne seinen Willen könne es Niemand passiren; er sei ein schwarzer Prinz, was eben so viel sei wie ein Weisser; er verlange von mir zehn Stück Zeug, ein Gewehr, ein Fass Pulver, fünfundzwanzig Flaschen Rum. Dem Werthe nach repräsentirte dies etwa den fünften Theil meiner ganzen Habe; in Wirklichkeit besass ich einige der verlangten Artikel gar nicht. Hier versteckte sich hinter der Habsucht noch die schlimmere Absicht, mein Vordringen zum Scheitern zu bringen. Bei der leichten Erregbarkeit, der ich in Folge des Fiebers und der ausgestandenen Anstrengungen unterworfen war, packte mich der Zorn und inspirirte mich zu einer eben so langen Rede, wie Mani Mbandschi sie eben gehalten hatte. Ich stellte ihm seine Ungerechtigkeit vor; er wisse recht gut, dass ich keinen Handel treibe; ich habe immer nur zu geben und gewänne niemals etwas; Mani Mbandschi sei ein schlechter Prinz, er verstehe gar Nichts davon, wie man einen Weissen zu behandeln habe; er wolle ihm Alles wegnehmen, damit der Weisse verhungere; er sage, er sei ein mächtiger Prinz; er wisse gar nicht, was ein mächtiger Prinz sei; der Weisse habe einen König, der sei

mächtig, der habe ein Land, das von hier bis an's Meer gehe, und von hier bis nach Yangela und noch viel weiter, und dann noch zehnmal so lang wie breit sei; der habe ihn geschickt, um zu wissen, ob die Schwarzen auch gute Menschen seien, und wie ihr Land und ihre Häuser und die Bäume aussähen; an den werde der Weisse jetzt gleich schreiben, dass der Mani Mbandschi ein schlechter Prinz sei und nicht verdiene, dass man ihn besuche. Wenn aber Mani Mbandschi von seiner Forderung abstehe, den Fremden ungehindert weiter reisen lasse, so solle er zur Belohnung fünf Stücke Zeug erhalten, anstatt dreier und vier Flaschen Rum, anstatt zweier; und der grosse König des Weissen solle erfahren, dass Mani Mbandschi ein guter Prinz sei, der einen Weissen gut zu behandeln verstehe. — So floss das Negerportugiesisch von meinen Lippen, durch vielfache Wiederholung zu einer Rede von parlamentarischer Länge sich gestaltend, und durch Verdolmetschung zum doppelten Umfang anschwellend. Das Wichtigste war, dass ich nicht in den Wind gesprochen, sondern einen grossartigen Eindruck hervorgebracht hatte. Mani Mbandschi wurde fast kleinlaut, nahm das gebotene Geschenk ohne weitere Widerrede an, und verpflichtete sich, mir am folgenden Tage das „Thor“ öffnen zu lassen.

Nachdem das Palaver zu gegenseitiger Befriedigung beendet war, zog sich Alles zurück, und ich blieb allein in der Dunkelheit. Denn meine Leute vereinigten sich nunmehr mit den Dorfbewohnern zu gemeinsamem Tanz, der unter dem üblichen Trommelschlag und Gesang vor sich gieng. Der dumpfe Lärm wurde bald durch das laute Zanken Mani Mbandschis unterbrochen; von dem erhaltenen Rum vollständig betrunken, tobte er unter der Menge einher, überall Streit beginnend. Ich konnte meines Erfolges nicht sogleich froh werden. Ganz abgesehen davon, dass der Eindruck der mehrstündigen Verhandlung doch ein sehr widerwärtiger war, durfte ich mir nicht verhehlen, an wie schwachen Fäden der glückliche Fortgang der Reise hieng, und dass die Laune eines einzigen Negers genügte, dieselben zu zerreissen. Der Tanzplatz, wohin Jung und Alt geströmt war, lag ziemlich weit von meiner Sombra entfernt; ich war also ganz mir selbst überlassen und recapitulirte die Ereignisse des bewegten Tages in meinem Journal. Die geistige und körperliche Ermattung machte mich träumerisch. Hier ein weisser Mann, beim schwachen Schein der Kerze schreibend, ein einsamer Fremdling, der nicht einmal ahnen konnte, was der nächste Tag ihm bringen würde, dort die fröhliche Menge der Neger, auf ihrem eignen Grund und Boden bei Fackelschein tanzend, ganz dem Augenblicke hingegeben.

Am folgenden Morgen war es kein kleines Geschäft, die müde getanzten Träger zu wecken, was bereits um halb fünf geschah. Die Besorgniss, Mani Mbandschi könnte bei längerer Ueberlegung andern Sinnes werden, machte die höchste Eile zur Pflicht, und ich verabschiedete mich von dem „guten Prinzen“ gegen sechs Uhr. Er trug einen noch abscheulicheren Filzhut, als am Tage zuvor, und sah aus, wie das böse Princip. Es war einer der herrlichen Morgen, die auch wir an unsern heissen klaren Hochsommertagen kennen lernen. Die Landschaft zeigte die ganze Pracht eines Waldgebirges von der Grossartigkeit, wie Deutschland sie in dem Schwarzwald entwickelt hat; tief eingeschnittene, weit erstreckte Thäler, von der Sohle bis zu den Kämmen mit Hochwald bestanden, beherrscht von dem schroffen felsigen Nsumiberg und mehreren andern, das dunkle Grün durchbrechenden Kuppen und Spitzen gaben ihr das Gepräge. Ein halbstündiger Marsch bergab brachte uns an die im Grunde des Thals gelegene „Pforte“. Dieses berüchtigte Thor führt durch einen, das Thal versperrenden Palissadenzaun, und wurde von dem verschmitzten Mani Mbandschi zur Erpressung eines Zolles von den aus Yangela kommenden Kautschuk-Karawanen errichtet. Ein Bevollmächtigter öffnete das Thor, und wir überschritten den klaren, felsgebetteten Lukumba, einen Nebenfluss des Kuilu. Zur Linken lag das kleine Dorf Mbuku, einer ältlichen Prinzessin gehörig, der selbst die kunstvolle Tätowirung keine Reize mehr verleihen konnte. Das freie, nur mit Kräutern, Gestrüpp und Ananashecken bestandene Terrain wich sehr bald wieder dem Walde, dessen Halbdunkel uns nun von Neuem aufnahm. Wir hatten ausser dem Lukumba noch den Tschisafo zu kreuzen. Beider Thäler sind tief und steil eingeschnitten und haben felsige Seitenschluchten, in denen Talkschiefer zu Tage steht. Farne und Moos bekleiden die Wände und erhöhen das Romantische der Umgebung. Der Weg ist steinig und wurzelreich, dabei so steil, dass wir einmal in dreizehn Minuten mehr als neunzig Meter stiegen. Wie gut also, dass meine Kräfte mit der letzten Nachtruhe zurückgekehrt waren. Und nun stand eine herrliche landschaftliche Ueberraschung bevor. Wir erreichten nach dreistündigem Marsch eine Waldwiese, die zu den oberen Hängen der linken Uferberge des Kuilu gehört, und sahen aus einhundertfünfzig Meter Höhe in das romantische Thal hinab; tief unten wälzte der Fluss seine Wasser in vielfachen Windungen zwischen den dicht bewaldeten Bergen hin. Wer je vom Katzenbuckel in's Neckarthal hinab gestiegen ist, dem mussten hier Reminiscenzen wach werden. Nur sind die Berge des Kuilu höher, und die ganze Landschaft hat einen wilderen, unzugänglicheren Cha-

rakter. Man erspäht keinen Pfad am Ufer, kein Dorf, das die grosse Einsamkeit unterbricht, kein Canoe, das die schimmernde Fläche belebt; unentweiht fliesst der Fluss zwischen unentweihten Ufern.

Der Weg verliess bald die eben erreichten Kuilu-Höhen und zog sich wieder landeinwärts. An der Grenze der Landschaft Nkongo, dem Uebergangsgebiet von Mayombe nach Yangela, wurde gerastet und zwar an einem Platze, den die Karawanen des vorhandenen Wassers und der Lichtung wegen gern benutzen; in einige Bäume waren zwar keine Namen oder Initialen, wol aber verschiedene menschliche Gesichter eingeschnitzt. Der Platz erschien ausserordentlich behaglich, und ich hätte am liebsten den Rest des Tages daselbst zugebracht, um in voller Ungestörtheit mein Tagebuch zu schreiben und die Notizen zu ordnen, aber der jähe Wechsel des Wetters trieb zu eiligem Aufbruch. Unter heftig stürmendem Winde, der die Zweige von den Aesten brach, die Bananen knickte, begann der Regen, und die schmalen, furchenartigen Negerpfade wurden zu eben so vielen Rinnsalen. Trotzdem war es ein Genuss, in der rasch abgekühlten Luft munter vorwärts zu gehen, und so erreichte ich im Laufe des Nachmittags, völlig durchnässt, aber vergnügten Sinnes das Dorf des Tschikossu, während für meine Träger das Vergnügen erst anfing, als sie am hellen Feuer sassen. Denn die Neger sind fast ausnahmslos sehr empfindlich gegen Regen und vermeiden ihn, wo sie können. Das Dorf lag im Walde, es war noch im Bau begriffen und machte einen sehr unbehaglichen Eindruck, weil die gefällten Stämme mit Aesten und Zweigen kleine Verhaue zwischen den Hütten bildeten. Die Wände sah ich zum ersten Mal aus Baumrinde hergestellt, innen mit Blättern ausgefüttert. Der Regen fiel ununterbrochen, aber die Begierde den weissen Mann zu sehen, hatte trotzdem Scharen von Männern und Frauen aus der Umgegend in's Dorf geführt, und ich wurde, als ich dann der Ruhe pflegen wollte, von meinem Factotum Nduli mit den Worten geweckt: die Weiber seien da, den Weissen zu betrachten, ich möchte aufstehen und mich zeigen.

Das Abend-Palaver mit dem Häuptling Tschikossu stand dem der verflossenen Nacht an Unannehmlichkeit nicht nach. Der Dorfherr war natürlich nicht zufrieden mit dem, was ich ihm anbot, und er drohte mir, mit Gewalt zu nehmen, was ich nicht gutwillig geben wollte. Ich besass nur eine einzige Büchse, einen Snyder-rifle, den Herr Reïs mir geliehen hatte; um so stärker wappnete ich mich mit meinem Zorn und rief dem feindseligen Schwarzen zu: er könne thun, was er wolle; ein Weisser habe keine Furcht, er möchte nur kommen. Tschikossu zog murrend mit dem Geschenk ab, das ich für ihn be-

stimmt hatte. An sich war ich ja in seiner Gewalt, und so aufrichtig meine Rede auch gemeint war, so war sie doch kaum mehr als eine Bravade. Die Situation war kritisch, weil die Nacht mich zwang, bis zum nächsten Morgen auszuharren, und dem Tschikossu Zeit genug blieb, neue Listen gegen mich zu ersinnen. In der That bereitete er mir noch eine Scene, die zu charakteristisch ist, um nicht erzählt zu werden, und die mit dem Hinweis auf das „naturalia non sunt turpia" auch wol erzählt werden darf. Als ich mich nämlich in tiefster Nacht, und vollkommen überzeugt von der Wahrheit des angeführten lateinischen Spruches, so weit von allen menschlichen Wohnungen entfernt hatte, als die oben erwähnten Verhaue es nur irgend gestatteten, wurde mir bei der Rückkehr zu meinem Lager von dem Ränke schmiedenden Dorfherrn ein Palaver gemacht des Inhalts, dass ich ein dem Fetisch XYZ gehöriges Gebiet schnöde entweiht hätte, dass ich gehalten sei, das corpus delicti durch meine Leute an eine weniger heilige Stelle überführen zu lassen, und dass der Fetisch eine Sühne an Zeug und Rum verlange. So spasshaft mir die Sache jetzt auch in der Erinnerung erscheint, so sehr degoutirte sie mich damals. Ich war nun einmal in der Höhle des Löwen und verbrachte die Nacht halb zwischen Schlafen und Wachen.

Diesmal sogar von dem guten Willen meiner Leute unterstützt, brach ich am folgenden Morgen so früh wie möglich auf, ohne den miserabeln Tschikossu noch eines Blickes zu würdigen. Der anhaltende Regen hatte die Temperatur auf 20° C. abgekühlt, so dass mich fröstelte. Aber der neue Tag erschien hell und klar über den dahinziehenden Waldnebeln. Der bisherige Verlauf der Reise hatte uns in ununterbrochenem Wechsel bergauf bergab geführt, meist in Höhen zwischen neunzig und einhundertachtzig Metern. Das Dorf des Tschikossu lag nur einhundertundfünf Meter höher als die Ansiedelung des Makossu am Kuilu, und wir stiegen von hier aus noch einmal sechszig Meter abwärts, wo der kleine Fluss Ngoma rasch über Steinen hinfliesst. Aber nun galt es, eine der hohen Ketten, die uns schon gestern regenverschleiert sichtbar geworden waren, zu überschreiten, und der lohnendste Marschtag begann. Denn es sollte mir endlich möglich werden, einen befriedigenden Ueberblick über das Land zu erhalten. Wo der Weg nicht durch Wald oder Blattgestrüpp gieng, führte er über Grasfluren; die Abhänge waren dann bedeckt mit unlängst aufgeschossenen niedrigen Grasbüscheln, und erschienen wie Alpenmatten. Es wehte eine herrliche reine Luft, und trotz des klaren wolkenlosen Tages stieg das Thermometer nicht über 25° C. Wir lagerten nach vierstündigem Marsch an einem schönen lichten Ab-

hang im Walde, der blaue Himmel schimmerte durch die Baumkronen, und die Sonne zeichnete ihre Kreise auf den laubbedeckten Boden; man konnte sich gar nichts Anmuthigeres denken!

Kurz vor dem Eintritt in den Wald passirten wir einen Begräbnissplatz. Früher hatte hier ein Dorf gestanden, und davon gab ein drei und einen halben Meter hoher, zu monströsen Figuren ausgeschnitzter Pfahl Kunde, wie ich ihn ähnlich als Mittelpfosten in der Empfangshütte des Nganga Mvumbi angetroffen hatte. Aus welchem Grunde dieses, in den Augen der Eingeborenen gewiss sehr kostbare Kunstwerk stehen geblieben war, ob es nun als Grabmonument diente, wer konnte es sagen? Die übrigen Gräber waren durch Anhäufungen ganzer oder zerbrochener irdener Krüge und Schüsseln gekennzeichnet, nicht aber durch Grabhügel, wie man sie an der Küste sieht.

Unser Rastplatz lag bereits dreihundert Meter hoch, aber wir hatten noch weitere dreihundertsechszig zu steigen, um den Kamm des Gebirges zu erreichen. Der Anstieg erfolgte in Ostnordost und war meist sehr steil. In der Höhe von vierhundertfünfzig Metern war ein freier Rück- und Umblick möglich, ein grosses Stück der durchwanderten Gegend liess sich überschauen, und nun erkannte ich zum ersten Mal das wichtige System der von Südost nach Nordwest streichenden Parallelketten, die der Kuilu durchbricht. Ich selbst stand am Südwest-Abhange der höchsten dieser Ketten, zwischen ihr und der nächsten in Südwest gelegenen Kette war eine dicht bewaldete stundenbreite Thalmulde, aus deren weitem Grunde sich wieder ähnliche, aber viel niedrigere Bergzüge erhoben. Bergig erschien das Land nach allen Richtungen hin (der Blick nach Nordost war natürlich verdeckt), und bewaldet zum grössten Theil. Nach Westen hatte ich eine weite Fernsicht; Nichts als waldige Rücken, deren letzter sich ganz schwach gegen den Horizont absetzte. Ein viel höherer Bergzug begrenzte in der Entfernung von zwanzig Stunden die Aussicht in Nordnordwest. Der Kuilu blieb in seinen Bergen versteckt, ihre oberen, meist nicht bewaldeten Hänge schimmerten wie Felder und Wiesen. Die Unterbrechung mehrerer Ketten durch das Flussthal war deutlich erkennbar; am höchsten erschienen die Bergketten im Süden.

Der Weg setzte sich auf einer Rippe des Berges fort, so dass wir auf einem schmalen Kamm hinwanderten. Hier wurde mir ein empfindlicher Verlust zu Theil. Mitten im Walde, an einer Stelle des Weges, die besser war als irgend eine zuvor, strauchelte der Träger des grossen Rum-Ballons, und bald bedeckte das duftende Nass den Boden des Berges. Ein unersetzlicher Theil meiner Habe war dahin,

nur vier Flaschen konnten gerettet werden. Ein gleich aufrichtiger Schmerz ergriff mich und meine Träger, und wir umstanden den zerbrochenen Garafão wie einen theuren Dahingegangenen.

Gegen halb drei Uhr wurde die Höhe des Mongo Nunsi erreicht, ohne dass der Wald eine Unterbrechung erlitten hätte. Die Uebergangsstelle lag sechshundertfünfundsiebzig Meter über dem Meeresspiegel. Ein überraschender Durchblick durch die Bäume belehrte mich, dass ich in ein neues Land hinabzusteigen im Begriff war. Zu meinen Füssen breitete sich Yangela aus, das in grosser Entfernung mit einer langen Bergkette abschloss. Man übersah einen weiten, durch die Ostnordost-Richtung getheilten Halbkreis. Die Landschaft, obwol bergig, erschien freier und offener, die nächstgelegenen Erhebungen zeigten zwar auch noch einen gewissen Parallelismus, aber doch baute sich das innerafricanische Plateau nicht in so typischer, stufenweis zu verfolgender Terrassenform auf, wie wir es uns wol gern vorstellen. Die einzelnen Züge erschienen viel kuppiger, dabei niedriger, als die in entgegengesetzter Richtung liegenden. Vor Allem aber bedingte das Zurücktreten des Waldes, das Auftreten weiter, grüner Savanen oder brauner, unbestandener Berghänge den Charakter der neuen Landschaft, der um so lebhafter ansprach, je länger der Reisende in dem grossen Walde gefangen gehalten ward. Ich übersah auf fünfzig Seemeilen das Land, nach der Richtung, die gerade in den Mittelpunct des „weissen Fleckens" hineinführt. Das Schwerste war überstanden, Mayombe mit seiner heimtückischen habgierigen Bevölkerung, mit der erdrückenden Luft seiner feuchten Wälder lag hinter mir; ein Land, das nicht einmal Terrainschwierigkeiten bot, vor mir. Es fehlte mir nichts, als bereitwillige Träger, um die Frucht zu pflücken, die vor der zugreifenden Hand immer wieder zurückwich.

Nun folgte ein Abstieg über harten abschüssigen Lehmboden, in der Richtung des steilsten Falles. Unten sah man, im Grunde eines von kahlen Bergen eingefassten Bergkessels das Dorf Tschikenyesse liegen. Wir erreichten es gegen fünf Uhr Abends, nach Ueberschreiten eines kleinen Flüsschens mit klarem, trinkbarem Wasser.

Im Dorfe herrschte Todtenstille, es schien ausgestorben. Mein unerwartetes Erscheinen, dem die geschäftige Fama diesmal nicht vorangegangen war, hatte die Bewohner in ihre Hütten getrieben, und sie kamen erst allmählich zum Vorschein. Aber sie blieben doch so ängstlich, dass sich kaum ein Neugieriger vor meine Sombra wagte. Nur die beiden Vorsteher des aus fünfundzwanzig Hütten bestehenden Dorfes erschienen, um ein Geschenk an Hühnern zu bringen. Nun

befand ich mich unter Bakunya, und fühlte mich woler unter diesem Stamm, als bei den Bayombe. Ich kam ohne langes Palaver davon, und konnte den schönen Abend, der dem schönen Tage treu geblieben war, völlig geniessen und ausnutzen. Die Sonne verschwand hinter den kahlen duftigen Höhen, die aus Gneiss, Talkschiefer und anstehenden Massen von reinem Quarz gebildet waren, die Luft war durchsichtig und frisch, Nichts erinnerte mehr an Africa und die Tropen. Die Sterne erglänzten an einem wolkenlosen Himmel, wie ich ihn seit Wochen nicht mehr gesehen, und ich verbrachte die halbe Nacht im Freien ausserhalb des Dorfes, wohin ich mich heimlich mit meinem Sextanten und dem übrigen Zubehör geschlichen hatte. Denn diese seltene Gelegenheit, einen recht zuverlässig bestimmten Punct der Reiseroute zu erhalten, durfte nicht unbenutzt bleiben. Aber die Procedur war äusserst anstrengend, weil die Laterne nur auf der Erde Platz finden konnte, und ich mir nach jeder einzelnen Beobachtung die Glieder verrenken musste, um die Ablesung an Uhr und Instrument und die Anschreibung zu machen.

Nach kurzer Nachtruhe wurde Tschikenyesse wieder verlassen, und wir hatten eine andere hohe Bergkette, den Mongo Fiabe, zu überschreiten, zu dessen Kamm uns eine zweistündige Wanderung führte. Der Himmel war bewölkt, an den Bergen hiengen die Nebel, und die Luft, obwohl nur 22° C., war schwül. Ein feiner Regen, bei hellem Sonnenschein, gieng bald vorüber, und wir stiegen mit wachsender Hitze in das von Süden nach Norden streichende, wiederum dicht bewaldete Thal des Luboma. Es scheint, als ob mehrere Höhenzüge gegen das obere Lubomathal convergiren. In dem kleinen Dorfe Ntondo (vierzehn Hütten), in der Nähe des Fluss-Ufers gelegen, sah ich zum ersten Mal einen jener für das Bakunya-Land besonders charakteristischen Thierschädelfetische, Bunsi genannt. Sie sind auch an der Küste bekannt, z. B. bei Massabe-Tschibona findet sich ein solcher, aber doch weit seltener als im Bakunya-Lande. Sie bestehen aus Anhäufungen der Schädel solcher Thiere, die auf der Jagd erlegt worden sind und von dem Jäger, zur Erhaltung seines Jagdglücks, dem Fetisch gewissermassen als Opfer dargebracht werden. Man findet daselbst meist die Schädel von Antilopen, von Büffeln und Pinselohrschweinen, aber sehr häufig auch Gorilla(Mpungu)-Schädel, und gleich hier konnte ich zwei schöne Exemplare mit hochausgewachsener Crista sehen. Auf meine Frage, wo die Gorillas anzutreffen und wo sie geschossen seien, zeigten die Bewohner Ntondos auf einen nahe gelegenen Wald.

Zu dem Kreise der Neugierigen, die mich umstanden, gehörte ein

Neger, dem beide Füsse zwischen den grossen und den nächstgelegenen Zehen weithin aufgespalten waren. Als ich fragte, woher dies käme, wurde mir halb Fiote, halb Portugiesisch geantwortet: Nsambi mandou, Nsambi (Gott) hat's geschickt!

Der Luboma musste nun durchwatet werden; er ist ein stattliches Flüsschen von vierzig Schritt Breite. Nach dem erneuten Anstieg hatten wir einen schönen Rückblick auf das Thal und die Gegend, die durch prächtige Wolkenschatten in Relief gesetzt war. Bald aber hörte der Wald auf, und eine senkrechte Sonne durchglühte die gelbe Erde und das rothschiefrige Gestein, über das der Weg fortführte. Daneben zeigte sich auch geschwärztes Sandstein-Conglomerat. Ein grünes baumloses Thal breitete sich zu unsern Füssen aus, einige wenige Palmen erhoben sich in weiter Ferne, und nirgendswo war Schatten zu erhoffen. Die Sonne brannte gewaltig, und die Hitze wurde um so drückender, je tiefer wir hinab stiegen, je mehr die Thalwände jedem Luftzug wehrten. Ich besass einen Schirm, wie die Neger ihn aus Eitelkeit in den Factoreien kaufen, von so dünnem Zeuge, dass der Schatten nur grau erschien und dass der schwarze Schatten meines Hutes sich scharf darin abzeichnete. Ich konnte den weisen Rath, die Sonne zu vermeiden, beim besten Willen nicht befolgen, und wanderte fürbass, von Bildern heimatlichen Comforts geneckt. Endlich gestatteten die elenden Hütten des kleinen Dorfes Sukumiako eine Unterbrechung des mühseligen Marsches. Der alte Dorfherr geberdete sich sehr spasshaft; er hatte noch nie einen Weissen gesehen, und wenn ich ihm auch nicht gerade Furcht einflösste, so stellte er sich doch ähnlich an wie Kinder, die sich vor einem Fremden schämen oder geniren, wenn sie ihm die Hand geben sollen. Der Zuspruch meiner Leute vermochte ihn dennoch zu guterletzt, meine Hand zu nehmen, und das Gelingen dieses Wagnisses freute ihn so, dass er niederkniete und in die Hände klatschte. Nach kurzer Rast wurde die Reise fortgesetzt. Wir verliessen das Thal von Sukumiako und überschritten mehrere ganz unbedeutende Wasserscheiden, kleine Thalfalten mit schmutzigen Bächen in lehmigen Betten. Um vier Uhr kamen wir an den dreihundert Meter hoch gelegenen Ursprung eines schönen Wiesenthals, dessen Sohle mit Wald bestanden war. Hier spendete die Bergwand selbst den längst ersehnten Schatten. Es folgte ein steiler Abstieg durch ausgerodetes Gehölz, und wir erreichten das am Mabansi-Bach gelegene Dorf Lubinda.

Dem heissen Tage folgte eine gewitter- und regenreiche Nacht. Im Ganzen war ich bezüglich des Wetters sehr vom Glück begünstigt gewesen. Wenn mir auch bekannt war, dass die Jahres-

zeit der „kleinen“ Regen nicht in einem ununterbrochenen Regenfall besteht, sondern in einer Reihe, vom heitersten Wetter unterbrochener Schauer, so durfte ich mich doch freuen, so selten vom Unwetter überfallen worden zu sein. Denn an die Kehrseite der Medaille, den schlechten Ausfall der Ernte, dachte ich zunächst nicht.

Meine beiden Palaver, das der Begrüssung bei der Ankunft und das der Bezahlung nach der Malzeit, liefen gut ab. Immer aber schwebt das Damoklesschwert der Beraubung (wozu auch die Beraubung an Zeit gehört) über mir. Niemals bin ich sicher, ob, auch wenn der Himmel klar ist, Zeit zur astronomischen Beobachtung gelassen wird. Oft verstreicht die Stunde, wo dies mit günstigem Erfolg geschehen könnte, später ist der Himmel vielleicht bewölkt, oder wenn nicht, muss das Versäumte eben so sehr auf Kosten des Schlafes, wie der Gesundheit nachgeholt werden. Selbst für die wichtigste Beschäftigung des Reisenden, die im Laufe des Tages oft nur in Schlagwörtern notirten Wahrnehmungen durchzulesen und nun in der noch frischen Erinnerung eine zusammenhängende Darstellung des Erlebten und Gesehenen niederzuschreiben, fehlt es an Zeit und innerer Sammlung. Daher denn diese Palaver ein Fluch für den Forscher sind, und ohne ihre wiederholte Erwähnung eine wahrheitsgetreue Schilderung nicht möglich ist.

Lubinda erwies sich als der echte Typus eines Bakunya-Dorfes. Die Hütten sind alle zu einer gradlinigen Strasse angeordnet. In der Mitte der Dorfstrasse findet sich ein Thierschädelfetisch, auch wol eine grössere Sombra. Den quadratischen oder rechteckigen Grundriss haben die Hütten mit denen der Bayombe wie der Bavili gemein. Die Hütten selbst sind häufig mit mehr Sorgfalt hergestellt, als in Mayombe; namentlich sind die kleinen Eingangsthüren oft hübsch geschnitzt und roth und weiss bemalt. Da Yangela kein Waldland in dem Sinne ist wie Mayombe, so liegen die Dörfer der Bakunya freier, vielfach auf unbewaldeten, schattenlosen Hängen.

Aus der Vergleichung der Vocabularien, die ich an der Küste und nun in Mayombe und Yangela zusammengestellt hatte, überzeugte ich mich, dass die in den letzten beiden Ländern gesprochenen Idiome nur dialektische Verschiedenheiten der im Loango-Litoral herrschenden Sprache sind. Ueberhaupt bestehen viele Aehnlichkeiten zwischen den Bayombe und den Bakunya, aber letztere erschienen mir sanfter geartet und von weniger verschmitztem, habgierigem Charakter. Auch die Bakunya sind nicht schwarz, sondern dunkelbronzen, die Männer tragen den Schurz und lieben es, sich mit eisernen Arm- und Beinringen zu schmücken. Die Behandlung ihrer Frisur ist keinen festen

Regen unterworfen, aber ziemlich beliebt ist es, den Hinterkopf ganz frei zu rasiren. Eine andere, nicht minder beliebte Haartracht theilt das Wollhaar in eine Reihe parallel über den Kopf gehender geflochtener Streifen, deren Enden zu kleinen aufrechtstehenden Spitzen aufgedreht sind; sie verleiht dem Individuum ein diabolisches Ansehen. Die Frauen sind in derselben und eben so allgemein üblichen Weise tättowirt, wie die Bayombeweiber. Sie tragen vielfach Ohrringe, was die Männer gleichfalls thun. Mangela ist bei den Nachbar-Stämmen seiner Thonwaaren wegen berühmt, für die sich gutes Material findet; Kochtöpfe, Wasserkrüge und Pfeifenköpfe sind die hauptsächlichsten daraus gefertigten Producte. Ein anderes hübsches Erzeugniss der Industrie sind Matten mit einer grossen Mannigfaltigkeit von Mustern. Geflochtene Matten spielen natürlich eine Haupt-Rolle bei den Negern, weil sie zu den beiden nothwendigsten und beliebtesten Beschäftigungen dienen, zum Schlafen und zum Essen.

Mein Aufbruch von Lubinda konnte am folgenden Tage nicht zu so früher Stunde wie sonst geschehen, da der Regen noch bis gegen zehn Uhr fiel. Die kleine aufgezwungene Rast war mir sehr wolthuend, blieb aber durchaus nicht frei von neuen unerwarteten Störungen. Denn nun hatte nicht ich, sondern einer meiner Bayombeträger ein grosses Palaver mit den Bakunya zu bestehen. Es handelte sich um einen Act der Wiedervergeltung für ein Unrecht, welches einem Bakunya in dem Dorfe des Bayombeträgers zugefügt war, und letzterer wurde zu einer hohen Busse verurtheilt. Natürlich musste ich befürchten, dass man mich für die vergangenen Sünden der Landsleute eines meiner Träger haftbar mache; indessen geschah das nicht und beweist, welcher Achtung sich das ungeschriebene Gesetz erfreut. Niemand zweifelt daran, dass sich der Verurtheilte einem im Einklang mit den herrschenden Sitten ausgesprochenen Verdict fügt und die ihm auferlegten Bedingungen, ohne äusseren Zwang, erfüllt. Es ist dies ein Moment, welches uns allein schon verbietet, die westafricanischen Eingeborenen auf eine niedrige Stufe der Gesittung zu stellen.

Der Weitermarsch erfolgte gegen elf Uhr. Unser Weg, angenehmer als an irgend einem andern Tage, führte aus dem Mabansi-Thal in das Thal des Misselle. Die Gegend hatte den sanften lieblichen Charakter, den grün bewachsene Hügel verleihen, und das zankartige Gespräch der aus Neugier mitlaufenden Bakunya, die von meinen Trägern Branntwein (der gar nicht mehr vorhanden war) erbettelten, stand dazu recht im Widerspruch. Auf den grünen Thalwänden lagen viele Trümmer von Quarzblöcken, und das Erdreich war zuweilen von einem grünlich-grauen Schieferthon durchbrochen.

der senkrecht aufgerichtet erschien. Ein kleiner Nebenbach, der Mukunya, mündete in felsigen Terrassen desselben Gesteins und bildete mehrere natürliche Badewannen, die von meinen Begleitern sofort in Gebrauch genommen wurden. Aehnliche Felsschluchten traten noch häufiger in das Thal aus. In der Thalsohle standen viele einzelne Bäume, ebenso fand sich die oft erwähnte Anonacee und ein bis dahin noch nicht beobachteter, Bifillu genannter Strauch mit eichelartigen Früchten. Das Gras war kurz und von lebhafter Farbe, so dass man glauben konnte, über Wiesen zu gehen; einige Monate später aber musste es Mannshöhe erreicht haben; denn bis zu dieser Höhe waren die starren trockenen Halme entwickelt, die sich zwischen den jungen grünen Gräsern erhoben und mit ihnen einen gemeinsamen Wurzelstock zu haben schienen.

Der Uebergang zum Missellethal bot keine Schwierigkeit. Als hier die freiwillige Escorte der Lubinda-Leute einige Bakunya in weiter Ferne oben auf dem Berge erblickte, wurde diesen so laut wie möglich zugerufen „Mundelle, Mundelle“, und auch „Kibamba, Kibamba“ (was Beides „Weisser Mann“ bedeutet), so dass ich mir vorkam, wie ein im Triumphzug aufzuführender Barbar. Ich habe zu wiederholten Malen die Leichtigkeit bewundert, mit der sich die Neger auf grosse Entfernungen unterhalten. Dass ihre Lungen vorzüglich und grösserer Leistungen fähig sind, als die unsern, steht für mich ausser Frage. Es genügt, zu beobachten, wie schwer beladene Männer die steilsten Abhänge in ununterbrochen lebhaftem Gespräch ersteigen. Trotzdem bleibt es wunderbar, dass auch die feineren Laut-Nüancirungen des gesprochenen Wortes auf so enorme Distancen noch von dem Ohre des Angerufenen aufgefasst werden.

Das neu betretene Thal ist dem Kuilu tributär; wir verfolgten es indess nicht lange, und erstiegen die rechte Thalwand, die nach der andern Seite gegen jenen Strom abfällt. Auf der Höhe des so gebildeten Rückens liegt das grosse, aus fünfundvierzig Hütten bestehende Dorf Nguëla. So viel Interesse wie hier hatte ich wol noch in keinem andern Dorfe erregt. In meiner Hütte, aus der die Giebelwand herausgenommen war, wurde es dunkel von der an der Schwelle sich drängenden Menge, und in immer erneuter Folge lösten die Gruppen einander ab. Mit der wachsenden Entfernung von der Küste schien auch das Staunen über das wirkliche Vorhandensein eines weissen Menschen zu wachsen. Ich war gewiss der Letzte, der sich darüber wunderte. Ausschliesslich unter Negern lebend, fing ich beinahe selbst darüber an zu staunen, dass es noch Wesen gäbe mit heller Hautfarbe, schlichtem Haar, einem vollen Bart, mit lederumklei-

deten Füssen, mit Händen, die mittelst eines Stiftes sichtbare Zeichen auf weissen Blättern machten — und dass ich gar selbst dieses Wesen war, schien mir das Allerwunderbarste. Deshalb trug ich auch stets Bedacht, die Leute zutraulich zu machen, damit ihr Befremden nicht in Misstrauen, ihre Furcht nicht in Nachstellung umschlug. Gewöhnlich sass ich längere Zeit still, beobachtete die nächste Umgebung in nicht auffälliger Weise und schrieb kurze Notizen. Dann erhob ich mich langsam, machte einen ersten Umgang im Dorf und pflegte bei dem zweiten schon von einigen zutraulicher gewordenen Eingeborenen begleitet zu sein. Merkwürdiger Weise wurde ich, so harte Kämpfe die Habgier der Häuptlinge auch oft nöthig machte, von dem eigentlichen Volk niemals angebettelt, und die einzigen Zahlungen, die ich machte, waren für den Ankauf von Nahrungsmitteln und ethnologischen Gegenständen.

Das Dorf Nguëla unterschied sich in seinem äusseren Habitus von den übrigen Bakunyadörfern. Die Hütten standen dichter an einander gedrängt und bildeten eine sehr breite Dorfstrasse, die in der Mitte mit grossen Bäumen bepflanzt war. Als Baumaterial fand ich vielfach pfahlartige Planken verwandt, was ich bis dahin nirgendswo gesehen hatte. Hinter den Häusern wuchs ziemlich viel Tabak, und am Rande des Dorfes befand sich ein kleiner Garten reich tragender Citronenbäume. Auf der Strasse tummelten sich viele Schweine. Mehrere Neger fand ich mit nützlichen Dingen beschäftigt. Ein Schmied arbeitete unter dem Dache seiner Sombra, während sein Gehülfe das kleine Kohlenfeuer mit dem bekannten africanischen Blasebalg im Gange erhielt; die Holzkohlen werden eigens zu diesem Zwek bereitet. Ein kleiner eiserner Amboss lag auf der Erde und ein noch kleinerer eiserner Klöppel versah die Rolle des Hammers. Als Bezugsquelle für das Eisen nannte man das Land Tschintetsche. Die Kunst des Schmiedes beschränkt sich auf Herstellung von eisernen Ringen, Messern und Kugeln für die auch hier noch bekannten Feuersteingewehre. Ein alter Mann strickte während eines ganzen Nachmittags mit grossem Fleisse an einem maschigen, baumwollenen Gewebe. Die Fertigkeit des Strickens ist weit verbreitet, die dafür verwandte Baumwolle findet sich aller Orten, aber immer nur in einzelnen Sträuchern, niemals in Plantagen; der Faden wird mit einer Handspindel gedreht.

Der Zufall führte mich auch zu einem Holzschnitzer, der eben eine kunstvoll geschnitzte Trommel vollendet hatte. Diese Trommel bestand aus einem hohlen, einen Meter langen Holzcylinder und war mit dem einen Ende auf den Boden gestellt, auf dem andern mit



Negerdorf.

einem Ziegenfell überspannt. Weit gebräuchlicher für Tanzvergnügungen sind die viermal so langen Ndungutrommeln. Es giebt noch eine dritte Art von Trommeln, Nkonko genannt, die auch an der Küste bekannt sind, die man ihrer Form wegen als Canoetrommeln bezeichnen kann; sie gleichen nämlich einem kleinen Canoe, das aber auch oben geschlossen ist und daselbst einen langen Schlitz, der Längsaxe parallel, besitzt. Das Innere ist hohl, und zwar ist die Aushöhlung so vorgenommen, dass man zwei verschiedene Töne erhält, je nachdem man die Trommel auf der einen oder der andern Seite des Schlitzes mit einem starken Holzklöppel anschlägt. Die Töne werden meilenweit gehört; daher dient die Nkonkotrommel zum Abgeben von Signalen, deren man eine ganze Anzahl verabredet hat; sie ruft zum Tanz, zum Palaver, zum Kriege. Das Königliche Museum zu Berlin besitzt ein Exemplar. In der Nähe von Nguëla sah ich eine besonders kunstvolle Nkonko; die Wände waren mit rothen und weissen Streifen bemalt, die Enden mit holzgeschnitzten Figuren geschmückt, ähnlich wie sie am Bug unserer Seeschiffe angebracht werden; ein Mann mit einer Flinte fand sich an dem einen, ein Ehepaar (jederzeit eine sehr beliebte Darstellung) an dem andern Ende.

Zur Beobachtung der Frauen und Kinder bot sich hier besonders gute Gelegenheit, denn sie wurden im Verlaufe des Tages zu dem Tschimbek geführt, in welchem ich schrieb, und das sie nun mit ähnlichen Augen betrachteten wie unsere Kinder den Löwenkäfig in der Menagerie. Sie trugen vielerlei Glasperlen um den Hals, ein Schmuck, der in der Küstengegend in gar keinem Ansehen mehr steht; auch sehr grosse Ohrringe, welche bis dahin noch nicht von mir beobachtet waren.

Von passenden Puncten in der Nähe des einhundertfünfunddreissig Meter über dem Kuilu liegenden Dorfes liessen sich gute Einblicke in das Land gewinnen. In östlicher Richtung war das landschaftliche Bild ein freundliches, aber kein üppiges; sanfte Bergrücken mit vielen kuppenartigen Erhebungen, grün oder braun schimmernd, zuweilen den nackten Fels zeigend. Viel malerischer ist die Aussicht nach Westen; hier stehen die Berge des rechten Kuilu-Ufers gerade gegenüber und zeigen sich zu einem Dritttheil mit Wald, zu zwei Dritttheilen mit Gräsern bestanden. Der Fluss macht, deutlich erkennbar, thalaufwärts eine starke Krümmung nach Ostnordost und dann nach Nordost. Ueber den oberen Lauf wussten die Leute Nichts anzugeben, wenigstens widersprachen die Angaben einander. Den freiesten Blick hat man nach Nord und Nordnordwest, wo der

Horizont erst in sehr bedeutender Entfernung durch Bergketten abgeschnitten ist.

Bei dem ersten der beiden üblichen Palaver wurde ich belehrt, dass auch Nguëla zu den Orten gehört, die von zwei Herren regiert werden, und dass ich darnach meine Geschenke für die abendliche Sitzung einrichten möchte. In letzterer wurde gleichzeitig der Zoll für das Passiren des Kuilu vereinbart, denn der zweite Theil meiner Reise sollte der rechts von diesem Strome gelegenen Landschaft gelten. Es wurde mir Nachts gestattet, am äussersten Ende des Dorfes astronomisch zu beobachten, und in der That konnte ich auch ganz ungestört arbeiten. Schliesslich aber wurde mir gesagt, ich möchte aufhören, weil in dem nächsten Tschimbek ein Todter läge. Diesem Todten verdankte ich jedenfalls die Abwesenheit aller Neugierigen; denn die Gespensterfurcht nach Todesfällen ist gross.

Am folgenden Morgen stieg ich zum Fluss hinab, wiederum gefolgt von einer grossen Schar lästiger Begleiter, und stand bereits nach fünfundzwanzig Minuten am linken Ufer des Kuilu. Es überraschte mich, den Strom hier breiter zu finden, als unterhalb Kakamüeka. Obwol eine exacte Messung nicht möglich war, liess sich die Breite doch mit ziemlicher Sicherheit auf dreihundertfünfzig bis vierhundert Schritt angeben. Das Hochwasser begann eben den Fluss zu schwellen. Seine braunerdige Farbe deutete es genugsam an, dass die Regen im Innern begonnen hatten; das Rauschen des Stromes liess sich mit dem eigenthümlichen Geräusch einer zur Abfahrt bereiten Locomotive vergleichen. Beide Ufer sind felsig; auch in der Mitte des Stromes ragte eine Felseninsel auf, die aber zur Zeit des vollen Hochwassers überflutet wird; denn nach den Angaben der Eingeborenen steigt das Wasser im März und April vier Meter. Das linke Ufer bestand aus aufgerichteten, schwarzen Schiefern, die Insel und das rechte Ufer aus einem verwitterten Gestein mit vielfachen Einschlüssen von Quarzbrocken.

Zwei sehr lange, aber sehr schmale Canoes lagen scheinbar zur Ueberfahrt bereit; doch wurde ich bei dem Versuche, dieselbe nunmehr zu bewerkstelligen, eines Andern belehrt. Obwol Alles bezahlt war, weigerte sich der Fährmann, dem Vertrage nachzukommen; wiederum grosses Palaver, neue Aufregung, Entrüstung, Aerger mit dem Endresultat, dass meine eigenen Leute hinüberruderten. Wir kamen glücklich durch Strömung und Strudel. Wie imposant der Eindruck des gewaltig strömenden und rauschenden Flusses auch war, als ich ihn in der Mitte von dem schaukelnden Fahrzeug aus betrachtete, ich freute mich doch, als wir das andere Ufer glück-

lich erreicht hatten. Der Kuilu ist den Bakunya nicht mehr unter diesem Namen bekannt; sie nennen ihn Nyadi und auch Nyali. Ein schöner Uferwald zog sich am Wasser hin, dem wir bis an die Stelle folgten, wo der Timaluis einmündet. Dann stiegen wir das Seitenthal hinauf, verliessen es alsbald wieder, um es am Abend von Neuem zu erreichen. Noch lange hörte man das Rauschen des Kuilu. Von der Höhe war ein schöner Rückblick auf Nguëla gestattet, das wie die Städte in den Landschaften altitalienischer Heiligenbilder auf einen steilen Kegel aufgesetzt erschien. Man sah, wie die eigentlichen Uferberge etwa sechszig Meter ansteigen, und erst dahinter in einem Absatz die nächsten Rücken sich zu der relativen Höhe von einhundertfünfzig bis einhundertachtzig Meter erheben. Auch auf dem weiteren Marsche durch die meist waldfreie Landschaft fehlte es nicht an Umblicken, aber wir giengen so viel in die Kreuz und Quere, dass die topographische Einsicht sich verwirrte. Unterwegs begegnete uns in sehr willkommener Weise ein Neger, dessen frisch vom Baum gezapfter Palmwein meinen brennenden Durst stillte, den sichern Vorboten eines nahenden Fiebers. Bei der Annäherung an das Dorf Dirmasi fiel mir weisslich graues, anstehendes Gestein auf, das sich mit dem Messer ritzen liess, und das ich für Kalk hielt.

Die Rast im Dorfe benutzte ich zum Einkauf von Lebensmitteln und setzte dann noch den Marsch bis nach dem Dorfe Timaluis fort, das an dem oben erwähnten Flusse gleichen Namens liegt. Das hierbei durchschnittene Terrain und die ganze umliegende Landschaft war fast kahl zu nennen. Die Rinnen der Thalsohlen zeigten vielfach den blossgelegten Fels, während die Abhänge mit dürftigen Gräsern bedeckt waren. Erst an den Ufern des Timaluis traten wieder schmale Waldstreifen auf. Es blieb mir nach der Ankunft im Dorfe nur noch so viel Zeit, um den Herrn desselben zu begrüssen und eine Dosis Chinin zu nehmen; dann musste ich mich niederlegen, um das zum Ausbruch kommende Fieber austoben zu lassen. Ich richtete mich so gut wie möglich auf meiner Papyrusmatte zwischen den beiden wollenen Decken ein und liess das Unvermeidliche über mich ergehen. Das Dorf aber feierte meine Ankunft durch Tanz und Trommelschlag, so dass ich eine recht elende, schlaflose Nacht verbrachte. Fast den ganzen folgenden Tag war ich an's Lager gebannt, konnte mich also den wiederum in grosser Zahl aus dem Lande zusammengeströmten Negern nur wenig zeigen. Da die einbrechende Nacht sternenklar war, so ermannte ich mich am Abend, um die Position von Timaluis astronomisch zu bestimmen; aber das Instrument zitterte anfänglich so stark in der Hand,

dass ich die Zahl der Beobachtungen verdoppeln musste, um brauchbare Resultate zu erhalten.

Timaluis war der nördlichste auf der Reise erreichte Punct; er liegt unter 3° 51' s. Br. Von hier aus verweigerten die Träger den weiteren Vormarsch in das Innere, indem sie darauf hinwiesen, dass sie dem abgeschlossenen Vertrage gemäss zur Rückkehr berechtigt seien. Der bis dahin zurückgelegte Weg stellte sich, von secundären Windungen abgesehen, als eine scharf gebrochene Linie dar, die von Kakamuëka in nordöstlicher Richtung lief und bei dem Dorfe Ntondo (auf dem Wege von Tschikenyesse nach Lubinda) in die westnordwestliche Richtung umsetzte; bei Timaluis trat eine neue Richtungsänderung nach Südsüdwest ein, so dass der Gesammtweg die Form eines Dreiecks und zwar eines gleichschenkligen Dreiecks annimmt, dessen Basis durch den Kuilu bei Nguëla halbirt wird, und dessen Spitze Kakamuëka bildet.

Der Rückmarsch wiederholte alle Beschwerden des Hinmarsches, vergrösserte sie noch durch häufiger fallende Regen und die dadurch bedingte Schlüpfrigkeit der Pfade. Eine Beschreibung scheint mir überflüssig. Die täglichen Märsche waren sehr gross, und ich wäre der Anstrengung nicht gewachsen gewesen, hätte nicht die von Jugend auf gepflegte Uebung des Bergsteigens mir zu Gebote gestanden. Selbstverständlich mussten eben dieselben vom Kuilu durchbrochenen Bergketten überschritten werden, über die der Hinweg geführt hatte. Schon nach dem ersten Marschtage nahm uns der Wald wieder auf; er flösste mir trotz seiner grossartigen Schönheit eine Art Widerwillen ein, und ich betrat ihn wie der Gefangene, der aus dem Freien wieder in sein Gefängniss zurückgeführt wird. Die wenigen, elenden Negerdörfer auf diesem Gebiete waren von Balumbu, einem den Bayombe nahe verwandten Stamme, bewohnt. Ich sah nur wenige Eingeborene und hatte nicht mehr nöthig, mich in lange Palaver einzulassen. Denn es ist ein grosser Unterschied, ob man zur Küste hingeht oder von der Küste kommt; und wenn hier ein Vergleich passt, so ist es der mit der Aehre, über welche die Hand in der einen Richtung sanft, in der andern aber höchst unsanft hinstreift. Kaindschimbe (195 Meter), Kalabubote (300 Meter), Dirmamba (150 Meter) sind die Namen der drei Dörfer, in denen ich das Lager aufschlug. In dem letztgenannten Orte hatte ich schon einmal campirt und wurde von dem bereits zutraulich gewordenen Balumbu-Häuptling als alter Bekannter aufgenommen. Am neunzehnten November erreichte ich den Kuilu von Neuem und setzte zum Tschimbek des Makossu über, angestaunt von allen Bewohnern der kleinen Niederlassung.

Das wichtigste Geschäft für mich war hier, die Aneroide auf ihre etwaigen Sprünge während der Reise zu prüfen, und ich constatirte mit grosser Befriedigung, dass sie sich gut gehalten hatten, dass also eine Berechnung der Höhen auf Grund der gemachten Ablesungen zuverlässige Resultate ergeben würde. Von nicht minderer Bedeutung war es, eine gute Zeitbestimmung zu erhalten, damit aus dieser und aus der, vor der Reise am gleichen Orte gemachten, der sogenannte tägliche Gang der Uhr abgeleitet werden konnte. Ohne die Kenntniss dieses Ganges wären alle auf der Reise vorgenommenen Längenbestimmungen, die lediglich auf Zeitübertragungen beruhten, hinfällig geworden. Ich betrachtete also den bewölkten Himmel mit unablässiger Aufmerksamkeit und war endlich so glücklich, eine günstige Viertelstunde zu erhaschen, in der sich die Sonnenscheibe hinter Wolken zeigte, so dass die Beobachtung ohne Blendgläser angestellt werden musste. Das Resultat war überraschend gut: es ergab sich, dass der Gang der zeitübertragenden Uhr während der Reise denselben Werth beibehalten hatte wie vor derselben, und da auch die übrigen Beobachtungen eine sehr schöne Uebereinstimmung zeigten, so stand die Brauchbarkeit der Ortsbestimmungen ausser Frage. Die hierauf bezüglichen Arbeiten nahm ich in der Factorei Mayombe vor, wohin ich mich im Canoe begab. Hier fand ich einen Tisch und diesem dankte ich es vor Allem, dass die Berechnung der astronomischen Beobachtungen schnell von Statten gieng; denn es ist doppelt zeitraubend und anstrengend, fehlerlos zu rechnen und die Logarithmentafeln und das nautische Jahrbuch zu gebrauchen, wenn man keine andere Unterlage als ein kleines Brett auf den Knieen hat. Dem Shr. Reïs meldete ich sogleich meine glückliche Rückkehr. Er kam nach einigen Tagen selbst, mich abzuholen, und wir fuhren gemeinsam den Fluss hinab, von dem ich jetzt eine neue Aufnahme machte. Denn im Allgemeinen werden Flusscroquis, die bei einer Thalfahrt aufgenommen sind, zuverlässiger sein, als die von einer Bergfahrt herrührenden, weil die Unterschiede, denen die Geschwindigkeit des Fahrzeugs in Folge der Strömung unterworfen ist, durch die Ruderer besser ausgeglichen und von dem Reisenden besser abgeschätzt werden können.

Am Abend des dreiundzwanzigsten November landeten wir an der Insel des Shr. Reïs. Für meine damalige Gewöhnung, wo ich nie aus den Kleidern herausgekommen, eine Papyrusmatte mein Bett, ein Koffer mein Esstisch gewesen war, hätte mir die Factorei des Gastfreundes wie ein Palast, wie die letzte Stufe irdischer Glückseligkeit erscheinen müssen. Doch war die Wirkung eine ganz andere.

Die Reise hatte mich stark mitgenommen, mein äusseres Ansehen sehr verändert. Die Ruhe, die ich mir nun gönnen durfte, zeitigte nur einen neuen Krankheitsausbruch, und ich wurde in der bedrückenden Küstenluft leidender als zuvor. Weit davon entfernt, irgend welche Freude über den gebotenen Comfort und den günstigen Anfang meiner Explorationsthätigkeit zu empfinden, fiel ich den psychischen Wirkungen des Fiebers anheim und musste mich durch einen Zustand geistiger Deprimirtheit hindurchkämpfen, der zu dem activen Vorgehen während der Reise im grellsten Widerspruch stand. Sobald mein Befinden es gestattete, reiste ich — nunmehr in der Hängematte — nach der Station Tschintschotscho zurück, um auf Grund der gemachten Erfahrungen alles Nöthige für die weiteren Massnahmen vorzubereiten.



Ngotu.



Oelpalme mit hochsteigendem Neger.

# CAPITEL V.

Bedingungen des Reisens in Westafrica. — Das Fehlen von Handelsstrassen. — Lastthiere und Träger, Vorzüge und Nachtheile. — Untauglichkeit der Loangoneger für Reisezwecke. — Sclaven. — Versuche mit fremden Negern. — Das Eintreffen der Expeditionsmitglieder Falkenstein, Lindner, Soyaux. — Meteorologische Station. — Reise nach Angola und Benguella.

Der glücklich ausgeführte Vorstoss nach Mayombe und Yangela belebte unsere Aussichten auf grössere Erfolge in erfreulichster Weise. Eine Bresche in den bisher undurchbrochenen Gürtel war offen gelegt; es handelte sich nun darum, sie auszunutzen, ehe sie sich wieder schloss. Neues, bis dahin gänzlich unbekanntes Terrain war betreten und mit dem Sextanten in der Hand durchwandert worden; das allgemeine Bild des Landes konnte entworfen und durch eine Reihe astronomisch bestimmter Puncte fixirt werden. Es lag aber auch, und dies war

eben so wichtig, das Material vor zur Feststellung der allgemeinen Bedingungen des Reisens in dem neuen Lande. Hatte jene Erweiterung unserer Kenntniss etwas Befremdendes, so war diese mehr dazu angethan, Befürchtungen einzuflössen.

Jedem Entdeckungsreisenden, in welchem Theile der Erde er sich auch befinden mag, drängen sich bei der Abwägung der Chancen seines Unternehmens eine Anzahl Fragen auf, von deren Beantwortung der Ausgang wesentlich abhängt. Giebt es Handelsstrassen? Wie ist das Terrain beschaffen? Welche Transportmittel stehen zur Verfügung und welche sind überhaupt anwendbar? Wird das Verhalten der Eingeborenen freundlich, feindlich, gleichgültig sein? Wie sind die politischen Verhältnisse gestaltet? Welcher Art sind die Zahlungsmittel, die Ernährungs-, die Wasser-, die klimatischen Verhältnisse? In dieser Aufzählung ist die wichtigste Frage an die Spitze gesetzt. Giebt es Handelsstrassen? Wo solche vorhanden sind, beantwortet sich der Rest auf dem Wege der Information, alsdann auch ist dem Reisenden die fast sichere Aussicht auf Erfolg eröffnet, d. h. das Zaubermittel in die Hand gelegt, welches ihn über Ungemach, über Krankheit, Hunger, Durst und Abgeschiedensein von Freunden und den geistigen Bewegungen des Culturlebens hinwegsetzt.

Wie steht nun der Reisende da, den seine Mission an die Loangoküste geführt hat, und der von hier aus in das Innere vordringen will? Warum hat er, wie die spätere Entwickelung zeigen wird, nicht vermocht, was anderen Reisenden in anderen Theilen Afrikas so glänzend gelungen ist? Muss er jetzt schuldbewusst zurückblicken oder kann er beweisen, dass die Ursachen, die ihn zu Fall brachten, mit seiner Person Nichts zu thun haben?

In gewissen Handelscomptoiren des Küstengebietes von Loango sieht man nicht selten Karawanen von Negern anlangen, welche Gummi und andere Landesproducte bringen. Die Leute haben so sehr den Buschneger-Typus, erscheinen im Vergleich zu den Loangesen, fremd so wild, dass man glauben sollte, sie seien durch monatweite Wanderungen von den Bewohnern der Küste getrennt. Fragt man indess nach ihrer Herkunft, so ziehen sich die Entfernungen um so mehr zusammen, je eingehender die Erkundigungen werden, und schliesslich bleibt Nichts übrig als eine acht- bis zehntägige Reise. Nur erweitert der Zwischenhandel dieses schmale Gebiet der Handelsbewegung allerdings hier und da um eine Staffel, aber alsdann ist auch die Grenze erreicht, welche Furcht und Aberglaube gegen das Innere des Continents gezogen haben. Es fehlt zwar nicht an einigen Schwarzen, sogenannten Handelslingstern,

die mit dem ihrer Race eigenen Hang zum Renommiren von grossen, im Innern des Landes ausgeführten Reisen sprechen; diese Reisen bleiben indessen auf den seltenen Besuch einiger jenseit des Gebirges liegenden Ortschaften beschränkt, wo während eines Aufenthaltes von oft vielen Monaten so viel Handelsproducte eingetauscht werden, wie eine kleine Karawane fortschleppen kann. Das, was fehlt, ist ein grosser, allgemein bekannter und anerkannter Markt landeinwärts, ein Handels-Emporium, in dem sich die Wege von den Küstenländern aus strahlenförmig vereinigen, um von dort aus wiederum divergirend in das Innere sich zu verbreiten.

Die politische Anarchie erklärt diese Thatsache, so befremdend sie an und für sich ist; befremdend deshalb, weil das Land Ueberfluss besitzt an natürlichen Hülfsquellen, und weil der europäische Handel nur zu bereit wäre, einen lebhaften Verkehr zwischen der Küste und dem Binnenlande herzustellen. Die Eifersüchteleien eines kleinlichen Zwischenhandels haben überall hemmende Barrieren aufgerichtet, wodurch ein Hin- und Herfluten des Verkehrs, ein wolthätiger Contact der verschiedenen Völkerstämme zur Unmöglichkeit geworden ist. Der Ruf von einem grossen Reich, von einem mächtigen Herrscher hat nirgendswo die Loangoküste erreicht; und der Reisende ist nicht im Stande, den Eingeborenen sein Ziel fassbar hinzustellen. Das Unternehmen erscheint diesen daher unheimlich; weil aber andererseits die Natur der Transportmittel ausschliesslich auf ihre Hülfe anweist, so entsteht ein neues Dilemma.

Es zeigt sich nämlich, dass der Mensch, der Neger das einzige zur Verfügung stehende Transportmittel ist; auf seinem Kopfe und seinen Schultern muss der Reisende alle Gegenstände fortschleppen lassen, die ihm mitzunehmen nöthig sind. Das Land selbst bringt keine Lastthiere hervor; es giebt weder Kamel noch Rind, weder Esel noch Pferd. Ihrer Einführung von ausserhalb widersetzen sich sowol klimatische Verhältnisse wie die Beschaffenheit des Terrains. Was den ersteren Punct betrifft, so sei nur erwähnt, dass der auf der Station Tschintschotscho gemachte Versuch, eine kleine Herde Rindvieh aus einem nur vier Breitengrade südlicher gelegenen Küstentheile zu acclimatisiren, kläglich gescheitert ist; ähnliche Erfahrungen sind an anderen Puncten der Küste gemacht worden. Dagegen könnte das Factum angeführt werden, dass die „Afrikaansche Handels-Vereeniging“ eine Herde Rindvieh in der Nähe von Muanda unterhält. Hier also finden die Thiere das Futter, bei dem sie auf freier Weide existiren können. Aber diese Bedingungen hören auf, wo es sich um eine Reise handelt, und die Thiere einerseits stark an-

gestrengt werden, andrerseits bei dem Wechsel von Ort zu Ort nicht mehr das Futter finden, welches ihnen zusagt. Der Vollständigkeit wegen muss mitgetheilt werden, dass in der Factorei Vista sechs importirte Esel ihr Dasein fristen: man lässt sie unbehelligt umherlaufen, weil sie sich als Lastthiere untauglich oder doch unzureichend erwiesen haben. Bezüglich des zweiten Punctes, des Terrains, ist zu bemerken, dass es beim Vordringen von der Loangoküste aus freilich ebenso wenig an Wegen mangelt wie in anderen Theilen Africas; aber die Pfade, die von unserm Gebiet aus in das Innere führen, gleichen mehr Linien als Bändern: sie sind so schmal, dass man nicht begreift, wie häufige Benutzung sie nicht verbreiterte. Im offenen Savanenlande würde dies verhältnissmässig wenig ausmachen, aber in dichten Wäldern, wo Bäume und Strauchwerk durch den Weg kaum eine Unterbrechung erleiden, würde das beladene Thier nicht hindurchkommen.

Die Benutzung der Flussläufe würde in unserm Falle nur von geringem Nutzen sein. Ganz abgesehen davon, dass man stromaufwärts fahren müsste, und dass ein völlig unbekanntes Land nicht genügend durch Flussfahrten explorirt wird, setzen die Ströme, um die es sich hier handelt, dem weiteren Vordringen sehr bald Hindernisse durch Katarakten und Stromschnellen entgegen. Man würde der sicheren Gefahr entgegengehen, plötzlich der bis dahin verwendbaren Transportmittel beraubt zu werden, an einer Stelle, wo jede Möglichkeit, andere Hülfe zu beschaffen, ausgeschlossen ist.

Es bleibt nur der Mensch und zwar der farbige, denn der weisse würde in kürzester Frist unterliegen. Diese Beschränkung schliesst grosse Vortheile und grosse Nachtheile in sich; von der Beschaffenheit der Leute hängt es ab, welche überwiegen. Dieselben Neger, die dem Forscher den Weg frei machen durch feindliche Stämme, können gegen ihn meutern, ihn schnöde verlassen. Das Lastthier muss täglich mit Aufwand von Zeit und Geschicklichkeit beladen werden; der Neger ordnet und lädt seine Last selbst auf. Er kann sich ihrer aber auch eben so schnell entledigen, sie liegen lassen und sich selbst aus dem Staube machen. Während das Thier von der Furcht des Unbekannten frei bleibt und nur vor einer unmittelbar drohenden Gefahr widerspänstig wird, genügt für den Neger das Bewusstsein, dass er dem Unbekannten entgegenzieht, um ihn feige, fahnenflüchtig, zur Meuterei geneigt zu machen. Dafür kann man wiederum mit Trägerkarawanen Terrainschwierigkeiten überwinden, an denen man mit Lastthieren scheitern müsste. Ein beladener Neger nimmt in der Breite ausserordentlich wenig Raum ein; denn man

giebt den Lasten die Form langgestreckter Packete, und wo er ohne Last hindurchschlüpfen kann, kommt er auch mit derselben vorwärts. Ein Lastthier aber wird auf beiden Seiten beladen; das Thier, stets nur auf die eigene Breite Rücksicht nehmend, stösst bei engen Passagen an und streift die Ladung entweder ab oder bringt die Packung so in Unordnung, dass grosse und häufig wiederholte Aufenthalte entstehen. Ferner sind Thiere von der Nahrung weit abhängiger als der Mensch, gefährlichen Insectenstichen mehr ausgesetzt, veränderten Lebensbedingungen gegenüber weniger schmiegsam; sie verlangen Treiber, die mit ihnen umzugehen verstehen und die sich in der Regel so schwer ersetzen lassen, dass man mit dem Treiber auch die Thiere einbüsst.

Die ganze Betrachtung führt zu dem Endresultat, dass Träger nicht nur die den Verhältnissen des Landes am besten angepassten, sondern auch die einzig möglichen Transportmittel sind. Wo gute Träger vorhanden sind, darf das Fehlen von Lastthieren, Steppe und Wüste immer ausgenommen, nie bedauert werden. Für den Reisenden selbst, sobald seine Gesundheit nicht in ihren Grundfesten erschüttert ist, muss es geradezu als ein Vortheil gelten, wenn er gezwungen ist, zu Fuss zu gehn; denn es unterliegt keinem Zweifel, dass der marschirende Reisende ein besserer Beobachter ist als der reitende, fahrende oder in einer Hängematte fortgetragene. Seine Itinerare, mit Uhr und Compass entworfen, werden zuverlässiger sein; denn er ist nicht nur im Stande, genau zu visiren und die Compass-Nadel vor importunen Erschütterungen zu wahren, er kann auch, was sehr wichtig, zu jeder Zeit mühelos das Auge wenden, wohin er will, Rückwärtsvisirungen vornehmen und genauer auf das achten, was die nächste Umgebung ihm bietet. Es muss als das Ideal einer Forschungsreise hingestellt werden, wenn man sie zu Fuss und mit zuverlässigen Trägern ausführen kann.

Die Beschaffung geeigneter Mannschaften war daher die Lebensbedingung der Expedition. Vor dieser Frage erschienen die andern, auf Klima und Ernährung gerichteten, klein. Selbst der Gedanke, wie die Eingeborenen des Innern sich verhalten würden, machte mir wenig Sorge, wenn ich nur sichere Leute hatte. Hierin lag das ganze Problem. Es zu lösen, habe ich mich bis zur Grenze meines Könnens bemüht.

Da die Erfahrungen eines Vorgängers nicht vorlagen, niemals ein Versuch gemacht war, mit Trägern in's Innere vorzugehn, so musste ich allein ausprobiren, welcher Weg zum Ziele führen könne. Ich sah mich natürlich zuerst unter den Loango-Negern um. Diese

Bevölkerung wäre ihrer körperlichen Beanlagung und geistigen Befähigung nach im hohen Grade geeignet gewesen, dem Europäer vortreffliche Begleiter zu liefern; dennoch musste ich aus folgenden Gründen auf sie verzichten:

Der Mangel an Handelsstrassen hat zunächst zur Folge, dass eine eigene Trägerkaste in Loango nicht existirt. Das Tragen von Lasten bei rasch auf einander folgenden Märschen ist eine Kunst, die auch der Starke nur durch Uebung erlangen kann; indessen lässt sie sich erlernen und zwar um so eher, je mehr die Form der wegzuschaffenden Lasten der herrschenden Gewohnheit angepasst wird. Schlimmer ist der bereits erwähnte Umstand, dass man den zu miethenden Negern kein bestimmtes Reiseziel anzugeben im Stande ist. Ein bestimmtes, d. h. ein bekanntes Reiseziel wirkt wie ein anziehender Magnet; je näher man kommt, desto grösser wird die Anziehungskraft; das unbekannte Reiseziel gleicht dem abstossenden Pol, jeder weitere ihm zugerichtete Schritt macht den Neger widerspänstiger; denn seine Phantasie identificirt das Unbekannte mit Tod und Vernichtung. Nun liesse sich muthmassen, dass Aussicht auf hohen Gewinn die Furcht zu Boden schlagen könnte, doch bald erfährt der Reisende, in wie bedingter Weise dies der Fall ist. Gewiss hat sich die Begierde nach Erwerb und Besitz bei dem Loango-Neger sehr stark entwickelt, wird aber nur dann befriedigt, wenn dies ohne aussergewöhnliche persönliche Anstrengung geschehen kann, nämlich durch Handel und durch Dienstleistung in europäischen Factoreien. Wo etwas Aussergewöhnliches verlangt wird, hat man mit Indolenz und passivem Widerstand zu kämpfen, die beide dadurch genährt werden, dass die leicht erfüllbaren Bedingungen des Lebensunterhaltes aus der Arbeit eine Ausnahme, aus dem Nichtsthun die Regel zu machen erlauben. Eine Arbeit, bei der das Leben, selbst nur die Behaglichkeit des Lebens eingesetzt wird, ist um keinen Preis feil. Nun verknüpft sich aber für den Eingeborenen Loangos mit der Idee der Entfernung von der Küste die Vorstellung nicht nur der Lebensgefahr, sondern des sicheren Todes; für ihn ist es selbstverständlich, dass alle unbekannten Stämme Menschenfresser sind, missgestaltete Ungeheuer, deren blosser Anblick auch dem Beherztesten Furcht einjagt. Ferner kommt hinzu, dass die Küstenneger unter dem nie nachlassenden Druck ihres Fetischglaubens jede unbegreifliche Handlung auf übernatürliche feindselige Ursachen zurückführen. Was aber kann dem Menschen, der während seines ganzen Lebens nur auf die Befriedigung seiner materiellen und sinnlichen Bedürfnisse bedacht war, unerklärlicher und deshalb beängstigender sein als ein Weisser, der für Nichts und wieder Nichts

sich allen Fährlichkeiten einer Reise in's Unbekannte aussetzt? Was will der fremde Mann? Will er geheime Zaubermittel in's Land tragen, die Fetische gegen das Volk erzürnen? Will er ihm Blattern, Regenlosigkeit oder Ueberschwemmung bringen? Will er nachdringenden Europäern den Weg der Eroberung zeigen oder will er sich zu den fernen Menschenfressern begeben, um mit ihnen zurückzukehren, das Küstenland im Rücken zu überfallen und heimzusuchen? Das einzige Motiv für das Erscheinen des Weissen, das dem Neger fassbar bleibt, ist Gewinnsucht, d. h. Handel; und dennoch würde man in der Annahme irren, dass dem weissen Händler das Eindringen leichter sei als dem wissenschaftlichen Reisenden. Es tritt nur an die Stelle des einen Hindernisses ein anderes. Das Unerklärliche der Handlung verschwindet freilich, aber nicht das Unerwünschte, die einheimischen Interessen Schädigende. Den Handel ausserhalb der Küstenzone in dem zunächst daran anstossenden Gebiet betrachten die Loango-Neger als ihr Monopol; sie wollen, dass derselbe staffelweise der Küste zugeführt und durch ihre Hand dem weissen Händler übermittelt werde.

Nach diesen Auseinandersetzungen darf es nicht mehr Wunder nehmen, dass die Loangoküste dem Reisenden keine Träger liefert. Trotzdem machte ich den Versuch, weil die Noth mich zwang, und das folgende Capitel wird zeigen, wie derselbe ausfiel.

Es erscheint nun sehr verlockend, ein Auskunftsmittel zu wählen, das, indem es dem Reisenden Erfolg verspricht, gleichzeitig den Forderungen edler Menschlichkeit gerecht wird; ich meine, Sclaven durch Ankauf frei zu machen, und aus ihnen die Trägercolonne herzustellen.

Die Sclaverei tritt in Loango in sehr milder Form auf. Von den Schrecken, die unser Humanitätsgefühl empören, wie Nachtigal sie auf seinem Bagirmizuge beobachtet und geschildert hat, findet sich keine Spur. Sowol die Eingeborenen wie die europäischen Händler besitzen Sclaven, die zum Theil einheimisch und durch Schulden in Sclaverei gerathen, zum Theil importirt, sämmtlich mit den Sitten und Gewohnheiten der Loangesen vertraut und verwachsen sind. Durch diesen vorhandenen Stamm werden neu hinzukommende Sclaven in die ihnen fremdartigen Verhältnisse leicht eingeführt. Es würde also Nichts einfacher erscheinen, als gute Sclaven an Ort und Stelle zu kaufen und ungesäumt mit ihnen aufzubrechen. Dem steht aber entgegen, dass die Brauchbarkeit der Sclaven kein absoluter, sondern ein relativer Begriff ist. Derselbe Sclave, der sich tadellos bei seinem Herrn benommen hat, kann, wenn er in andre Hände übergeht, ein Ausbund von Nichtsnutzigkeit und Schlechtigkeit werden; er ist nur

gut und zuverlässig in Bezug auf den Herrn, dem er seit Jahren dient, den er kennt, der ihm Respect einflösst. Aber selbst diesem gegenüber ist er nur so lange willig, als die zugemuthete Arbeit mit seinen hergebrachten Anschauungen nicht im Widerspruch steht. Die Sclaven, die aus dem Innern kommen, pflegen immer im jugendlichen Alter gebracht zu werden, oft sind sie gar an der Küste selbst geboren, jedenfalls theilen sie ganz die Vorstellungen der Küste bezüglich des Schicksals, das den Eindringling im Innern erwartet; da sie ausserdem mit den localen Verhältnissen vertraut sind, so würden sie bereits am ersten Marschtage entfliehen und sich mit Freuden freiwillig in die Sclaverei irgend eines angesehenen Schwarzen des Litorals begeben. Also auch auf dieses Auskunftsmittel muss man verzichten.

Lieferte nun die Loangoküste keine Träger, und konnte man ohne solche Nichts machen, so musste man sie natürlich anderswoher nehmen. Damit war eine neue Reihe von Versuchen eingeleitet; aber keiner trug die Garantieen des Erfolges in sich, ein jeder belastete meine Verantwortlichkeit. Die Heimat war fern, der Verkehr mit ihr durch wiederholte Schiffsunfälle unterbrochen; Verhaltungsmassregeln abzuwarten, hätte einen Zeitaufschub zur Folge gehabt, der einem verlorenen Jahre gleichkam. Was hätten in diesem Falle, wo ich selbst mit mir über den besten Entschluss kämpfte, auch Instructionen Anderer mehr nützen können, als die Schuld eines Misslingens von mir auf fremde Schultern abzuwälzen? Ich that also, was mir das Beste schien, und reiste zu Schiff nach Angola und Benguella, um mir daselbst zu verschaffen, was die Loangoküste so hartnäckig verweigerte. Für die Wahl gerade dieser Länder sprach ihre nicht zu weite Entfernung und die übereinstimmenden Aussagen zweier Portugiesen, die beide seit zwanzig Jahren in Africa lebten und einen grossen Theil ihrer Zeit in jenen Gegenden zugebracht hatten. Ich bezweifle auch heut noch nicht die Aufrichtigkeit ihrer Aussagen, obwol der Versuch den Erwartungen nicht entsprach. Ich erfuhr von ihnen, dass die Möglichkeit, durch Vermittlung von Plantagenbesitzern starke und an Strapazen gewöhnte Leute zu erhalten, vorhanden sei. Mehr durfte ich überhaupt nicht verlangen; es übertraf sogar meine Erwartungen, und im März 1874 reiste ich hoffnungsvoll ab, um sie zu verwirklichen.

Die Zwischenzeit zwischen der Kuilu-Reise und der nun bevorvorstehenden in die portugiesischen Colonieen, hatte ich zum grössten Theile auf der Station Tschintschotscho zugebracht. Hier war mittlerweile ein reges Leben erwacht, das im erfreulichsten Gegensatze zu den tristen, einsam verlebten Wochen des Aufbaus der Station stand.

Bei meiner Abreise zum Kuilu hatte ich Herrn v. Hattorf daselbst zurückgelassen, der bestimmt war, mich auf die grosse Expedition zu begleiten; bereits im November 1873 war Dr. Falkenstein mit dem Büchsenmacher Lindner aus Europa eingetroffen, und im Januar 1874 langte der junge Botaniker Herr Soyaux an. Da einige der genannten Expeditionsmitglieder die Aufgabe übernommen hatten, das Loango-Litoral naturhistorisch zu erforschen, so entwickelte sich bald eine reiche Sammelthätigkeit auf zoologischem, anthropologischem und botanischem Gebiet. Auch ich selbst konnte auf breiterer Grundlage arbeiten. Ein Theil der mit der „Nigretia" zu Grunde gegangenen Instrumente war durch die eifrige Fürsorge des Vorstandes der auftraggebenden Gesellschaft, namentlich durch die Thätigkeit des Professor Neumayer so schnell ersetzt worden, dass Dr. Falkenstein dieselben bereits persönlich nach Africa mitnehmen konnte; dazu gehörten ein Universal-Instrument, mehrere Quecksilber-Barometer und eine vollständige Thermometer-Ausrüstung. Ich sah mich dadurch in den Stand gesetzt, eine meteorologische Beobachtungsstation in Tschintschotscho einzurichten. Dieselbe hat in ununterbrochener Folge zwei und ein halbes Jahr lang in der Weise fungirt, dass täglich dreimal zu bestimmten Stunden (1874 um $6^h$, $2^h$, $10^h$, die folgenden Jahre um $7^h$, $2^h$, $9^h$) Barometer und Thermometer abgelesen, und Windrichtung und Bewölkung beobachtet wurden. Ein aufgestellter Regenmesser, von Lindner construirt, diente zur Bestimmung der gefallenen Wassermenge. Es konnte nun zum ersten Male ein Bild der meteorologischen Vorgänge in diesem Theile der Welt entworfen werden. Mit der Beschaffung des übrigen Theiles der Ausrüstung, deren wir für die spätere Reise in's Innere bedurften, war man mittlerweile in Berlin beschäftigt. Der Hauptmühewaltung unterzog sich Sanitätsrath Dr. Max Böhr mit einer seltenen Zähigkeit, Hingebung und Thatkraft. Seinen selbstlosen und ohne Rücksicht auf fremde Gunst verfolgten Bestrebungen schuldet die Expedition uneingeschränkte Anerkennung, seinem Namen eine bleibende dankbare Erinnerung. Von dieser zweiten Ausrüstung gieng wiederum ein Theil auf der „Liberia" zu Grunde, einem englischen Dampfer, der im Frühjahr 1874 mit Mann und Maus auf der Fahrt nach Africa versank. Alles Uebrige gelangte Ausgangs der Regenzeit 1873/74 in unsere Hände.

Die häuslichen und innern Sorgen um das Leben auf der Station fielen Herrn Dr. Falkenstein zu, der gleich von Anfang an mit vieler Umsicht zu Werke gieng, und der sich um das Wolergehen sämmtlicher Mitglieder der Expedition sehr verdient gemacht hat.

Die Oberleitung des Ganzen musste natürlich in meinen Händen

verbleiben. Die Erkenntniss der tüchtigen Mitglieder der Expedition, dass ein erspriessliches Zusammenwirken nur möglich sei, wenn die Autorität des Führers nie in Zweifel oder in Discussion gezogen werde, hat mir meine Aufgabe bis zum letzten Augenblick leicht gemacht; ohne diese freiwillig gewährte, auf Selbstverläugnung gegründete Unterstützung hätte ich sie nicht durchführen können. Ich benutzte den dreimonatlichen Aufenthalt, um unsere Beziehungen zu den Eingeborenen wie zu den angesessenen Händlern zu regeln. Ersteren wehrte ich alle Versuche eines unberechtigten Eingreifens in unsere Existenz, beobachtete aber um so gewissenhafter alle Gesetze, die der Verkehr zwischen den Eingeborenen und Weissen ausgebildet hat; mit letzteren suchte ich freundschaftliche Beziehungen anzuknüpfen, namentlich da, wo sich Belehrung erwarten liess. —

Wegen des Aufenthaltes, den die unregelmässige Schiffsverbindung in Banana wie in São Paul de Loanda verursachte, nahm die Reise nach Benguella mehrere Monate in Anspruch. Zwar wurde ich während derselben mehrere Mal durch biliöse Fieber auf's Krankenlager geworfen, erholte mich indessen immer wieder und erreichte, wenigstens im Princip, den beabsichtigten Zweck. Der damalige General-Gouverneur der westafricanischen Colonien Portugals, der Contre-Admiral d'Andrade, nahm mich mit grosser Auszeichnung auf, ja, ich darf wol sagen, kam mir mit der Herzlichkeit eines älteren Freundes entgegen. Ich durfte von seiner Seite auf die wärmste Unterstützung meiner Pläne rechnen, was der Erfolg auch gezeigt hat. Wochenlang erwartete ich vergeblich ein Schiff, das mich nach Novo Redondo (zwischen Alt- und Neu-Benguella, unter dem elften Grad südlicher Breite gelegen) bringen konnte und benutzte diese Zwischenzeit, um den Kuansafluss bis Ndondo zu befahren und von dort aus die prachtvollen Katarakten dieses Stromes zu besuchen. Niemals trat die Verführung, das mir gestellte Programm mit einem günstigeren zu vertauschen, so lebhaft an mich heran wie hier. In Ndondo sah ich Scharen von Trägern, die aus dem Innern kamen; die grosse Handelsstrasse nach Malandschi und Cassandschi lag offen vor mir; es hätte geringer Mühe bedurft, die nöthigen Träger zu engagiren und auf diesem Wege in's Innere zu dem Reiche des Muata Yanvo vorzudringen. Die Erinnerung an Loango und die Schwierigkeiten, die sich dort dem Reisenden entgegenstellen, traten mir wieder lebhaft vor die Seele, und nur das Bewusstsein, dass ich nicht unabhängig, sondern im Auftrage reiste, konnte mich bestimmen, dem verheissungsvollen Ausgangspunct den Rücken zu wenden.

In Novo Redondo und dem wenige Stunden davon entfernten

Quicombo befanden sich die Plantagen des Shr. Prazeres, des Mannes, der nach Allem, was ich in Erfahrung gebracht hatte, meine Pläne bezüglich der Träger am besten verwirklichen konnte. Ich begab mich dorthin und traf die nöthigen Abmachungen. Es wurde aber sofort klar, dass mindestens sechs Monate vergehen würden, d. h. die ganze nächste Reiseperiode der trocknen Jahreszeit, ehe ich wirklich in Besitz der Leute gelangen konnte. Shr. Prazeres erklärte nämlich, dass ohne Erlaubniss des General-Gouverneurs eine Einschiffung von Eingeborenen der portugiesischen Colonien nicht statt haben dürfe, und der General-Gouverneur setzte mich in Kenntniss, dass er meine Wünsche bei seiner Regierung in Lissabon zwar auf's wärmste befürworten würde, dass er aber ohne Autorisation von dort die Erlaubniss nicht ertheilen könne. Ich gab also formelle Erklärungen ab, dass alle Neger, die in meinem Auftrag durch Shr. Prazeres in Quicombo für die deutsche Expedition engagirt werden würden, freie Neger seien, welche sich lediglich zu dem Zwecke nach Tschintschotscho einschifften, um der Expedition als Träger zu dienen, und welche nach Erfüllung ihrer freiwillig übernommenen Pflichten in die alte Heimat auf meine Kosten zurückgeführt werden sollten. Während der General-Gouverneur in diesem Sinne nach Lissabon berichtete, erstattete ich meinerseits dem Vorstand der Africanischen Gesellschaft Bericht über die von mir gemachten Schritte und bat, dass die Vermittelung des Auswärtigen Amtes nachgesucht werde, damit die portugiesische Regierung ihre Einwilligung ohne Zeitverlust ertheile. Die ausserordentlich lebhafte Unterstützung, welche unserer Expedition in allen ihren Phasen von Seiten des Auswärtigen Amtes zu Theil geworden ist, documentirte sich auch in diesem Falle in förderndster Weise und legt es mir besonders nahe, dem lebhaft dafür empfundenen Dank Ausdruck zu geben.

Ich schied vom Shr. Prazeres mit der Punctation, dass er mit dem Engagement der Leute beginnen solle, sobald die Erlaubniss der portugiesischen Regierung eingetroffen sei. Wenn keine unberechenbaren Hindernisse eintraten, so konnte dieselbe im September oder im October 1874 in den Händen des General-Gouverneurs sein. Erst Ende Mai hatte ich erreicht, was vorläufig zu erreichen war. Dann aber eilte ich, auf meinen Posten nach Tschintschotscho zurückzukehren. Eine Schilderung des Landes, das ich eben kennen gelernt, und das so fremdartig nach dem langen Aufenthalt in dem nördlich vom Congo gelegenen Gebiet erscheint, darf ich hier nicht geben, da dieselbe aus dem Rahmen dieses Buches heraustreten würde. Es genügt mir, auf den Unterschied hinzuweisen, der beide Gebiete einander gegenüber-

stellt und der seinen lebhaftesten Ausdruck in der Physiognomie der Vegetation findet. Die grossen Euphorbienbäume, die candelaberförmig blühenden Aloën, die über weite Strecken ausgebreiteten Sträucher mit der dornenbildenden Tendenz ihrer Blattorgane überraschen den von Loango kommenden Reisenden, und erregen in ihm die Illusion, als sei er dem Cap näher, denn dem Aequator; nur die prachtvollen Adansonien heimeln ihn noch an. Die Eingeborenen haben einen andern Typus, sprechen eine andere Sprache, und ermangeln des Selbstbewusstseins der Bafiote, da sie nicht, wie diese, freie Männer eines freien Landes sind, sondern die farbige Kaste in einer von Europäern beherrschten Colonie. Auch die Letzteren sind weniger frei als die Weissen nördlich vom Congo, denn sie haben sich, trotz aller möglichen Licenzen, theilweise jenen Druck geschaffen, der in der Furcht vor der öffentlichen Meinung wurzelt. Diese Halbheit der socialen Zustände hat nichts Sympathisches, und ich fühlte mich woler, als ich Ende Mai den Congo wieder überschritt, und in urwüchsigere Verhältnisse zurückkehrte.



Karawane unter breitästigem Ficus.

# CAPITEL VI.



Briefbote mit „Mukanda".

**Vorbereitung zu einer neuen Reise. — Lindner, mein Gefährte. — Africanische Plagen. — Einschleppung der Sandflöhe. — Reise von Tschintschotscho nach Loango. — Havarie und Diebstahl. — Engagement von Bavili-Trägern. — Tauschartikel und Trägerlasten. — Bayombe-Träger. — Aufbruch der Expedition. — Im Dorfe des Nganga Mvumbi. — Neue Verzögerungen. — Noth und Elend in Mayombe. — Durch den Urwald. — Palaver mit Eingeborenen und Trägern. — Das Uebersetzen der Expedition über den Kuilu. — An der Grenze von Yangela. — Der Mambuku von Tschitabe. — Ein Gorillajäger. — Resultatloses Gottesgericht. — Eine Räuber-Gesandtschaft. — Flucht der Bayombe-Träger. — Verhalten der Bavili-Träger. — Rückzug. — Wiedersehen mit dem Mani Mbandschi. — Der letzte Marschtag. — Ein Dorf in Trümmern. — Zur Kuilumündung.**

Die Reise nach Angola und Benguella fand ihren Abschluss durch meine Rückkehr nach der Station Tschintschotscho in den ersten Tagen des Juni 1874. Es waren nun gerade zehn Monate verflossen, seitdem ich die Loangoküste zum ersten Mal betreten hatte, und wiederum sechs Monate mussten im günstigsten Falle vergehen, bevor ich auch nur das Mittel in der Hand hielt, um eine Expedition in das Innere des äquatorialen Africa zu führen. Durch zehnmonatliche Arbeit in die Verhältnisse eingeweiht, sah ich den Stand der Dinge noch für hoffnungsvoll an und war berechtigt, mich der erlangten Resultate zu freuen. Anders lag die Sache in der Heimat, wo der ungestüme Wunsch nach glänzenden Entdeckungen vergessen liess, dass es eben die Loangoküste war, von der aus man die Erforschung Africas ver-

langte. Für den Reisenden war es nicht eben erfreulich, dass gerade Diejenigen, deren eigene Lebensbehaglichkeit niemals unterbrochen worden war, sich am ungeduldigsten zeigten und nicht begreifen konnten, weshalb der keimende Samen nicht schon Früchte trug.

Es ist im vorigen Capitel auseinandergesetzt worden, dass die Eingeborenen der Loangoküste ungeeignet zum Trägerdienst sind. Indessen hatte ich zur Zeit noch nicht alle Erfahrungen gemacht, auf welche die ausgesprochenen Ansichten sich gründen; vielmehr sollten die nun kommenden Monate dazu dienen. Die kühlere Jahreszeit, die wegen ihrer Regenlosigkeit besonders zum Reisen geeignet ist, hatte eben begonnen und durfte nicht unbenutzt verstreichen. Ich wusste, dass die Chancen des Misserfolges grösser waren als die des Gelingens, aber kein Misserfolg konnte so schädliche Wirkungen hinterlassen wie ein völliges Stilliegen.

Also entschied ich mich für eine neue Reise und traf die Vorbereitungen dazu sofort nach der Ankunft in Tschintschotscho. Im Anschluss an den Vorstoss des Jahres 1873 beabsichtigte ich, den Kuilufluss von Neuem zum Ausgangspunct meiner Forschung zu machen, so viel Träger, wie sich bereit finden liessen, bis Yangela zu engagiren und möglichst viele Tauschartikel mitzunehmen. Viel erreichen liess sich nur, wenn man auch viel riskirte, und mein Risico bestand darin, dass ich nicht wissen konnte, was an der Grenze des den Trägern unbekannten Gebietes aus diesen werden würde. Der zuverlässigste Neger, der mir wenigstens einige Anhaltspuncte geben konnte, der vornehme Mani Mampaku, versicherte, dass vierzehn bis zwanzig Tagereisen entfernt, in nordöstlicher oder ostnordöstlicher Richtung eine Landschaft Yelika angetroffen würde, deren Herrscher Makaya Tschongo in früheren Jahren directe Handelsverbindungen mit der Küste unterhalten habe, und dass sein Name noch jetzt den Bavili der Küste bekannt sei. Deshalb hoffte ich, die Träger bis nach Yelika hin miethen zu können. Einmal dort, beabsichtigte ich, eine Art Standquartier zu errichten, den mitzunehmenden weissen Begleiter zurückzulassen und mit Leuten des Makaya Tschongo weiter vorzugehen. Meine Abwesenheit war auf vier bis fünf Monate berechnet, die Ausrüstung aber sollte wo möglich (das hieng von der Anzahl der zu erhaltenden Träger ab) einer noch längeren Zeitdauer genügen; denn ich war im Stillen entschlossen, falls die Verhältnisse sich unverhofft günstig gestalten sollten, nicht mehr an die Küste zurückzukehren und eines der zurückgelassenen Mitglieder der Expedition mit der Zuführung von Waaren und der bis dahin eingetroffenen Benguellaleute zu beauftragen.

Dieser Plan war gut, und hätte die Ausführung es im gleichen Masse sein können, so würde ich mit geringerer Befangenheit an die Schilderung derselben herantreten. Eine über fünf Monate ausgedehnte Leidensgeschichte ist ebenso wenig angenehm zu lesen wie zu schreiben. Wenn ich mich theilweise dazu verstehe, so geschieht es in dem Wunsche, falsche Ansichten zu berichtigen und leichtfertige Urtheile hinfällig zu machen. Ein gut gewähltes Beispiel erhellt das Wesen einer Sache zuweilen mit einem Schlage. Dieses Capitel ist Nichts als ein Beispiel, weil es den Schwerpunct der Darstellung in das Detail legt und es dem Leser überlässt, sich hieraus ein richtiges Bild von der Natur der vorhandenen Hindernisse zu entwerfen.

Während meiner mehrmonatlichen Abwesenheit von Tschintschotscho war Dr. Falkenstein in seinen zoologischen Sammlungen und photographischen Aufnahmen mit unbestrittenem Erfolge thätig gewesen, die Station hatte unter ihm wesentliche und nothwendige Erweiterungen erfahren, und er schickte sich nun an, eine Reise nach Boma am Congo anzutreten. Auch der Botaniker Soyaux und der Büchsenmacher Lindner zeigten sich ganz in die neuen Verhältnisse eingelebt, aber leider hatte sich gerade dasjenige Mitglied der Expedition, dessen ich jetzt am meisten bedurfte, durch sein Verhalten unmöglich gemacht. Die Mittheilungen, die mir als dem Führer der Expedition officiell von den übrigen Mitgliedern zugiengen, zwangen mich zur Untersuchung, die Untersuchung zur Entlassung v. Hattorfs. So wurde ich, zu meiner grossen Enttäuschung, im Moment des Aufbruchs eines bis dahin für absolut zuverlässig gehaltenen Gefährten beraubt und musste auf Ersatz denken. Der junge Lindner sollte nun mein Begleiter werden. Ihn verwandte ich daher in erster Linie bei der Auswahl und Sichtung der in der Station aufgestapelten Vorräthe, aber auch der Botaniker Soyaux leistete mir hierbei und namentlich beim Einpacken und bei der Aufstellung der Verzeichnisse, sehr dankenswerthe Dienste. Mein eigener Zustand erschwerte mir die umfangreiche Arbeit des Zusammenstellens der Ausrüstung in sehr hinderlicher Weise. Ich hatte nicht ungestraft zehn Monate lang ein Leben der Anstrengung und inneren Aufregung in Africa geführt; die häufig wiederholten Fieberanfälle waren nicht spurlos an mir vorübergegangen, und jeder folgende entzog der bis dahin unerschütterten Constitution einen Theil ihrer früheren Spannkraft. Was sonst mit geringer Mühe geleistet werden konnte, erforderte nun einen Aufwand von Energie, zu dem die geleistete Arbeit oft in gar keinem Verhältniss stand. Dazu kam gerade jetzt, wo ich alle Hände voll zu thun hatte, eine neue Reihe von Fiebern und verlangsamte die Vor-

[illegible] denn so bereitwillig meine Schwarzen mich unterstützten, so konnten sie mir doch nicht Alles abnehmen. Auch andere schädliche Einflüsse des Klimas machten sich mehr und mehr geltend, hauptsächlich hervorgerufen durch die [illegible] Thätigkeit der Haut. Sie äusserten sich in Entzündungen und Abscessen, die, schmerzhaft an sich, in solcher Zahl auftraten, dass ich mich beschränke, das Leiden nur anzudeuten. Das Unglück wollte, dass zu diesen [illegible] Plagen noch eine um diese Zeit in Afrika unbekannte trat, nämlich die der Sandflöhe. Ein aus Brasilien angelangtes Schiff hatte sie nicht lange vor meiner Ankunft von den amerikanischen zu den afrikanischen Gestaden herübergetragen. In Ambriz oder in der Nähe dieses Hafenplatzes war das erste Auftreten der Thiere bemerkt, aber anfänglich wenig beachtet worden. Sie verbreiteten sich schnell nordwärts, traten sehr bösartig in Banana auf, gelangten nach Tschintschotscho, dem Kuilu bis zum Gabun und wurden von der Küste aus ins Innere verschleppt.

Die weiblichen Pulex penetrans sind kaum sichtbare Thiere, die sich in das Fleisch des Menschen, namentlich unter die Nägel der Zehen, einbohren, dort ihre Eier legen und dann eine schmerzhafte Entzündung hervorrufen. Die Entzündung pflegt sich durch ein Jucken anzukündigen, das man [illegible], d. h. vor einer genügenden Bekanntschaft mit dem gefährlichen Insect gar nicht zu erklären weiss. Gelingt es, das Thier mit dem unverletzten Eiersack aus dem Fusse herauszuziehen, so erscheint es als kleiner dunkler Punct in einer weisslichen Perle, und die eigentliche Gefahr ist alsdann beseitigt. Oft wird aber die zarte Membran des Eiersacks durchstossen, und die Wunde bildet eine Brutstätte für neue Individuen. Es treten Eiterungen und grosse Schmerzen ein, und häufig wird es unmöglich, Schuhzeug anzuziehen. Radicale Mittel dagegen standen mir nicht zu Gebote. So lange es zu beschaffen war, tränkte ich die Schuh mit Petroleum, oder betupfte die kranken Stellen mit Peruvianischem Balsam; unsere zahlreichen Neger aber in der Station wurden angehalten, die Füsse in heissem Wasser, worin Asche aufgelöst war, regelmässig zu baden.

Von den angeführten drei Leiden war das der Abscesse das widerwärtigste, das der Fieber das geistig deprimirendste, das der Sandflöhe das gefährlichste. An Sandflöhen litt ich meist, an Fieber häufig, an Abscessen immer. Zu dieser dreifachen Heimsuchung gesellte sich im Verlauf der Reise der Uebermuth und schliessliche Verrath der Träger, die Habgier und der passive Widerstand der Häuptlinge, und in demselben Masse wie das Zusammenwirken so vieler Factoren

meine Erfolge lähmte, richtete sich das Bild der in ihren Erwartungen getäuschten Heimat drohend vor mir auf.

Während auf der Station Tschintschotscho das Gepäck der Expedition hergerichtet wurde, sollte diese selbst erst auf der drei Tagereisen davon entfernten Factorei des Herrn Reïs am Kuilu organisirt werden. Um grosse Kosten und noch grössere Zeitverluste zu ersparen, richtete ich es so ein, dass Lindner alle Sachen auf einem seetüchtigen kleinen Fahrzeug nach der Bai von Loango überführte; ich selbst wollte gleichzeitig mit den Instrumenten und andern unersetzlichen Gegenständen zu Lande eben dorthin gehen. Ich hatte den zwanzigsten Juni für meine Abreise bestimmt, da aber einige durchreisende Händler alle guten Tipoja-Träger in Anspruch genommen hatten, und ich mit einer Art abergläubischen Eigensinns an meinem Termin festhielt, so war die nothwendige Zahl der Träger erst Abends um zehn Uhr zur Stelle. Kurz vorher musste ich noch die Entdeckung machen, dass von den wenigen Negern, die ich bereits in Tschintschotscho für die Reise in's Innere engagirt hatte, der beste, eben neu eingekleidete, bereits entflohen war. So zog ich denn zu später Stunde aus. Der Strand war schlecht, die Nacht wolkenlos und kalt, die Atmosphäre mit den Dünsten der Nebelzeit gesättigt. Fröstelnd von Kälte und Fieber, das Barometer im Arme, lag ich in der Hängematte, es den Trägern überlassend, ob sie mich langsam oder schnell dem nächsten Ziele zuführen wollten. Sie wählten das erstere, und wir langten gegen ein Uhr Nachts in der Factorei Massabe an. Hier war Alles im tiefsten Schlaf, und ich verbrachte den Rest der Nacht unter Anfällen von Schüttelfrost vor der Thür des Hauses. Am folgenden Morgen setzte ich über den Luëmmefluss, obwol mein Zustand sich verschlimmert hatte; alle Anzeichen eines biliösen Fiebers waren vorhanden. Auf dem schattenlosen Wege längs des Meeres kam es wirklich zum Ausbruch. Angesichts der Factorei Winga waren die Kräfte zu Ende, ich warf mich mitten auf dem Strande in der Sonne nieder, verhüllte den Kopf und blieb liegen. Später schleppte ich mich hinauf zur Factorei, die ich im halb bewusstlosen Zustand erreichte.

Erst am folgenden Tage konnte die Reise fortgesetzt werden. Immerhin war der Schwächezustand noch so gross, dass selbst das Rauschen des Meeres unerträglich schien, und ich mich freute, als wir durch das Land hindurchschnitten, wo kein Laut die Stille unterbrach. Nach kurzem Aufenthalt in Pontanegra liess ich mich nach Loango tragen, das ich Abends um sechs Uhr erreichte. Lindner, obwol er Tschintschotscho später als ich verlassen hatte, war bereits vier Stunden vorher mit dem Boote eingetroffen und kam mir mit betrübter Miene

entgegen. Er meldete, dass beim Einladen des Gepäcks in Folge der schweren See (Calema) der grösste Theil unserer Sachen durchnässt worden, dass beim Umschlagen eines Canoes mehrere Koffer in der Brandung versunken seien. Da die Nacht im Anzuge war, so konnte von einer sofortigen Untersuchung nicht die Rede sein. Die Ungewissheit über den Umfang des Verlustes verdoppelte die Sorge. Ein heftigerer Fieberanfall, als ich ihn bisher erlebt, zwang mich sehr bald, das Lager aufzusuchen; — zum ersten Mal empfand ich eine Trübung meiner Denkfähigkeit und ergieng mich mit offenen Augen in phantastischen Träumereien. Ich lag in dem abgelegenen Verschlage einer portugiesischen Factorei und sah, ohne mir Rechenschaft geben zu können, einen Schwarzen — ich musste ihn wol für meinen Diener halten — an das Bett kommen und wieder verschwinden. Als das Bewusstsein zurückkehrte, bemerkte ich, was geschehen war. Mein Beinkleid, das wegen der darin befindlichen Werthsachen am Kopfende des Bettes hieng, war gestohlen worden; mit demselben alles Gold, das ich bei mir führte, und, was für den Augenblick viel schwerer wog, sämmtliche Uhrschlüssel. Wochenlang hatte ich in Tschintschotscho das Chronometer durch astronomische Beobachtungen geprüft, um es während der Reise zu Längenbestimmungen verwenden zu können. Wenn es ein einziges Mal stillstand, ja selbst wenn es nicht zur regelmässigen Stunde aufgezogen wurde, so war alle diese Mühe verloren. Neben weniger unentbehrlichen Dingen wurden dann noch die Schlüssel zu sämmtlichen Instrumentenkasten vermisst. Ein unbeschreibliches Gefühl ohnmächtiger Wuth war die erste Wirkung dieser Entdeckung. Das Unglück wollte, dass sich unter den verloren gegangenen Koffern gerade der befand, in dem die Reserve-Uhrschlüssel untergebracht waren, und ich musste das Chronometer ablaufen sehen, mit derselben verzweifelten Empfindung, wie man wol einen Menschen vor seinen Augen ertrinken sieht, ohne ihm Hülfe bringen zu können.

Der ganze Tag gieng hin mit der Untersuchung des Gepäcks und dem Versuch Abhülfe zu schaffen. Es ergab sich, dass der durch das Seewasser verursachte Schaden zum grösseren Theil reparirt werden konnte. Wäsche, Kleider und alle Gegenstände, welche Feuchtigkeit vertrugen, mussten in Süsswasser gelegt und dann getrocknet, ein Theil des Tabaks und Thees aber weggeworfen werden; ganz verloren waren ein Blechkoffer und eine Kiste mit Patronen. Die mitgekommenen Patronen waren zum Theil durchnässt und wurden in die Sonne gelegt. Desgleichen waren Bücher, Schreibmappe und Papier nur noch zum Theil brauchbar. Nach erfolgter Constatirung des Verlustes wurde sogleich eine Ersatzliste aufgesetzt, die mit einem Expressen nach

Tschintschotscho gieng. Herr Soyaux unterzog sich der Ausführung mit grosser Treue und grossem Geschick.

Nun erst konnte die viel wichtigere Angelegenheit, Träger zu engagiren, in Angriff genommen werden. Loango war hierfür an sich der relativ geeignetste Platz, weil es namentlich Loangoleute sind, welche Handelsreisen in's Innere unternehmen. Ausserdem fand sich derselbe Makossu, der mir bereits am Kuilu Träger besorgt hatte, zur Stelle, und von seiner Vermittelung durfte ich mir Erfolg versprechen. Es wurde ein Anfang mit dem Engagement von zwölf Trägern gemacht, die sofort eine sogenannte Mukanda auf monatlich vier Stücke Zeug erhielten. Mit Mukanda bezeichnen die Bafiote alles Geschriebene und Gedruckte, in Sonderheit Briefe und jene Zettel, die man ihnen bei Miethsverträgen, unter Angabe der vereinbarten Zahlung, übergiebt. Eine Mukanda der letzteren Art wird stets honorirt, weshalb die Eingeborenen, wenn sie Grund haben, ihren Besitz zu verbergen, häufig einen solchen Schein der augenblicklichen Auszahlung vorziehen. Makossu erhielt den Auftrag, so viele brauchbare Leute, wie sich finden liessen, mit dem unter Lindners Obhut zurückgelassenen Gepäck nach der Factorei am Kuilu nachzusenden.

Bereits am vierundzwanzigsten Juni eilte ich dorthin voraus, sowol um die an beiden Ufern des Kuilu wohnenden Prinzen zur Stellung von Leuten zu bewegen, als auch vor Allem, um einen Dolmetscher zu engagiren. Auf diesen Mann kam begreiflicher Weise viel an. Von seiner Aufrichtigkeit, mir zu dienen, von seiner Geschicklichkeit, die Palaver mit den kleinen Territorialherren zu führen, von seiner Autorität bei den mich begleitenden Negern hieng das Gelingen des Unternehmens ganz wesentlich ab. Bei nicht wenigen Reisenden, die glücklich in Africa waren, lässt sich als wesentliches Moment des Erfolges die Mitwirkung einer zweiten Persönlichkeit nachweisen, die in africanischen Verhältnissen gross geworden, dem Reisenden seine Thätigkeit ermöglichte. Eines der glänzendsten Beispiele dieser Art hat Dr. Schweinfurth mit seinem Mohammed Abd-es-Ssammat geliefert, und es ist gewiss noch in Aller Erinnerung, mit wie dankbarer Wärme der berühmte Reisende den Antheil des nubischen Händlers an seinen glänzenden Erfolgen hervorgehoben hat. Aber die Abd-es-Ssammat sind selten und am allerwenigsten werden sie an der Loangoküste gefunden. Hier, wo der Unternehmungsgeist fehlt, wo das behagliche Leben an der Küste noch grössere Reize bietet als die Aussicht auf reichen, aber mit Gefahren erkämpften Lohn, muss man zufrieden sein, wenn sich überhaupt ein angesehener Neger herbeilässt, die Rolle des Dolmetschers zu übernehmen; von einer Auswahl aber

ist nicht die Rede. Der bereits erwähnte Mani Mampaku wäre der geeignetste Mann gewesen; er machte einen energischen Eindruck, war sehr verständig, lüstern nach Gewinn, und erfreute sich eines grossen Ansehens. Aber er befand sich in einer ausgezeichneten Stellung und verwaltete im Dienste des Shr. Reïs das Handels-Tschimbek von Kakamuëka am Kuilu, dem früher Makossu vorgestanden hatte. Er empfahl mir seinen Bruder Buatu als einzigen Mann, der das Innere kenne, und Herr Reïs, der mit allen angesehenen Negern des unteren Kuilu Beziehungen unterhielt, bestätigte mir seine Aussage. Ich hatte also zunächst nichts Eiligeres zu thun, als den empfohlenen Mann kommen zu lassen, wurde aber neun Tage bis zu seinem Erscheinen hingehalten.

In der Zwischenzeit kam Lindner an, und nun wurde definitiv festgesetzt, was von dem Gepäck mitgenommen werden konnte, was zurückgelassen werden musste. Es hatten sich dreissig Träger gefunden, ausserdem standen mir noch sechs Leute zu Gebote, von denen zwei als Diener, die andern vier als Instrumenten- und Waffenträger verwandt wurden. Da aber dreiundfünfzig Lasten wegzuschaffen waren, und auf weiteren Zuwachs von Bavili nicht zu rechnen war, so beschloss ich, den noch fehlenden Rest von Leuten in der Factorei Mayombe durch Vermittelung des früher erwähnten Nganga Mvumbi aufzutreiben. Mittlerweile machten sich die neu engagirten Loango-Träger ein wahres Fest aus ihrer neuen Stellung. Keinem von ihnen war es ein Geheimniss, dass ich ganz von ihnen abhieng; sie wussten zwar nicht, weshalb ich die Reise in's Innere machen wollte, aber Alle wussten, dass ich sie machen wollte und dass ich sie ohne ihre Mitwirkung nicht machen konnte. Sie fühlten sich also gleich vom ersten Tage an als Herren der Situation und suchten mir durch ihre ununterbrochenen Anliegen um Speise, Trank und Kleidung auch klar zu machen, wie sehr sie von diesem Gefühl durchdrungen waren. Die gezwungene Musse, zu der das von Tag zu Tag hinausgeschobene Eintreffen des Dolmetschers und Führers mich verurtheilte, gefiel ihnen ausnehmend; denn sie hatten nun nichts Anderes zu thun, als sich auf meine Kosten unterhalten zu lassen, auf der Insel herumzufaullenzen und sich tausend Dinge auszudenken, womit sie mich quälen konnten. Um sie für den Moment des Aufbruchs alle bei der Hand zu haben, musste ich darauf halten, dass keiner die Insel in der Zwischenzeit verliess. Ich stellte sie unter Aufsicht eines der Ihrigen, in dessen Beisein ich täglich zwei Mal Appell mit Namensaufruf abhielt. Die angegebene Zahl von dreissig Trägern war die Präsenzstärke des Tages der Abreise, da mehrere der bereits engagirten Träger, die den Sport nicht

zu weit treiben wollten, sich vor dem definitiven Aufbruch aus dem Staube gemacht hatten. Meine Machtlosigkeit hatte hauptsächlich darin ihren Grund, dass die Leute nicht von einem, mir gegenüber verantwortlichen Häuptling gestellt waren, und dass der mit jedem Einzelnen abgeschlossene Vertrag ein einseitiger war, der von der Seite der Schwarzen ungestraft gebrochen werden konnte.

Am zweiten Juli endlich erschien Mani Buatu, nachdem ich wiederholt Boten, ihn zu holen, ausgesandt hatte. Eine Verletzung am Bein hatte ihn abgehalten, früher zu kommen, und da der Augenschein seine Behauptung bestätigte, so liess ich gern jedes bereits aufdämmernde Misstrauen gegen seine Zuverlässigkeit schwinden. Er war ein stattlich aussehender Neger zwischen vierzig und fünfzig Jahren, dessen äussere Erscheinung Vertrauen einflösste. Ich setzte ihm in Gegenwart von Shr. Reïs und des Mani Mampaku ausführlich auseinander, welche Dienste er mir zu leisten habe. Als Zahlung wurden monatlich zwölf Stücke Zeug und ein entsprechendes Quantum Rum vereinbart. Es wird sich im Verlaufe zeigen, welcher Art die Dienste waren, die er dafür leistete.

Als Mani Buatu eintraf, war das Gepäck bereits völlig geordnet, jede Last abgewogen, bezeichnet und mit detaillirter Inhaltsangabe versehen. Im Durchschnitt wogen die Lasten fünfzig bis sechszig Pfund. Dies ist das Gewicht, das die Neger sich bei ihren kleinen Handels-Karawanen aufladen. Ich konnte es um so eher für meine Expedition annehmen, als die Lasten im Verlauf der Reise naturgemäss leichter wurden, und mit Sicherheit zu erwarten stand, dass das Marschtempo ein langsames werden würde.

Von den fünfzig eigentlichen Lasten wurden dreissig durch die Tauschartikel beansprucht. Diese repräsentirten also die zum Ankauf von Lebensmitteln, zur Zahlung von Durchgangszöllen und zur Gewährung von Geschenken verfügbaren Mittel der Expedition. Die zwanzig andern Lasten enthielten dasjenige, was für die Bedürfnisse der Expedition im Uebrigen nöthig war: vier Lasten Munition, zwei Lasten Betten, fünf Lasten für Kleider, Wäsche und Schuhzeug, fünf Lasten Provisionen, ein Wasserfass mit Vorhängeschloss, Kochgeräthschaften, Handwerkszeug und Kautschukdecken. Von der Mitnahme eines Zeltes aber musste abgesehen werden, weil der Mangel an Trägern unserm Comfort die äusserste Beschränkung auferlegte. Die Provisionen waren, Thee ausgenommen, auf den Fall der Noth berechnet.

Für Medicin war etwas zu umfangreich gesorgt, wie dies leicht geschieht, wenn die liebevolle Sorgfalt in der Heimat bemüht ist, dem Reisenden so viel Ungemach wie möglich zu ersparen. Man wird

aber auf dem Felde der Action in dem Verhältniss genügsamer, als man von Krankheit belästigt wird, und beschränkt sich auf wenige Hauptmittel: Chinin, Aloë-Pillen, Opium, ein Lancet-Messer, Charpie, Heftpflaster und Leinwand bildeten schliesslich meine Apotheke. Viel wichtiger als alle Medicin, ist meiner Meinung nach ein Lager, das etwas über dem Erdboden steht, und auf dem der Reisende neue Kräfte schöpfen kann. In dieser Beziehung ist es besser, zu viel als zu wenig zu thun. Namentlich empfiehlt es sich, für ein gutes Mosquitonetz zu sorgen, zu welchem das den Negern verkaufte Baumwollenzeug das beste Material liefert. Ich hatte zwei für die Reise geeignete Netze verfertigen lassen, eine Art Baldachin, dessen obere vier Ecken an einen Baum, oder wo dieser fehlt, an Stangen befestigt werden. Eine solche Mosquitaire gewährt auch im Lager die Möglichkeit, dass man sich bei Tage den neugierigen Blicken der Neger zeitweise entziehen kann, während man selbst noch sieht, was draussen vorgeht.

Für die Auswahl der Tausch-Artikel mussten die Bedürfnisse der Neger massgebend sein, so weit man überhaupt davon wusste. Es wurde principiell kein Rum mitgenommen, weil sonst die Bettelei nach diesem begehrten Getränk kein Ende erreicht haben würde. Statt dessen Salz, das namentlich beim weiteren Vordringen gute Dienste versprach und in den Gegenden, wo es fehlte, den mit Gold beladenen Esel ersetzen konnte. Scheinbar am rationellsten wäre es gewesen, nur solche Dinge mitzunehmen, die bei kleinstem Gewicht den grössten Werth repräsentiren; das hätte aber schon deshalb in's Absurde geführt, weil es dann völlig an Aequivalenten für kleine Einkäufe gefehlt hätte. Es mussten also auch Waaren vorhanden sein, die kleine Werthe repräsentirten, und dahin gehörten Tischmesser, Glas- und Porzellanperlen, papierbeklebte Spiegel, Kupferstangen. Am werthvollsten in der Gewichtseinheit sind die Baumwollenzeuge, wenn auch kein anderer Artikel in seinen verschiedenen Qualitäten so grosse Gewichtsunterschiede zeigt. Zum Theil mag dies von der Verschiedenheit der hygroskopischen Capacität, zum Theil von der Appretur abhängen. Das „Stück Zeug", den sogenannten Cortado, den wir mit drei bis vier Mark bezahlten, als Werth-Einheit angenommen, drücken sich die Werthverhältnisse der einzelnen Lasten etwa so aus:

| | | | |
|---|---|---|---|
| 1 Trägerlast Zeug . . . . . . . . . . | = 80 | Cortados | Werth, |
| 1 Trägerlast Perlen . . . . . . . . . | = 50 | „ | „ |
| 1 Trägerlast Kupfer- resp. Messingstangen | = 40 | „ | „ |
| 1 Trägerlast Faschinenmesser nach einheimischem Modell . . . . . . . | = 25 | „ | „ |

Die Verpackung geschah auf verschiedene Weise. Als allgemeine Regel muss festgehalten werden, dass man bei Annahme der einheimischen Art der Verpackung grössere Lasten fortschaffen kann, als wenn man europäische Koffer anwendet. Indessen kann man des grösseren Schutzes wegen, den letztere gewähren, nicht ganz davon absehen. Ich hatte aus Europa eine Anzahl Blechkoffer (53 cm lang, 35,5 cm breit, 33 cm hoch) nachkommen lassen, welche mit Vorhängeschlössern zu verschliessen waren und die Waaren gegen Feuchtigkeit schützten. Die Praxis ergab, dass sie zu kurz und zu hoch waren, und dass die eisernen Charniere rosteten und zuweilen abbrachen, also durch Messing-Charniere hätten ersetzt werden müssen. Man sollte bei Ausrüstungen für Reisen in feuchte und heisse Länder überhaupt Alles, was nicht durchaus von Eisen sein muss, aus Messing anfertigen lassen. Ich benutzte dreiundzwanzig Blechkoffer und einige flache Kisten aus Holz. Einen grossen Theil des Zeuges liess ich in Säcke einnähen, ebenso das Salz, was erlaubt war, weil Regen vorläufig nicht zu erwarten stand. Alles Uebrige (wie auch die Säcke) wurde in den schon erwähnten langen Tragkörben (Muteta) verpackt, welche meine Leute in wenigen Stunden aus grünen Wedeln der Oelpalme zusammenflochten. Noch an demselben Tage, wo der Dolmetscher angelangt war (zweiter Juli), schickte ich diesen mit allen Leuten und dem Gepäck Kuilu aufwärts zur Factorei Mayombe, wohin ich gleichzeitig den Nganga Mvumbi von Tschilima entbieten liess. Ich selbst folgte am andern Tage mit Lindner nach.

Die lange Flussfahrt war eine grosse Erholung nach all den erlebten Wirren. Der Anblick der waldreichen Flusslandschaft bei der Factorei Mayombe entzückte mich von Neuem, aber der frühe Morgen des vierten Juli war kaum vorüber, so begannen auch die lang hingezogenen Unterhandlungen mit dem Nganga Mvumbi wegen Stellung der noch fehlenden dreiundzwanzig Träger. Die Hauptschwierigkeit bestand darin, dass die Bayombe fünf Stück Zeug monatlichen Lohns verlangten, was schon deshalb nicht gewährt werden konnte, weil die Bavili deren nur vier erhielten. Aber sie steiften sich mit grosser Hartnäckigkeit auf das Argument, dass ich auf der Yangela-Reise des verflossenen Jahres fünf Stücke Zeug gezahlt hätte und nun doch nicht weniger geben könnte. Endlich einigten wir uns auf den von mir gebotenen Preis. Die Bayombe kehrten noch einmal in ihre Dörfer zurück und versprachen in der Frühe des sechsten Juli zu erscheinen, wo dann der Aufbruch der Expedition erfolgen sollte.

Am Abend des fünften Juli war ich endlich so weit, dass ich die

Vorbereitungen für abgeschlossen betrachten konnte, und benutzte eben die Zeit, um mit der sich neigenden Sonne magnetische Declinationsbestimmungen an einem Prismen-Compass vorzunehmen, als neue Störungen eintraten. Die Loango-Träger näherten sich in corpore und erklärten, dass wenn ich nicht einem Jeden von ihnen noch heute ein Stück Zeug zum Kleide schenkte, sie morgen nicht aufbrechen würden. Als ich diesen Erpressungsversuch, der sich seiner völligen Unmotivirtheit wegen ja täglich wiederholen konnte, durch eine geharnischte Rede ohne Weiteres zurückwies, setzte sich die ganze Gesellschaft murrend in meiner Nähe nieder, während ich selbst mit erheuchelter Ruhe zu beobachten fortfuhr. Darnach verschwand etwa die Hälfte und begab sich in die benachbarte Hütte des oft erwähnten Lingster Makossu, der seit einiger Zeit hier für einen anderen Weissen Handelsgeschäfte trieb. Möglicher Weise war der ganze Streich von diesem verschlagenen Neger ausgegangen und weiter Nichts als ein Racheact an meinem Gastfreunde, seinem früheren Brodherrn dem Shr. Reïs. Die Flüchtlinge hatten nicht das Geringste bei ihrer Flucht zu riskiren: sie machten immer noch ein gutes Geschäft damit, dass sie über eine Woche täglich ein Pfund getrocknete Fische, fünfviertel Pfund Maniokmehl und ein Glas Rum erhalten hatten. Aber wie stand die Sache für mich, der ich wochenlang mich abgemüht hatte und nun endlich hoffte, einige Früchte zu ernten? Ich war, wie so oft, zwischen zwei Uebel gestellt: die Expedition fallen zu lassen oder nachzugeben. Natürlich wählte ich das kleinere Uebel und setzte mich der Erniedrigung aus, nachzugeben. Denn wie hätten sich die wortbrüchigen Träger durch andere ersetzen lassen? und wenn wirklich, wer bürgte dafür, dass diese mir nicht denselben Streich spielten? Dazu drängte die Zeit; von der trockenen Jahreszeit blieben nur noch wenige Monate, und jeder Tag war kostbar. Ich liess also die Leute zurückrufen und richtete, um wenigstens die äussere Würde zu bewahren, eine neue Ansprache an sie, worin ich meine Herzensgüte und mein Wolwollen für die Neger pries. Darnach erhielt jeder Mann das geforderte Kleid, und nun versprachen Alle, sie würden am folgenden Tage aufbrechen und nie mehr etwas fordern. Vorläufig also war der Waffenstillstand wieder erkauft.

So wurde der sechste Juli wirklich der Tag des Aufbruchs. Die Bayombe-Träger waren vollzählig erschienen. Ich hiess alle Lasten in einer Linie neben einander setzen, überliess es zuerst den Leuten, sich beliebig davorzustellen und bestimmte dann die Stärksten für die schwersten, von Allen gemiedenen Collis. Dann wurde Last und

Träger paarweise notirt, alle Reclamationen principiell überhört, Lindner mit einem schwarzen Aufseher nahm die Spitze, und in langer Reihe defilirte der sechszig Mann starke Zug vor mir vorbei in den Wald hinein. Ich bildete mit einigen Auserwählten den Nachtrab; in meiner unmittelbaren Nähe marschirten der Dolmetscher Mani Buatu, der Barometerträger Gulimbuite (er hatte mich schon auf der ersten Reise begleitet), der Sextantenträger Tschikaya und der Träger des Instrumentenkoffers Kastanu. Dieser Instrumentenkoffer war mein besonderer Stolz. Ich hatte ihn in Liverpool aus dem besten Material anfertigen lassen und er enthielt auf kleinem Raum Alles, was für Präcisions-Beobachtungen nöthig ist; auf der einen Seite einen fünfzölligen Prismenkreis, einen Kasten mit künstlichem Horizont und Dach, eine Beobachtungslaterne mit verschraubbarer Oellampe, zwei Fläschchen Oel in Blechkasten; auf der andern Seite ein Aneroid mit Psychrometer, eine lederne Rundbüchse mit einem Casellaschen Kochpunct-Thermometer, einem Quellen- und mehreren Schwingthermometern; eine wolgeschlossene Kapsel mit Quecksilber-Holzbüchse, einen Prismen-Compass, eine Camera lucida, zwei Sternkarten, Bremikers nautisches Jahrbuch, fünfstellige Logarithmen, Peters' und Jelineks Tafeln, das Anschreibebuch für die Beobachtungen, ein Rechenheft, Tinte und Federn.

Die Gegend, durch die sich der Zug hinbewegte, ist früher sattsam geschildert, und was ich von Neuem darüber in meinem Notizbuche niederschrieb, stimmte fast wörtlich mit den vor Monaten gemachten Bemerkungen und bestätigte deren Richtigkeit. Alle Wege in Mayombe gleichen sich: Wald, endloser Wald, bedrückende Luft über dem Boden, trockenes Laub auf dem Boden, wenig Unterholz, grossblätterige Schattengewächse, tennenharte Lehmpfade von Wurzeln durchsetzt, von Stämmen überlagert, auf und ab und quer und krumm, — so war es von jeher und so wird es bleiben. Abweichend von der Praxis der ersten Reise, hielten wir zunächst die rechte Kuiluseite. Mir standen Mani Mbandschi und Tschikossu auf der andern Seite noch in zu lebhafter Erinnerung, als dass die Erneuerung ihrer Bekanntschaft mich gereizt hätte. Es war besser durch den Theil Mayombes zu ziehen, wo der scheinbar gutmüthige Nganga Mvumbi von Einfluss war. Wir marschirten sehr langsam, und da wir zwei Dörfer passirten, so gab es zweifachen Aufenthalt. Denn wie der durstige Student der guten alten Zeit an keinem Wirthshausschild glaubte vorübergehen zu dürfen, so auch die Schwarzen bei keinem Dorfe, und mein steter Verdruss bestand im Auftreiben der vorzeitig rastenden Gesellschaft. Ich musste den sonst so tüch-

tigen Lindner immer von Neuem schelten, dass er im Feuereifer, ohne sich nach dem Rest umzusehen, mit dem Aufseher und einigen leicht bepackten und jagdlustigen Negern stundenweit vorauseilte, statt am Eingange eines Dorfes, oder wo sonst die Verlockungen alter Lagerplätze winkten, zu warten und die Menge hindurchzutreiben. Im Uebrigen aber hatte das langsame Marschiren grosse Vortheile, gegenüber dem hastigen Vorwärtsstürmen auf der ersten Reise. Der Marsch im stillen Walde, wo nur wenige zum persönlichen Dienst verwandte Neger um mich waren, und wo ich unbelästigt blieb, gab die beste Gelegenheit zum Ausfragen wie zur ruhigen Ueberlegung und Beobachtung.

Der Nganga Mvumbi wusste, dass die Karawane des Weissen durch sein Dorf kommen würde und hatte alle Vorbereitungen zum Empfang getroffen. Als ich in das Dorf eintrat, war das ganze Gepäck der Expedition bereits auf dem Platze vor der Hauptsombra aufgestellt und in dieser selbst zwei Sessel und ein Tisch (ein Möbel, das die Neger für sich nie gebrauchen), mit einem darüber gebreiteten Stück Zeug. Eine Wasserflasche und Gläser standen darauf. Der Boden war sauber gekehrt, man konnte gar nicht sorgsamer empfangen werden. Ich gedachte nur kurze Zeit zu rasten, denn die zurückgelegte Strecke bildete noch keinen Tagemarsch. Ausserdem war das Dorf die Heimat des grösseren Theils der Bayombe-Träger, und ein unnützes Verweilen konnte vom Uebel werden. Aber die Dinge entwickelten sich ganz anders. Die Bayombe nämlich schickten sich nun an, mir genau denselben Streich zu spielen, wie es die Loangoträger Tags zuvor gethan hatten, und verlangten gleichfalls Mann für Mann ein Stück Zeug als Bedingung des Weitermarsches. Beim Aufbruch von der Factorei hatte keiner ein Wort gesagt; sie wollten mich erst in der Falle haben, um mich bequemer rupfen zu können. Nun war ich freilich bereits so weit, die Forderung als ein unvermeidliches Uebel über mich ergehen zu lassen, aber die Sache lag doch in sofern ernster, als die Zahlung die mitgenommenen Vorräthe unverhofft um hundertvierzig Ellen Zeug verminderte, weil sie nicht mehr durch die Factorei Mayombe geleistet werden konnte. Ausserdem wurde die Forderung in so frecher Weise vorgebracht und spiegelte sich auf den habgierigen Gesichtern ein solches Siegesbewusstsein, dass ich zunächst einen abschlägigen Bescheid gab. Darüber kam der Abend heran; er vergieng ohne Resultat, obwol ich angeboten hatte, jedem Träger eine Mukanda auszustellen, die in der Factorei Mayombe eingelöst werden sollte.

Von Neuem war Alles in Frage gestellt. Ich war im Grunde

nichts Anderes als ein wehrloser, gefesselter Mann. Androhung von Gewalt hätte zunächst die Folge gehabt, dass man mich allein im Dorfe und im Walde gelassen hätte, und die letzte Aussicht auf ein Weiterkommen verschwunden wäre. Ich wurde recht traurig, als ich an die Zukunft dachte, und resignirt schrieb ich in mein Tagebuch: „Dass man bei all der Niederträchtigkeit und dem nagenden Aerger nicht stückweise auseinanderfällt! Das Eindringen in diesen Theil von Africa ist wie das Erklettern einer steilen Wand von morschem Gestein, wo man bei jedem Schritt gewärtig sein muss, ohne eigne Schuld hinabzustürzen. Bei den stets drohenden Nachforderungen (die doch gewiss nicht die letzten sind) komme ich mir vor wie ein Spieler, der jedem verlorenen Einsatz einen neuen hinzufügen muss, in der Hoffnung, schliesslich doch noch zu gewinnen." Während dessen führten meine Träger draussen ihre ausgelassenen Tänze auf, und ich war froh, nicht zu verstehen, was sie dazu sangen; denn dass ihr Triumphgesang mir galt, ist sicher. Am folgenden Tage entschloss ich mich zum Zahlen und wehrte mich nur noch zum Schein. Mein Unwille war absichtlich übertrieben; denn ein zu rasches Nachgeben wäre einer Ermuthigung zur möglichst baldigen Wiederholung ähnlicher Scenen gleichgekommen. Den Nganga Mvumbi suchte ich vergeblich von der Schuld zu überzeugen, die das schlechte Betragen seiner eigenen Leute auf ihn lud. Den grössten Unmuth aber empfand ich gegen meinen Dolmetscher Buatu; er wusste sich gar nicht zu helfen und schickte in der Angst zu seinem Bruder Mani Mampaku, der eine halbe Tagereise entfernt wohnte, um die Leute in Ordnung zu bringen.

Der Theil des Tages, der der schliesslichen Auszahlung voraufgieng, wurde, soweit die Unterhandlungen es gestatteten, durch Fetisch-Ceremonieen ausgefüllt. Der Fetisch Manana, eine bemalte Holzpuppe, mit Nägeln und Eisenstückchen übersäet, wurde herbeigebracht und unter viel Lärmen und Geschrei mit einem weiteren Nagel versehen. Der Nganga Mvumbi stand dabei auf dem Stumpf einer Oelpalme, dem Fetisch gegenüber, in der Hand seine Metallklapper, die Tschingongo, haltend; ein anderer Schwarzer neben ihm schwang eine grössere Holzklapper, ein dritter entlockte dem viel üblichen, kleinen, federgeschmückten Horn, das auf der Seite angeblasen wird, dumpfe Töne. Alle diese Instrumente wurden in Thätigkeit gesetzt, wenn in der langen Rede des Nganga Mvumbi eine Pause eintrat. Dieser fuhr dann fort, dem Fetisch Manana einzuschärfen, wie er sich dem neuen Nagel gegenüber zu verhalten habe: Bei diesem Nagel sei er verpflichtet, die den Weissen begleitenden

Träger zu schützen und Jeden, der einem von ihnen Krankheit brächte, zu tödten. Der Vorgang erregte viel Befriedigung, und es schienen nun die letzten Hindernisse hinweggeräumt, die unserer endlichen Abreise noch im Wege gestanden hatten.

Da ein jeder Träger seine Last bereits kannte, die Zahlen auf den Blechkoffern merkten sie sich ohne Schwierigkeit, so gieng der Abmarsch in guter Ordnung von Statten, und während der Zeit, die bis zur Erreichung des Dorfes Sekussi verstrich, hatte ich wieder Ruhe. Hier gab es aber neuen Aufenthalt wegen der Beschaffung von Nahrungsmitteln.

Die Abgeschlossenheit, in der sich Mayombe dem Littoral gegenüber hält, erklärt es, dass selbst an der Kuilumündung keine Nachrichten über die augenblicklich daselbst herrschende Noth zu mir gedrungen waren. Ich musste dieselbe erst durch eigne Erfahrung an Ort und Stelle kennen lernen und mich nach und nach von der Existenz eines Feindes überzeugen, den weder ich noch irgend ein Anderer zu bekämpfen im Stande war. Eine Hungersnoth herrschte in Mayombe; sie war, wie gewöhnlich, mit ungeheurer Schnelligkeit in das Land eingebrochen, denn acht Monate zuvor, als ich zum ersten Male hier durchzog, war noch Nichts davon zu bemerken. Die Erklärung des traurigen Ereignisses war einfach genug. In einem der früheren Capitel wurde bereits darauf hingewiesen, dass der Ackerbau in Mayombe überhaupt sehr beschränkt ist, weil jeder Fuss culturfähigen Bodens dem Walde mit Feuer und Schwert abgerungen werden muss. Die Bewohner begnügen sich mit einem Ertrage, der gerade bis zur nächsten Ernte ausreicht, und da die hierfür erforderlichen Regen zur gewohnten Zeit einsetzen, so werden die Bayombe in ihrer Sorglosigkeit durch den regelmässigen Ablauf der natürlichen Processe unterstützt. Um so härter trifft sie der Schlag, wenn die Regen doch einmal ausbleiben und Misswachs die Folge ist. Dann hält die Hungersnoth unerbittlich ihren Einzug und setzt sich aller Orten fest. Dieser Fall lag im Jahre [illegible] vor, und zur Vergrösserung des Elends, wie allgemein geglaubt wurde in Folge des Regenmangels, grassirten die Blattern mit schonungsloser Wuth, entvölkerten ganze Dörfer, decimirten die Arbeitskräfte und erfüllten die Bewohner des unglücklichen Landes mit Furcht und Schrecken vor einander. Das unselige Zusammentreffen eines solchen ungeahnten Zustandes der Dinge mit meiner Reise wirkte mehr noch als der passive Widerstand der Eingeborenen und die Böswilligkeit der Träger lähmend auf den Fortgang der Unternehmung. An Menschen kann man wenigstens die Künste der Ueberredung, der diplomatischen Unterhandlung, des

freimüthigen und gerechten Auftretens versuchen, an dem Rigorismus der Natur aber werden dieselben zu Schanden.

Das Erscheinen meiner Karawane, deren Stärke die Einwohnerzahl manches Dorfes übertraf, konnte also, selbst bei Abwesenheit jeder Furcht und jedes Misstrauens, niemals freudig begrüsst werden. Die mit dem Ackerbau betrauten Frauen hielten mit ihren Vorräthen zurück, und da meine Leute doch leben mussten, so sah ich mich gezwungen, einige derselben, noch dazu die landeskundigen Bayombe auszuschicken, um in den spärlich zerstreuten, oft meilenweit entfernten Dörfern Provisionen einkaufen zu lassen. Die Bayombe und die sie begleitenden Loangoleute hatten gar kein Interesse, von diesen Fouragir-Expeditionen rasch zurückzukehren; je später sie kamen, desto länger erschien der im Auftrage des Weissen unternommene Marsch, desto länger war die den Zurückbleibenden gegönnte Musse.

Diese Erfahrung musste ich gleich am zweiten Marschtage machen und mit einem vielstündigen Aufenthalt in Sekossi bezahlen. Dadurch wurde nicht nur die beste Zeit des Tages verloren, sondern den Trägern auch eine falsche Vorstellung von dem beigebracht, was sie zu leisten hatten, nämlich einen Tag lang ohne übermässig grosse Pause zu marschiren. Als die ausgesandten Leute endlich mit einigen Körben Maniok anlangten, bewirkte die zwischen Bayombe und Bavili bestehende Eifersucht neue lästige Verzögerungen bei der Vertheilung. Nachdem dieselbe bereits einmal durch den Aufseher unter stürmischen Scenen vorgenommen war, erhob sich ein solcher Aufruhr zwischen beiden Parteien, dass alle Stücke von Neuem eingesammelt, und die Vertheilung zum zweiten Male, nunmehr unter meinen Augen, vorgenommen werden musste.

Mit dem Dorfherrn Mani Luëmba tauschte ich die üblichen Geschenke aus, erhielt aber meinerseits einen so widerspänstigen Ziegenbock, dass keiner der schwer beladenen Träger ihn hinter sich herschleppen wollte, und ich noch einen besonderen Mann bezahlen musste, um dieses Danaergeschenk bis zum nächsten, nächtlichen Lagerplatz hinzuzerren. Die Fortsetzung des Marsches fiel in die späten Nachmittagsstunden und führte durch das kleine Dorf Malemba, wo sich meinem Auge ein melancholisch ergreifendes Bild darbot. Malemba war eine der von den Blattern heimgesuchten Ortschaften und zeigte die directen wie indirecten Wirkungen der verheerenden Krankheit; denn nicht nur der Tod, den sie oft in wenigen Tagen herbeiführt, entvölkert die Dörfer, sondern auch die Todesfurcht, die sich der Neger bemächtigt. Sie setzen alle ihre Fetische gegen die von Zeit zu Zeit wiederkehrende Geissel in Bewe-

gung, um Zauber und Zauberer zu bannen, die ihnen das Verderben bringen. Hilft das nicht, setzt sich die Krankheit fest, so flieht, was fliehen kann, und die Geretteten erbauen das Dorf an einer andern Stelle. So war denn auch Malemba fast ausgestorben; nur vor einer Hütte sass ein uralter Neger mit weissem Bart, umgeben von wenigen seiner Getreuen, Alle stumm vor sich hinstarrend wie die trauernden Juden an den Wassern Babylons. Eine Leiche war dicht neben der Gruppe dieser Unglücklichen aufgehängt, nach landesüblicher Sitte in eine Matte von Papyrusgras eingewickelt und einige Fuss über der Erde mit beiden Enden an einer horizontalen Stange befestigt. Keiner meiner Leute redete den Greis an, ihr Gespräch verstummte, und alle eilten, dem unheimlichen Orte so schnell wie möglich zu entfliehen. Fort gieng es in alter Weise, bergauf, bergab, in stets wechselnden Windungen.

Es war fast ganz dunkel, als wir ein Bivouak im dichtesten, aber auch schönsten Walde an einem Bache mit klarem Wasser aufschlugen. Mein Augenmerk war stets darauf gerichtet, nicht in einem Dorfe zu lagern; denn dadurch ersparte ich mir Palaver und Verdruss, und selbst die Träger erschienen mir unter solchen Verhältnissen folgsamer und weniger zum Aufruhr geneigt. Bald brannten aller Orten die grossen Feuer, denn an trockenem Holze fehlt es begreiflicher Weise nicht. Die Neger sitzen in kleinen Gruppen darum, ihren Maniok röstend, oder was sie sonst etwa noch heimlich sich zu verschaffen gewusst haben. Bavili und Bayombe lagern getrennt, in der Mitte ist das Gepäck aufgestellt, gleichzeitig eine Wagenburg für mein eignes Lager bildend. Dieses ist in einer der natürlichen Abtheilungen aufgeschlagen, welche die dreieckigen, Strebepfeilern' vergleichbaren, tafelförmigen Erweiterungen eines Urwaldriesen um den Stamm herum bilden. Wir haben Raum genug, um die beiden Feldbetten darin aufzustellen, und in einer andern Abtheilung desselben Baumes ist die Küche improvisirt. Bei dem flackernden Feuer singen die Leute ihre Lieder, und der Wald erscheint bei dieser Beleuchtung noch einmal so geheimnissvoll und majestätisch. Es liegt nun wirklich etwas von jenem romantischen Zauber in der Situation, der den heimatlichen Schwärmer mit Sehnsucht nach fremden Ländern erfüllt, und gern vergisst man darüber die Mühen des Tages. Allmählich verstummen die Gesänge, die Feuer werden nur noch nothdürftig unterhalten, und unter dem Summen der Insecten senkt sich der Schlaf auf Schwarze und Weisse, Allen ohne Unterschied seinen Segen spendend.

Wir überschritten am folgenden Tage dieselbe hohe Kette, über

welche der Rückmarsch bei Gelegenheit der ersten Reise geführt hatte. Neben dem Beckschen Aneroid, dessen ich mich bereits damals bedient hatte, stand mir jetzt ein Quecksilber-Barometer zur Verfügung, und die häufig (auch während des Marsches) angestellte Vergleichung beider Instrumente zeigte, dass der Indexfehler des Aneroids nahezu constant blieb, und dass dasselbe einen aussergewöhnlichen Grad von Zuverlässigkeit beanspruchen durfte. Eine andere Controle seiner Zuverlässigkeit wurde dadurch gegeben, dass ich mehrere Puncte Mayombes zwei Mal zu verschiedenen Zeiten besuchte, und dass die Angaben des Aneroids um wenig mehr schwankten, als es die mit den Jahreszeiten wechselnde Höhe des Luftdrucks verlangte.

Von sechszig Trägern werden immer einige nicht ganz leistungsfähig sein, und eine Karawane dieser Grösse ist gezwungen, eine kleine Reservemannschaft zu haben. Dadurch werden dann freilich viele Träger veranlasst, Schwäche zu erheucheln, während die Reservemannschaft zu unnützen Streichen aufgelegt ist und den Neid ihrer bepackten Collegen erregt. Wo immer eine Lagerstelle war, d. h. ein kleines von Bäumen und Blattpflanzen gesäubertes Plätzchen im Walde, namentlich da, wo noch ein altes Kohlenfeuer unter der Asche fortglimmte, konnte ich sicher sein, einen Theil meiner Leute rauchend und Maniok röstend anzutreffen. Ich musste mich zu Jedem einzeln wenden, um ihn zum Weitergehen zu bewegen. Sie rufen sich dann gegenseitig vergeblich an, um einander die Last auf die Schulter zu heben, was Allen gleich schwer zu sein scheint; und um rasch von der Stelle zu kommen, hebe ich ihnen selbst die Last auf. Es wirkt immer gut, wenn die Leute sehen, dass auch der Weisse sich nicht scheut, zuzugreifen. Sie nehmen dann wo möglich einen glimmenden Holzklotz mit, um sich an einer andern Stelle, wo sie wieder zu lagern hoffen, das Feueranmachen zu ersparen, tragen aber auch für die Bewahrung des zurückgelassenen Feuers Sorge, damit später Vorüberziehende sich daran erfreuen können. Die Neger verstehen es ganz meisterlich, ein Feuer zu unterhalten. Wo sie es selbst anzünden müssen, geschieht es mit Stahl, Feuerstein und Zunder, den sie aus dem Mark der Palmen herstellen und mit vieler Vorsicht in einem Büchschen trocken erhalten. Wer sich die Sache erleichtern will und die Mittel dazu hat, legt den Zunder und Pulver auf die Pfanne des Feuersteingewehrs und lässt den Hahn zuschlagen. Vorher sind bereits trockenes Laub, Gräser und dünne Zweige angesammelt, die durch kunstgerechtes Anblasen des hineingelegten glimmenden Zunders zur Flamme angefacht werden. Dies ist die einzige, mir bekannt gewordene, Art der Feuererzeugung, und ich habe weder

durch Erkundigungen noch durch Augenschein die Gewissheit erlangen können, dass die Eingeborenen durch das Reiben von Hölzern denselben Zweck erreichen.

Als die Karawane sechs Stunden in der bekannten Weise marschirt war, erreichte sie das grösste Räubernest Mayombes, das dem Mankaka Windo gehörige Dorf Wambano. Es liegt ziemlich hoch, an der rechten Thalwand eines der vielen Seitenthäler, die von den Absenkern der Hauptketten (SO—NW) gebildet werden; wir waren hier etwa zweihundertundzehn Meter über dem Kuilu, und die gerade sichtbaren Rücken des Hauptsystems überragten uns noch um hundert Meter. In den Thalsohlen wurde meist klares Wasser angetroffen; die Bäche fliessen meist über Kiesel, und grössere Steine ragen aus den Betten auf, während die Ränder häufig von Felsplatten eingefasst sind. Auch der harte Lehm der festgetretenen Pfade ist hier und da durchbrochen, theils von Glimmerschiefer, theils von reinem Quarz. Wambano zeigte sich eben so reich an Fetischen wie alle übrigen Dörfer in Mayombe; auch die schüchternen Anfänge eines Thierschädel-Fetischs, vorläufig nur aus einem einzigen Schädel und der obligaten eingehegten Maniokstaude bestehend, liessen sich constatiren. Zwischen den zweiundzwanzig wenig sauberen Hütten wuchsen die üblichen Tabakpflanzen, aber auch, und dies war für Mayombe neu, einiges Zuckerrohr. Ich war eben im Begriff, meine Instrumente abzulesen und das Tagebuch zu schreiben, als die Reihe der Quälereien begann, die jedes Arbeiten illusorisch machten. Die Träger eröffneten den Reigen; ohne sich weiter um den Dolmetscher zu kümmern, wandten sie sich direct an mich und verlangten Zeug für den Einkauf ihrer Ration. Ich hatte bereits einmal im Dorfe des Nganga Mvumbi, wo die Lebensmittel besonders knapp waren, den Trägern Zeug ausgezahlt, in der gewiss richtigen Voraussetzung, dass sie sich selbst damit weit leichter von den Eingeborenen ihre Lebensmittel würden verschaffen können als ich. Sie forderten für je zwei Mann anderthalb Yard Zeug, einen sogenannten Panno, was einer Ausgabe von fünfundzwanzig Mark gleich kam. Nun waren aber, sogleich nach unserer Ankunft, einige Leute ausgeschickt worden, um in der Umgegend gegen Bezahlung zu requiriren. Ich schlug also mit Hinweis darauf und auf den Ziegenbock, den ich vor dem Ausrücken aus dem Lager in der Frühe hatte vertheilen lassen, die Forderung ab und nahm die unterbrochene Arbeit wieder auf. Nach einiger Zeit versammelte sich die ganze Gesellschaft zum zweiten Male vor meiner Sombra, um mir mitzutheilen, was ich nur zu gut wusste, dass die nach Maniok ausge-

sandten Bayombe noch immer nicht zurückgekehrt seien. Ich sagte ihnen daher, dass je drei Mann einen portugiesischen Panno Zeug zur Ration bekommen sollten; darüber neues Palaver und längeres Hin- und Herreden mit der Androhung meinerseits, dass, wenn sie nicht zufrieden wären, nie wieder Ziege noch Ziegenbock für sie geschlachtet werden würde. Mein Galgenhumor war bereits so entwickelt, dass ich verschiedentlich witzig wurde und die Leute zum Lachen brachte, die beste Weise, um von ihnen Etwas zu erlangen. Sie zogen sich scheinbar befriedigt zurück, und ich wollte eben durch Lindner die Auszahlung bewerkstelligen lassen, als der Dolmetscher Buatu meldete, dass die Bavili allerdings einverstanden seien, dass aber die Bayombe erklärten, jeder von ihnen müsse einen Panno Zeug (also das Dreifache) erhalten; wo nicht, so würden sie insgesammt morgen nach Hause zurückkehren. Ehe sich nun diese neue Schwierigkeit ebnen liess, erschienen der Mankaka Windo, der Herr des jämmerlichen Dorfes, mit einem andern angeblichen Herrscher desselben und einem dritten Kumpan. Es wäre schwer zu sagen, wer von den Dreien den Typus eines schwarzen Galgengesichts am besten verwirklichte, aber Mani Mbandschi, den sein Aeusseres auch nicht empfahl, wäre neben ihnen wie der anbetende König aus dem Mohrenland erschienen. Man schenkte mir eine Ziege und ein Huhn, und ich bot als Gegengeschenk zwei Stück Zeug und zwei rothe, gestrickte Mützen. Der Mankaka war damit nicht zufrieden und forderte drei Stück Zeug und zwei Mützen. Als ich dies nicht gewähren wollte, verlangte er vier Stück Zeug und drei Mützen, und als ich endlich sagte, er habe mir ja nur eine Ziege und ein Huhn geschenkt, versprach er zwei Hühner mehr zu bringen und forderte fünf Stück Zeug und drei Mützen. Ich theile hier nur die Resultate der verschiedenen Phasen des Palavers mit und unterdrücke die Details; die Verhandlung währte aber bereits eine Stunde, und da ich nicht wissen konnte, bis zu welchem Betrag von Zeug wir gelangen würden, wenn ich mich länger weigerte, auch wol ahnte, dass hier ein mit den Bayombeträgern abgekartetes Spiel zu Grunde lag, so bewilligte ich rundweg die letzte Forderung. Zu meiner Ueberraschung erhielt ich die beiden versprochenen Hühner und liess sie sogleich schlachten.

Nunmehr konnte ich mich wieder mit den dreiundzwanzig Bayombeträgern beschäftigen und liess den Hauptschreier kommen. Es gelang mir, ihn und seine Landsleute zur Annahme derselben Bedingungen zu bewegen, welche die Bavili hatten gelten lassen. Die Auszahlung geschah bei Fackelschein, war aber eine schwierige,

mehrfache Wiederholungen erfordernde Operation, da vor je drei Leute ein Panno gehalten und dann abgeschnitten werden musste, ehe die Richtigkeit der Zahlung anerkannt wurde.

Bei dieser Art von Zeitverwendung blieb mir Nichts als die späten Abendstunden für die Beschäftigung mit den Dingen, derentwegen ich überhaupt hinausgesandt war, und dann erschien mir der Besitz eines Tisches, eines Feldstuhls und einer Laterne mit Stearinkerze als höchster Comfort für Leib und Seele. Der Vormittag des folgenden Tages vergieng mit neuem Warten auf die sechs noch immer nicht mit dem Maniok zurückgekehrten Bayombe. Ich liess die letzte der geschenkten Ziegen unter die Leute vertheilen, aber unglaublich! auch diese Handlung trug mir ein Palaver ein. Denn nun kam ein Theil meiner Träger, um mir mitzutheilen, dass ihr Fetisch ihnen den Genuss von Ziegenfleisch untersage, und dass sie sich in Folge dessen drei Hühner ausbäten. Der Fall von Speise-, insbesondere Fleischverboten, ist nichts Seltenes bei den Bafiote; es liegt denselben ein bestimmtes Gelübde zu Grunde, das streng innegehalten wird. Ich war indessen nicht in der Lage, Hühner herzugeben, und musste froh sein, dass Lindner bald darauf einen Affen mittlerer Grösse erlegte, dessen Fleisch den Abgewiesenen zugetheilt wurde. Ein Affe gilt für einen grossen Leckerbissen bei den Eingeborenen. Wir liessen die Leber für uns zubereiten, ich konnte aber den Widerwillen gegen die delicate Speise nur mittelst einer starken Dosis von Capsicumpfeffer überwinden. Von Stunde zu Stunde wurden die fehlenden Leute erwartet. Mittag war längst vorüber, und sie kamen noch immer nicht. Während dessen lungerten der Mankaka mit seinen Spiessgesellen vor der Sombra, mich durch ihre Neugier, ihr Geschwätz, am meisten aber durch ihr impertinentes Aussehen belästigend. Als der Betrag des gestern stipulirten Geschenks ausgezahlt wurde, erhoben sie neue Forderungen nach Branntwein und allen möglichen anderen Dingen. Aber das Mass meiner Geduld war erschöpft; ich schlug Alles rundweg ab und war auch zu der unklugen Handlung bereit, die Waffe zu gebrauchen. Da kamen endlich die ersehnten Maniokleute. Ohne ihre Entschuldigungen erst lange anzuhören, liess ich ohne Verzug aufpacken, nur um aus der Räuberhöhle fortzukommen. Zum Hohn bot mir der Mankaka beim Abschied noch eine Ziege für den sechsfachen Preis ihres Werthes zum Kauf an.

Es war uns wenigstens noch die letzte Tagesstunde für den Marsch gelassen. Ich lebte wieder auf und freute mich auf das Bivouak im Walde, wo ich wenigstens allein mit meinen Leuten

sein würde. Das Lager war in einer halben Stunde aufgeschlagen. So viel Zeit erforderte das ordnungsmässige Zusammenstellen des Gepäcks und das Ausspannen der Lederdecken, die als Schutzdach das Zelt vertraten. Ein ununterbrochenes Zanken der Bayombe-Träger, die sich in ihrer Frechheit wenig um das im Negerportugiesisch übermittelte „Silentium" kümmerten, raubte meinem braven Gefährten wie mir den Schlaf.

Am frühen Morgen (11. Juli) zogen wir weiter. Nachdem der Weg einige Stunden in der bekannten Weise bergauf, bergab durch Wald geführt hatte, kamen wir in freies Terrain, und der Blick war nicht länger durch die scheinbar unendliche Ausdehnung des Waldes gebannt. Während die Karawane lagerte und Lindner seinem Jagdeifer nachgieng, erstieg ich den nächsten kahlen Berg. Die Aussicht, wenn auch nicht sehr umfassend, war doch von grosser Schönheit. Wir hatten uns dem Kuilufluss bereits wieder so weit genähert, dass das Thal ein gutes Stück Wegs mit dem Auge verfolgt werden konnte. Auf der andern Seite lag das Dorf Tschitabe, der Zielpunct unserer heutigen Wanderung. Fast auf allen Seiten umgab uns Waldgebirge, die Hauptzüge von Südost nach Nordwest streichend; nur nach der Richtung zum Kuilu waren die Hänge mit Gräsern und strauchartigen Bäumen bestanden. Die ganze Landschaft hatte, wie überhaupt die Grenze zwischen Mayombe und Yangela, etwas sehr Anmuthendes. Ein Abstieg, der bald so steil wurde, dass die Koffer auf den Köpfen der Schwarzen in ernstliche Gefahr geriethen, führte über grobkiesiges Geröll zum Flusse hinab und von Neuem lagerte die Karawane an den Felsen des Ufers. Der Wasserstand war ausserordentlich niedrig, ich schätzte die Breite auf wenig mehr als achtzig Schritt; die steil, zuweilen senkrecht aufgerichteten, schwarzen Schieferplatten ragten hoch über dem Wasserspiegel auf, und ohne die rauschende Strömung hätte der Fluss nichts Imponirendes gehabt. Der Contrast zu dem Anblick, den der Kuilu acht Monate früher an der weiter aufwärts gelegenen Uebergangsstelle von Nguëla geboten hatte, war überraschend: Die Marke des Hochwassers liess sich deutlich an den Felsen erkennen und lag sechs Meter über dem jetzigen Niveau. Eine Viertelstunde oberhalb war eine grosse Felseninsel mitten im Strome freigelegt. Die Eingeborenen gaben, wie gewöhnlich, an, dass dieselbe der Sitz eines Fetischs — des Fulle babongo — sei, und dass Canoes dort nicht passiren könnten. Oberhalb dieser Fullebabongo-Klippen liegen muthmasslich noch andere, welche der Durchbruch der hohen Nunsikette bedingt hat; unterhalb wurden mir die Stromschnellen von Mussunda

genannt. Alle diese Katarakten, beziehungsweise Flussengen oder Felsenthore hat die überhitzte Phantasie der Neger mit Fetischen bevölkert und dadurch furchtbar gemacht: vor der kühleren Betrachtung büssen sie indessen viel von ihrer Gefährlichkeit für die Schiffahrt ein. Die tiefst gelegenen sind die Katarakten von Bumina und die Engen der Felsenpforte Ngotu.

An der erreichten Stelle beabsichtigte ich über den Strom zu setzen, um dann durch Ueberschreitung der Nunsikette die Expedition nach Yangela hinabzuführen. Ein einziges Canoe lag an der gegenüberliegenden Seite, der dazu gehörige Fährmann aber erwartete uns bereits diesseits, denn die grosse Karawane des Weissen war längst bemerkt worden. Die Unterhandlungen konnten also unverweilt beginnen. Ich machte sie kurz, indem ich die geforderten acht Stücke Zeug ohne vieles Sträuben bezahlte. Denn was nützte es, von den Forderungen mit vielem Zeitaufwand Etwas herunterzuhandeln, wenn die Ersparniss geringer war, als was der Unterhalt der eigenen Leute in der Zwischenzeit erforderte? Mein Sträuben gegen die Höhe zu leistender Zahlungen wurde ja lediglich durch die Erwägung bedingt, dass die Expedition von dem Capital der mitgenommenen Vorräthe zehrte, und dass die Ausdehnung der Reise in erster Linie von weisem Haushalten abhängig blieb. Das Uebersetzen gieng gegen alles Erwarten gut von Statten. Das Canoe wurde auf den Ruf des Fährmanns herbeigebracht. Lindner fuhr zuerst hinüber, um das sorgsame Ausladen des Gepäcks auf der andern Seite zu überwachen, während ich das Einladen diesseits leitete. Zehnmal legte das Fahrzeug seinen Weg ohne Unfall zurück, und nach zwei und einer Viertelstunde befanden sich sämmtliche Leute und Lasten am linken Ufer; wir waren damit aus dem Gebiet der Bayombe in das äusserste Grenzgebiet der Bakunya übergetreten.

Ein hundertundzwanzig Meter hoher Anstieg führte nach Tschitabe, dem Sitz des Mambuku Nduku. Das Dorf schien völlig ausgestorben, und die Annahme gerechtfertigt, dass auch hier die Blattern grassirt hätten; die Bewohner hielten sich indessen nur versteckt. Das plötzliche Erscheinen des in einen französischen Militärmantel gehüllten Mambuku brach den Zauber, und binnen Kurzem erschien der Platz so bevölkert und belebt wie nur irgend ein fröhliches Negerdorf. Trüber als an diesem Tage hatte sich mir der africanische Himmel noch nie gezeigt. Wir standen allerdings in der Höhe der Nebelzeit; Nachts fiel das Thermometer bis auf 16° C., — eine Temperatur, die der an das Tropenklima gewöhnte Europäer bereits als Kälte empfindet — und bei Tage hiengen Wolken und Nebelschleier

in diesem feuchten Waldgebirge so tief vom Himmel herab, dass sie theilweise auf den Bergen lagerten; Sonnenblicke waren eine grosse Seltenheit geworden, und heute fiel gar ein feiner Staubregen auf uns hernieder. Das Dorf und seine Bewohner machten keinen übeln Eindruck; die Physiognomie der Leute, namentlich des Mambuku, schien um Vieles besser geartet als bei den Galgengesichtern von Yombe. Der alte Mambuku wurde sogar zutraulich und entgegenkommend und führte mich selbst in die Umzäunung, welche den Complex seiner Hütten den Blicken der Aussenwelt entzog. Hier liess er die Hälfte seiner Frauen in Reih und Glied antreten und zeigte sie mir mit dem ganzen Stolze des Besitzers; die anderen fünf wurden nicht sichtbar. Zehn Frauen als Eigenthum eines einzigen Negers ist eine grosse Seltenheit, so erstrebt und erlaubt Polygamie auch im Uebrigen sein mag. Bei dieser Gelegenheit liess sich die im Litoral im Abnehmen begriffene, bei den Bayombe und Bakunya aber noch sehr verbreitete Sitte des Tätowirens auf's Neue constatiren; während ich bisher aber nur eingeschnittene Figuren auf Bauch und Brust beobachtet hatte, sah ich hier Erweiterungen bis zu den Schultern und Oberarmen. Ueber das allgemeine Aussehen der Bakunya-Bevölkerung ist oben bereits berichtet worden; neu war mir nur, viele Männer ziemlich gut gearbeitete, eiserne Halsketten tragen zu sehen, die angeblich in Tschintetsche gefertigt werden. Ein Bakunya gab sich einen sehr wilden Anstrich dadurch, dass er eine rothe Schwanzfeder des grauen Papageien durch den Nasensteg gezogen und das Wollhaar zu kleinen Spitzen aufgedreht hatte, die wie Teufelszöpfchen aussahen.

In nächster Nähe befand sich viel Baumwolle, auch hinreichend Pfeffer, im Dorfe selbst ein grosser Thierschädelfetisch, durch die Jagdbeute eines einzigen Negers zusammengebracht. Neben vielen Büffel- und Antilopenschädeln lagen daselbst nicht weniger als zwei männliche und drei weibliche Gorillaschädel; es gelang uns, die beiden männlichen, offenbar sehr alten Thieren angehörigen, zu erwerben. Damit war wenigstens ein handgreiflicher Beweis für das Vorkommen dieser Thiere in der von mir bereisten Gegend gegeben. Zur weiteren Bekräftigung mag angeführt werden, dass der eben erwähnte Jäger während des Aufenthaltes in Tschitabe mir Kopf und linke Hinterhand eines Gorillaweibchens brachte, das von ihm in der vorangegangenen Nacht geschossen war.

Ich hatte sogleich nach meiner Ankunft (am elften Juli) sämmtlichen Trägern die doppelte Ration in Zeug auszahlen lassen mit der Weisung, dass sie ihre Einkäufe für heute und morgen machen

sollten. Damit hatten sie sich auch im Laufe des Tages hinreichend Nahrungsmittel gekauft, behaupteten aber trotzdem in der Frühe des folgenden Morgens, sie hätten Nichts zu essen, und drohten mit der Rückkehr. Man sieht, es war immer dieselbe Geschichte, aber eben weil sie es war, schwanden mit jeder neuen Wiederholung die Aussichten auf Besserung. Meine Machtlosigkeit wurde mir von den frech gegen mich eindringenden Trägern in allen erdenklichen Formen vorgehalten, und der Entschluss, mich zu verlassen, wurde ihnen täglich vertrauter: nur ein kleiner Anstoss noch, und er kam zur Reife. Am zügellosesten in ihrer Unverschämtheit waren die Bayombe. Die Bavili, in ihrer Gesinnung um Nichts zuverlässiger, benahmen sich nur ein Wenig geschliffener. Erstere erschienen, geführt von ihrem Rädelsführer, dem mit Fetischen überladenen Mampaku, und brachten die üblichen und unbegründeten Klagen und Drohungen vor. Statt also, wie sicher erhofft, aufbrechen zu können, musste ich mich über eine Stunde mit den dreiundzwanzig Bayombe herumschlagen, den Mampaku beim Kragen nehmen, aus meiner Sombra werfen und die Verhandlung mit dem Rest fortführen. Endlich liessen sich siebzehn begütigen und sechs wollten gehen; dann wieder erklärten sie, sich sämmtlich durch ein Geschenk von drei Kupferstangen aussöhnen zu lassen; endlich Versöhnung und Auszahlung dreier Kupferstangen; — so weit bis acht Uhr. Es mussten nun wiederum sowol von den Bayombe, wie von den Bavili Leute ausgesandt werden, um in der Umgegend Maniok zu requiriren. Immer wieder zeigte sich die Noth an Lebensmitteln als der wunde Punct, als der eigentliche Hemmschuh für den Fortgang der Expedition. Alle Marschverzögerungen, alle Palaver mit den Trägern wären fortgefallen, wenn die Bewohner, statt mit ihren Nahrungsmitteln zurückzuhalten, in jedem Lager oder Dorf einen kleinen Markt eröffnet hätten. Aber das thaten sie nicht und konnten es auch nicht thun. Die ausgesandten Bavili kehrten nach einigen Stunden zurück, während die Bayombe-Träger den ganzen Tag über ausblieben und die Zeit benutzten, um mit dem mächtigsten Prinzen der Gegend, dem Beherrscher der absichtlich von mir umgangenen Landschaft Nkongo, gegen mich zu conspiriren.

Kaum hatte ich eine nothwendige Zeitbestimmung ausgeführt, als neuer Lärm losbrach. Zwischen meinen Loangoleuten und sämmtlichen Bewohnern Tschitabes war eine offene Palaverschlacht entbrannt, und bei geringerer Vertrautheit mit den Verhältnissen hätte man jeden Augenblick ein Blutvergiessen erwarten müssen. Was war der Anlass der wüsten Scene? Aus dem Tschimbek, in dessen

bedachter Vorhalle wir unser Standquartier aufgeschlagen hatten, waren in vergangener Nacht drei Maniokknollen, nicht mehr und nicht weniger, gestohlen worden, und der Diebstahl wurde nun den stammesverschiedenen Bavili zur Last gelegt. Diese natürlich, in ihrer Eigenschaft als Ehrenmänner äusserst empört, schnaubten Wuth und brachten als überzeugendes Argument ihrer Unschuld vor, dass, wenn sie sich mit dem Stehlen des fraglichen Manioks befasst hätten, sie nicht drei Knollen, sondern den gesammten Vorrath gestohlen haben würden, und waren ihrer Sache so sicher, dass sie ein Gottesgericht verlangten, das in der That bald darauf mittelst einer Fetischceremonie in Scene gesetzt wurde: Von den lärmenden Parteien im Kreise umstanden, liess sich einer der einheimischen Nganga (Fetischdoctoren) vor einem Kohlenfeuer nieder, auf das er ein grosses Messer legte. Neben ihm befand sich eine Schale mit befeuchteten Kräutern, die er in der linken Hand zusammendrückte, um dann mit dem heiss gemachten Messer darüber hinzufahren. Dabei schnitt er tüchtige Fratzen, murmelte einige Worte, wiederholte dieselbe Operation viele Male und entdeckte — Nichts. Offenbar war Nichts zu entdecken, und die Ceremonie musste im Sande verlaufen, was dem Bakunyadoctor bei dem erzürnten Auftreten der Küstenleute gewiss auch das Angenehmste war. Der Humbug bei diesem wie bei allen ähnlichen Processen besteht darin, dass der Seher schon im Voraus gut informirt ist und die Entscheidung des Fetischs darnach einrichtet. Bei der Ceremonie des heissen Messers bleibt es ganz seiner Willkür überlassen, einen verschiedenen Grad der Erhitzung eintreten zu lassen, die Abkühlung durch Verlängerung der Zaubersprüche zu vermehren, den Druck des Messers gegen die Hand stärker oder schwächer zu machen und demgemäss ein Versengen der Haut zu bewirken oder zu vermeiden. Die Künste des Ganga sind eben Taschenspielerkünste und haben den Zweck, die wahre Bedeutung der Handlung zu verbergen.

Als der Abend kam, erschien statt der Bayombe-Träger, die zum Requiriren ausgeschickt waren, eine Gesandtschaft des Mani Luëmba von Kuï, des Häuptlings der Landschaft Nkongo. Schon ihr kriegerischer Aufputz belehrte über die Feindseligkeit ihrer Absichten. Der Sprecher war der eigne Mankaka des Prinzen, d. h. der höchste Würdenträger in Kriegsangelegenheiten. Um sich ein möglichst wildes Ansehen zu geben, hatten sie sich roth und merkwürdiger Weise auch schwarz angemalt und die Häupter mit Mützen aus Büffelfellen bedeckt; sie trugen — etwas sehr Ungewöhnliches — lange Schwerter, dazu Feuersteingewehre und schienen sich für un-

widersetzlich zu haben. Ich liess die Deputation an meine [illegible] kommen, um ihre Botschaft anzuhören; sie begannen sogleich mit Drohungen und Forderungen. Drohungen, dass mir der Weg mit Gewalt versperrt werden würde, Forderungen so phantastischer Art, dass ich ihnen laut ins Gesicht lachte. Entschlossen, die Zähne zu zeigen, wenn die Abgesandten wirklich auf ihren Forderungen bestehen sollten, aber bereit, den landesüblichen Durchgangszoll für das Passiren von Nsungu zu zahlen, hatte ich keinen Zweifel über meine Verhaltungslinie, und statt ängstliche Unsicherheit zu zeigen, übernahm ich die Rolle des Beleidigten. [illegible] die Gesandtschaft und ihren Herrn mit Vorwürfen, dass sie mich berauben wollten, bot ihnen ein Geschenk und liess sie gehen, als der Koch das Essen brachte. Sie setzten neben einander auf dem Boden mir gegenüber und [illegible] sich nicht, wie die Pflicht es ihnen vorschrieb, sondern wünschten das Palaver fortzusetzen. Die Lastenträger schauten dem Auftritt aus der Ferne zu. „Seht Euch die Leute an," rief ich ihnen zu, „die da behaupten, sie seien die Abgesandten eines Prinzen; nicht Abgesandte sind sie, sondern elende Bettler, die Nichts von Euren guten Sitten verstehen und einen weissen Mann sogar am Essen verhindern wollen!" Dieser gegen die Eitelkeit geführte Schlag hatte, wie so häufig, eine gute Wirkung; die kriegerischen Boten des Mani Lukenia wurden zahm und zogen sich zurück. Als ich am folgenden Morgen den Mankuku kommen liess, nahm er willig die sechs Stück Zeug an, die ich an Stelle mehrerer Hundert geforderter gegeben hatte. Durch Annahme des Geschenks und Klatschen der Hände wurde das Ende des Palavers angezeigt. Die lästige Gesellschaft verliess ungesäumt das Dorf des Mankuku, während die seit vierundzwanzig Stunden abwesenden Bayombe-Träger ohne Provisionen [illegible] zurückgekehrt waren.

Eine neue Drehung an dem Kaleidoskop der Quälereien führte mir nun sogleich ein neues Bild vor Augen; im Grunde aber wiederholte sich nur das alte Spiel. Wiederum erschienen die Bayombe, wiederum behaupteten sie, Nichts zu essen zu haben, wiederum forderten sie eine Ration. Ich war offenbar verrathen. Als ich den Befehl gab, dass aufgebrochen werden sollte, sagten sie kein Wort mehr, und während ich meine Instrumente einpackte, liefen sie zum Flusse, setzten über und verschwanden in dem Walde der gegenüberliegenden Uferwand. Der Dolmetscher, der um die Sache wusste, hatte nicht das Geringste gethan, sie zurückzuhalten; es war ein niederträchtig abgekartetes Spiel Aller gegen Einen.

Diese verrätherische Handlung besiegelte das Schicksal der Ex-

pedition. Von zweiundfünfzig Leuten blieben mir die neunundzwanzig Bavili; ihr Benehmen bis zu diesem Augenblicke hatte bereits kein Vertrauen verdient, obwol weder Hunger noch übergrosse Anstrengung noch Lebensgefahr an sie herangetreten war. Jetzt aber, wo sie sämmtliche Bayombe hatten fliehen sehen, hielten sie es für ihr gutes Recht, selbst nach Hause zurückzukehren. Der einzige Mann, in dessen Macht es gelegen hätte, sie umzustimmen, war der Lingster Mani Buatu; dieser aber hatte sich als mein grösster Feind bewiesen, und mir während der ganzen Reise nur die schlechtesten Dienste geleistet. Seine Kenntniss selbst Mayombes erwies sich als sehr gering, und alle zuverlässigen Informationen kamen von meinem Barometerträger Gulimbuite. Im Hinblick auf die Fortsetzung der Reise war ich also nicht nur von den bereits entflohenen Trägern verlassen, sondern auch von den noch verbliebenen. Ich liess den Mambuku kommen, bat ihn, mir Bakunyaleute zu stellen, unterstützte meine Bitte durch Geschenke, — doch vergeblich! Ich hatte die Wahl, umzukehren oder den Rest meiner Tage in Tschitabe zu verbringen. Auch bei geringerer Verantwortlichkeit hätte ich mich für das erstere entschieden; ich that es um so eher, als Aussicht vorhanden war, den Rest der trockenen Jahreszeit anderweitig für das um einen Breitengrad nördlicher gelegene Terrain auszunutzen.

Zunächst freilich sass ich noch in Tschitabe fest, und es musste der Versuch gemacht werden, wenigstens für den Rückweg dreiundzwanzig Bakunya zu erhalten. Im andern Fall wäre sehr viel Zeit verloren gegangen; die Expedition hätte getheilt und der Ueberschuss der Lasten über die disponiblen Träger von den leer zurückgeschickten Leuten staffelweise der Küste zugeführt werden müssen.

Das Resultat langer Verhandlungen mit dem Mambuku Nduku war, dass er seine Leute zusammentrommeln liess, und ein Vertrag zu Stande kam. Machtlos wie ich war, musste ich geben, was verlangt wurde, drückte die Forderung indess durch die Drohung herunter, dass, wenn keine Träger zu einem gerechten Preise erhalten werden könnten, das nicht mitzunehmende Gepäck von mir selbst in den Kuilu geworfen oder auf offenem Markte verbrannt werden würde. Da die neuen Bakunya-Träger eine ähnliche Fetischceremonie vornahmen, wie ich sie in dem Dorfe des Nganga Mvumbi ansehen musste, und meinen Dolmetscher bei dem herbeigebrachten Fetisch versprechen liessen, dass der Weisse seinem Worte gemäss zahlen werde, benutzte ich die Gelegenheit, um selbst vor den Fetisch hinzutreten und ihm durch den Lingster einschärfen zu lassen, dass

er verpflichtet sei, jeden Träger zu bestrafen, der nicht seine Last trüge, wie der Weisse es verlange.

Der Rückzug begann am vierzehnten Juli auf der linken Seite des Flusses. Der Weg führt lange auf der Höhe parallel dem Kuilu, bis er sich nach etwa anderthalb Stunden mit demjenigen vereinigt, den ich auf meiner ersten Reise eingeschlagen hatte. Der Ausblick auf die Landschaft und ihre kuppigen Höhen ist herrlich. Den Fluss sieht man mehrere hundert Fuss tiefer, eingefasst von dem schwarzen, schieferigen Gestein, das der niedrige Wasserstand freigelegt hat. Der Weg wurde bald sehr schlecht, denn wir kamen von Neuem in das Terrain, welches durch tief eingeschnittene Schluchten ausgezeichnet ist. Bei einem Rastplatze im Walde wollten die Tschitabe-Träger bereits nicht mehr weiter gehen und drohten mit Umkehr. Ich konnte nicht bleiben, weil Lindner in unverbesserlicher Gewohnheit mit einem Theil der Leute vorausgeeilt war, und drang energisch auf Weitermarsch. Gegen Abend erreichte ich, diesmal freilich von der entgegengesetzten Seite aus, den altbekannten Zollzaun des Mani Mbandschi. Lindner, der lange vor mir angelangt war, erzählte mir, dass ihm anfänglich Schwierigkeiten bereitet worden seien, als Mani Mbandschi aber gehört habe, dass die Expedition des ihm bekannten Weissen komme, gab er sogleich Befehl, das Thor frei zu machen, und bald darauf sah ich mich in dem grossen Dorfe Mbuku Sunge wie einen erwarteten Gast empfangen. Dem Mani Mbandschi liess ich bei der Begrüssung sagen, dass ich ihn zum zweiten Male besuchte, weil er sich das erste Mal gut betragen hätte. Darauf erwiderte er, zwei grössere Freunde als uns Beide gäbe es nicht, und forderte auf Grund dieser Freundschaft statt der gebotenen fünf Stück Zeug deren sechs und ausserdem noch ein Camisol und eine Mütze. Im Uebrigen aber zeigte er sich väterlich sorgsam und haftete freiwillig dafür, dass Nichts von meinen Sachen gestohlen würde; auch brachte er Ziegen, Hühner, Maniok und zerriebene Erdnuss, und bat, dass wir doch den ganzen folgenden Tag bei ihm bleiben möchten.

Der fünfzehnte Juli war der letzte eigentliche Marschtag; er gestaltete sich zu dem anstrengendsten von allen und war jedenfalls zu lang im Hinblick auf die Lasten. Nur die Aussicht auf den Rum im Handels-Tschimbek von Kakamuëka trieb die Leute vorwärts. Ich blieb elf Stunden auf den Beinen, ohne etwas Anderes zu geniessen, als zwei Colanüsse und einen Becher Palmwein. Da wo meine Neger ruhten, fiel mir die Arbeit zu, sie weiter zu treiben. Die ersten Aufenthalte machten sie, um Maniok in der Nähe passirter Dörfer

zu kaufen, später in der Absicht, an dem betreffenden Orte die Nacht zuzubringen. In dem letzten Dorfe (es war vier Uhr geworden) musste ich drei Viertelstunden bleiben, weil ein Theil der Bavili und sämmtliche Bakunya das Weitergehen hartnäckig verweigerten; da aber ein anderer Theil mit Lindner, den Betten und dem Kochgeschirr weit vorausgeeilt war, so musste der Vortrab nothwendiger Weise eingeholt werden. Bei der allgemeinen Erschöpfung der Mannschaften (ein Theil blieb schliesslich doch noch liegen) näherten wir uns nur langsam dem Ziele, denn die letzte Strecke verlangte sogar noch das Uebersteigen eines zweihundert Meter hohen Berges. Die Dämmerung brach schon herein, als eine Lichtung im Walde sich aufthat, und wir ein grosses Dorf erblickten; aber kein Feuer leuchtete uns entgegen, kein fröhliches Lärmen erreichte unser Ohr; je näher wir kamen, desto unheimlicher wurde Allen zu Muth. Das einst blühende Dorf lag verlassen da, dem Untergange geweiht; noch standen die Hütten, etwa fünfzig an der Zahl, aber dem Einsturz bereits nahe; hier und da neigte sich eine Wand zur Erde, dort lag eine am Boden, die Feuerbrände mit den verkohlten Stämmen waren längst erloschen, die Scherben zerbrochener Kochtöpfe umhergestreut. Welch traurige Stätte, und wie sehr erinnerte sie an das, was die deutschen Avantgarden im September 1870 im Umkreise von Paris sahen: dort die Geissel des Krieges, hier die Geissel der Blattern, in beiden Fällen jähe Flucht vor hereinbrechendem Unglück. Hat das Glück denn nirgends eine Stätte in dieser weiten Welt? Die Nacht kam, den Wald erfüllte dichte Finsterniss, die Füsse, von Sandflöhen stark zerfressen, hatten doppelt zu leiden, weil sie überall anstiessen. Bei dem Schein von Fackeln wurde die letzte Wegstrecke zurückgelegt, und zu später Stunde betrat ich das altbekannte Standquartier am Kuilu wieder, unmuthig und enttäuscht.

Ich musste einen Tag in Kakamuëka bleiben, um Canoes zu erhalten. Es ist unglaublich zu sagen, dass sechs der entlaufenen Bayombeträger unter dem Schutze ihres Dorfherrn, des Mani Luëmba von Sekossi erschienen, um sich ihren Trägerlohn auszahlen zu lassen. Sie wurden gebührend abgewiesen.

Mit Mani Mampaku, dem unternehmenden Handelslingster von Kakamuëka, traf ich ernstliche Abrede, um ihn in meine Dienste zu nehmen; er blieb nunmehr meine einzige Hoffnung für irgend neue Operationen von Mayombe aus und versprach mein Dolmetscher zu werden, sobald eine Expedition mit den Benguellaträgern möglich wäre.

Die Flussfahrt thalwärts erforderte vierzehn Stunden, denn unser Canoe war so beladen, dass vorn nur vier, hinten zwei Ruderer Platz

hatten. Wir selbst sassen auf den Kisten. Unterwegs zeigten sich wiederum viele Flusspferde und ein Krokodil, das mit einer von Lindner applicirten Kugel sich langsam in's Wasser zurückbegab. Die Sonne brannte während des Tages, und die Nacht erschien bitter kalt. Da die Abfahrt erst im Laufe des Vormittags geschehen konnte, so überfiel uns die Dunkelheit noch fünf Stunden bevor wir das Ziel erreicht hatten; aufziehendes Gewölk beraubte uns selbst der Wolthat des schwachen Sternenlichtes, und dem Zufall allein musste der glückliche Ausgang der Canoereise anheimgegeben werden. Gegen Mitternacht tauchte die Insel des Shr. Reïs auf, als der heftig ausgehende Ebbestrom uns gegen das Mangrovegebüsch warf, und wir mit Mühe und Noth dem Umschlagen entgiengen. Dadurch hatte der Steuermann das richtige Fahrwasser verloren, und wir trieben auf eine Sandbank, die sich parallel mit der Insel hinzieht. Es musste ein neuer Canal gesucht werden, indem alle Leute ausstiegen; selbst Lindner liess sich nicht abhalten, ein Gleiches zu thun. So wurden wir wieder frei, betraten die Insel des Shr. Reïs gegen ein Uhr Nachts und erwarteten den Morgen in einem Schuppen am Landungsplatze.



Aufbewahrte Leiche.


Pisang.

# CAPITEL VII.

Aufenthalt an der Kuilumündung. — Längenbestimmungen. — Abreise nach Yumba. — An Bord der „Enriquetta“. — In der Calema. — Landung in Yumba. — Die Banyalagune. — Mischbevölkerung von Yumba. — Austernbänke. — Salzhäuser. — Kautschukhandel. — Der Spanier Vincente Barcelo. — Nachrichten über den Nyangafluss. — Ein Marsch am Strande. — An der Nyangamündung. — Canoefahrt auf dem Nyanga. — Die Katarakten. — Elektrische Fische. — Dörfer der Balumbu. — Der Urwald um Mongo Nyanga. — Landreise mit drei Trägern. — Baumfarne. — Giftschlangen. — Empfang im Dorfe Punga. — Balumbu- und Bayakaneger. — Hungersnoth und Sandflöhe im Lande. — Gefährliches Tabakrauchen. — Bayakafrauen. — Der Fetisch Muiri. — Die Randkette Sahi. — Regengrenze. — Savanenregion und ferne Gebirge. — Feindselige Bayaka. — Eine erzwungene Flusspassage. — Wanderung im Bayakalande. — Palaver wegen eines Führers. — Nachtmärsche. — Rückkehr zur Nyangamündung. — Durch die Brandung. — Lagunen- und Landreise von Yumba zur Kuilumündung. — Von Pontanegra über Tschikambo nach Tschintschotscho.

Durch die Rückkehr zur Insel des Shr. Reïs erhielt die Expedition den formellen Abschluss. Ihr Verlauf war von Anfang bis zu Ende durch Missgeschick gekennzeichnet. Aber noch blieb die zweite Hälfte der trockenen Jahreszeit, und dem Wunsche, sie im

besten Sinne auszunutzen, musste die Ausführung so schnell wie möglich folgen. Trotz aller schlimmen Erfahrungen erschien mir das Stilliegen noch immer als das grösste Uebel, und wenn die schwierigen Verhältnisse auch nicht Vieles erreichen liessen, so stellte die jungfräuliche Beschaffenheit des Bodens doch immerhin einige Resultate in Aussicht.

Das südlich vom Kuilu gelegene Gebiet musste vorläufig ausser Frage bleiben; ich beschloss also, mich nördlich zu wenden. Zwar fehlten die Anhaltspuncte einer zuverlässigen Information, aber um so nöthiger erschien alsdann die Explorirung. Der Küstenstrich von Yumba, etwa um einen Breitengrad nördlicher gelegen als die Kuilumündung, war als erstes Ziel von mir in's Auge gefasst, das Weitere musste sich an Ort und Stelle regeln, und mit Verlangen sah ich der Ankunft des Schooners entgegen, auf dem ich die Seefahrt dorthin machen sollte.

Zwischen der wiederholten Rückkehr zur Kuilumündung und dem Erreichen Yumbas lag indessen eine Reihe unerfreulicher Tage; sie verflossen unter Krankheit und häuslicher Arbeit; denn meine Wanderungen giengen nur noch vom Schreibtisch zum Bett und umgekehrt. Schuhzeug zu tragen war mir vierzehn Tage lang unmöglich, weil die Märsche im Gebirge die im vorigen Capitel angedeuteten Leiden noch verschlimmert hatten. An das Haus gebannt, suchte ich das Beste aus meiner Lage zu machen; nach Beendigung des für die Heimat bestimmten, ausführlichen Berichtes über den Verlauf der letzten Unternehmung begann ich eine Reihe von Mondbeobachtungen zur Bestimmung der geographischen Länge der Insel des Shr. Reïs. War die Lage dieses Meridians bekannt, so konnten aus ihm die geographischen Längen anderer Puncte durch einfache Zeitübertragung abgeleitet werden. Die Arbeit hatte daher eine fundamentale Bedeutung; sie zog sich freilich durch die ungünstige Himmelsbeschaffenheit etwas lang hin, erhielt aber durch die Berechnung der Beobachtungen noch an Ort und Stelle ihren Abschluss.

Als Lichtstrahl fielen in diese Zeit die Nachrichten aus der Heimat, die mich zu der vorgeschlagenen Beschaffung von hundert Benguellaleuten ermächtigten. Naturgemäss erblickte ich hierin das Aufdämmern einer besseren Zeit, und suchte ihren Eintritt möglichst zu beschleunigen, indem ich sogleich dem portugiesischen Generalgouverneur von Angola schrieb und meinem Agenten die nöthigen Instructionen gab. Freilich mussten vier bis fünf Monate vergehen, bevor die neuen Mannschaften in der Station Tschintschotscho eintreffen konnten, aber was sind Monate des Wartens in Africa, wenn

sie den Hartgeprüften zu glücklicheren Tagen hinüberzuführen verheissen?

Am achten August kam endlich die Nachricht, dass der Schooner „Enriquetta", Capitän Anrath, am folgenden Tage in Loango eintreffen würde; ich reiste daher noch in derselben Nacht dorthin ab. Mein Gefährte Lindner hatte die gastliche Insel des Shr. Reïs bereits acht Tage früher verlassen, um nach Tschintschotscho zurückzukehren. Denn so werth die von ihm geleisteten Dienste auch waren, und so unverdrossen er alles Ungemach mit mir theilte, so gestattete doch die augenblickliche Lage der Dinge nicht, dass er mich auf der neuen Reise begleitete. Den Eclaireurdienst konnte ein Mann besser versehen als zwei; die Hauptsache blieb, die Beweglichkeit zu erhalten und die Ausrüstung möglichst bescheiden zu machen; dadurch wurde die nun doch einmal nicht abzuleugnende Schwierigkeit, Träger zu erhalten, auf das geringste Mass reducirt. In dieser Zeit tobte die Calema mit einer Heftigkeit, wie sie meist nur in der Nebelzeit beobachtet wird. Der mit Recht verrufene Strand an der Kuilumündung machte ein Einschiffen daselbst zwar nicht zu einer absoluten Unmöglichkeit, aber doch zu einem Vabanque-Spiel. Hierin lag der Grund, dass ich mich bis zu den Factoreien von Loango zurückbegab, um unter dem Schutze der sicheren Bai das auf hoher See ankernde Schiff zu erreichen. Ein leichtes Canoe brachte mich glücklich an Bord, und gleich darauf lichteten wir die Anker.

Nordwärts gerichtete Fahrten pflegen an dieser Küste einen schnellen Verlauf zu nehmen; Wind und Strömung vereinigen sich zu Gunsten des Seemanns, und wir durften darauf rechnen, bereits am folgenden Tage Yumbabai zu erreichen. Zudem war die „Enriquetta" ein vorzüglicher Segler; sie hatte einst bessere Tage gesehen und konnte sich einer vornehmen Vergangenheit rühmen; denn ehe sie zum Küstenfahrer in Nieder-Guinea degradirt wurde, war sie die Yacht eines reichen Engländers gewesen. Wir durchschnitten die Fluten mit günstigem Winde, entfernten uns jedoch während der Nacht zu unserm grossen Schaden so weit von der Küste, dass am folgenden Morgen kein Land mehr zu sehen war. Anfänglich erscheint die Küste ganz flach, den Absturz an der Loangobai ausgenommen; nördlich vom Kuilu tritt das Randgebirge näher heran, und es entwickeln sich hinter einander gelagerte niedere Bergzüge und einzelne Kuppen. Wald scheint das Ganze zu bedecken, was durch die spätere Landreise in der That bestätigt wurde. Dass der Anblick ein so wenig erfreulicher war, musste lediglich dem Wetter zur Last gelegt werden. Die Feuchtigkeit fiel so dicht aus der At-

mosphäre, dass man glauben musste, die Zeit der kleinen Regen sei anticipirt worden, damit Ersatz für die vorjährige, regenlose Zeit geschafft werde: aber in der heissen Regenperiode zeigt der Himmel häufig das Blau seiner hochgespannten Wölbung, während wir jetzt Nichts über uns sahen als eine dicke, niedrig hängende, horizontale Nebelschicht; nur zuweilen drang die Sonne durch dieses feuchte Grau, selbst eben so melancholisch entstellt, wie alles Uebrige, das sich nach ihrem Lichte sehnte. Die wogende See liess unser schlankes Fahrzeug alle ihre Bewegungen mitmachen: und da die Seekrankheit ihre Herrschaft im umgekehrten Verhältniss zum Tonnengehalt der Schiffe auszuüben scheint, so stellte sie sich nur zu bald ein, und ich bewunderte den Mann, für den dieser Schooner einst eine „Pleasure-yacht" hatte sein können. Wegen der zu starken Abschwenkung vom Lande zum hohen Meere mussten wir am Abend des zehnten Anker werfen und langten am Vormittag des elften vor Yumba an, gerade einige Stunden zu spät. Eine neue Calema hatte eingesetzt, die Wogen rollten mit Macht gegen das Ufer an und brachen daselbst mit hochaufspritzendem Gischt donnernd zusammen. Vom Strande aus wurde ein Zeichen gegeben, dass das Landen unmöglich sei. Die Factoreien lagen auf Büchsenschussweite vor uns, dahinter in Dampf und Nebel gehüllt die Küste; auf und ab, hin und her schwankte das Schiff, aber kein Nachen kam, uns zu befreien. Die Sonne sank, einer dunkeln Nacht folgte ein trüber Tag; er endete wie sein Vorgänger — hoffnungslos. So verrann die Zeit, während uns die Elemente gefangen festhielten. Achtundvierzig Stunden waren verflossen, als endlich ein mit Schwarzen bemanntes Canoe vom Strande abstiess, glücklich die brechenden Wogen überwand und sich langseit des Schooners legte. Wir berathschlagten, ob eine Landung versucht werden sollte. Die Möglichkeit, dass das Canoe dabei umschlagen würde, war wol zu erwägen: die damit verknüpfte Gefahr liegt weniger im Ertrinken, vor dem man sich selbst durch Schwimmen oder durch die bereite Hülfe der Eingeborenen retten kann, als in dem Zerschmettertwerden durch das von der Welle senkrecht aufgerichtete und dann zurückstürzende Fahrzeug: auf letztere Weise fordert die Calema ihre meisten Opfer. Der Capitän, ein ebenso braver wie wolwollender Mann, sagte, dass er zwar die Entscheidung der Frage in meine Hand geben wolle, dass aber, wenn ich die Landung versuchte, er mich begleiten würde. Gern nahm ich das hochherzige Anerbieten an, nicht aus übermässiger Lust an einem waghalsigen Unternehmen, sondern weil die Existenz der letzten Monate mich stumpf gemacht hatte. Nur für meine Instrumente und Tage-

bücher fürchtete ich noch, und diese wurden zurückgelassen. Capitän Anrath übernahm das Commando des Canoes, und mit den rollenden Wogen näherten wir uns dem Strande. Schwarze und Weisse standen daselbst in Scharen aufgepflanzt und winkten zur Umkehr, noch ehe wir in die eigentliche Brandungszone eingetreten waren. Denn von ihrem Standpuncte aus liess sich die Gefahr allein richtig bemessen. Wir, die wir seewärts des tobenden, unheimlichen Wassergürtels schaukelten, sahen nur die sanft ansteigende Seite der Wellenberge und hatten keine sichere Schätzung für ihre Höhe; Jenen aber ist die schäumende Steilseite zugekehrt, die, hohler und hohler werdend, den Massstab des drohenden Unheils liefert; sie können daher dem Canoe ein Zeichen geben, ob der rechte Moment gekommen ist oder nicht. Die Calema hat nämlich die Eigenthümlichkeit periodischer Schwankungen, ihr brausendes Wüthen zeigt Intermittenzen, indem einer Anzahl sehr hoher Wellen eine andere minder hoher zu folgen pflegt. Ist man glücklich genug, das Zeitintervall dieser letzteren richtig zu treffen und den Strand zu erreichen, ehe die heftigere Periode einsetzt, so hat man gewonnenes Spiel. Dazu gehört vor Allem, dass man die Neger gut in der Hand behält, damit diese nicht in dem Moment, wo der grösste Kraftaufwand verlangt wird, die Ruder fallen lassen und das Canoe dem Verderben preisgeben. Nun kam ein zweites Zeichen vom Lande, und wir versuchten zum zweiten Male. Mit drohendem Zuruf feuerte Capitän Anrath die Ruderer während der entscheidenden Secunden an: Das Fahrzeug flog über die Schaumkämme hin, und die letzte Woge schleuderte es unversehrt auf den Sand; Schwarze stürzten uns entgegen, hoben uns aus dem Canoe und setzten uns nieder, wo keine Welle den festen Boden mehr bespülte.

Der unter dem Namen Yumba begriffene Küstenstrich muss als eine Grenzprovinz betrachtet werden, in welcher sich die Einflüsse der Loangoküste mit denen des Gabun vermischen. Die vorhandenen Handelsfactoreien verdanken ihren Ursprung der Kautschukproduction des Hinterlandes. Das immer noch stark vorwiegende, portugiesische Element wird bereits mit dem englisch-schottischen untersetzt. Die Vermittelung des Handels mit den Eingeborenen ist vornehmlich in den Händen unternehmender Loango-Lingsters, im Vergleich zu welchen die Gabunleute zurücktreten. Bei der ersten Betrachtung wollte mir das Yumba der Weissen, d. h. der Factoreiencomplex als das Stiefkind Loangos erscheinen; die äussere Erscheinung der dort wohnenden Europäer, ihr Auftreten unter einander, der Ausschluss von Sorgfalt in ihrer Lebensweise, das vernachlässigte Aussehen

ihrer Wohnstätten, Eindrücke von Rohheit oder Verkommenheit lassen den Vergleich mit den südlicher gelegenen Plätzen der Küste sehr zu Ungunsten dieses Ortes ausfallen.

Man wohnt in Yumba wie in den ersten Zeiten des africanischen Handels. Als Baumaterial dienen die Rippen der Weinpalme. Häuser aus Brettern sind hier noch ganz unbekannt, der Fussboden ist aus Lehm und Austerschalen zusammengeschlagen; ein einziges Haus macht eine Ausnahme davon. Was andere Factoreien an Tischen, Stühlen und Schemeln nicht mehr gebrauchen konnten, findet sich hier wieder zusammen, und wie manche gewissenlose Exporteure in Europa zweifelhafte Waare in der Meinung aussenden, sie sei für Africa gut genug, so gilt auch für Manches, was von den südlichen Factoreien ausgeht, der Satz, es sei für Yumba gut genug.

Ein mächtiger Lagunenfluss, der Banya, theilt die Niederlassung in zwei Hälften, Kuango und Yumba genannt im engeren Sinne (Mayumba ist eine unrichtige, nur von Weissen gebrauchte Bezeichnung); sie liegen mehr als drei Seemeilen in nordwestlicher Richtung von einander entfernt, und jeder derselben stellt einen Factoreiencomplex vor. Es finden sich zwei portugiesische, ein spanisches, ein holländisches, zwei englische Häuser. Das südliche Kuango liegt auf der schmalen Düne, welche die in ihrem Unterlaufe parallel mit der Küste fliessende Banyalagune vom Meere scheidet. Der Damm ist etwa zweihundertundfünfzig Schritt breit und so flach gewölbt, dass einige Häuser bei starker Calema unter Wasser gesetzt werden. Die Düne zeigt zwischen Kuango und der Mündung eine nur kümmerliche Strandvegetation, südlich aber, wo die Lagune ein wenig mehr landeinwärts zieht, und der Damm breiter wird, findet sich zusammenhängender, meist mit Strauchwerk gesäumter Wald. In der Nähe ihrer Mündung ist die Lagune zweihundertvierzig bis dreihundert Meter breit, weiter oberhalb treten ihre Ufer um die doppelte und dreifache Entfernung auseinander. Der Blick über die weite, ruhige, nur durch einige kleine Mangroveinseln unterbrochene Fläche und auf die dahinter ansteigenden bewaldeten Hügel ist durchaus nicht ohne jeden Reiz; Einfachheit und grosse Verhältnisse kommen in dem Bilde zu schöner Geltung.

Die Elemente, aus welchen sich die Bevölkerung des Yumbagebietes zusammensetzt, sind nicht leicht zu erkennen. Es hat hier eine Durchdringung mindestens zweier verschiedener Stämme stattgefunden, der Balumbu und der Bafiote. Die Küstenbevölkerung giebt sich noch den Namen Bavili, gerade so wie weiter südlich, aber es wäre falsch, daraus auf Stammes-Homogenität schliessen zu wollen. Der Handel und die grössere Geschicklichkeit für denselben hat



Melonenbaum (Carica Papaya).

unternehmende Neger aus dem Loangogebiet nach Yumba geführt, hier haben sie sich theilweise festgesetzt, haben mit ihren Familien und Sclaven Dörfer gegründet und gewissermassen einen Staat im Staate errichtet, dessen Grenzen nur durch Vermischung mit der eingeborenen Bevölkerung etwas verwischt erscheinen. Auf sie ist daher der Name Bavili zurückzuführen. Hinter dem schmalen Küstensaum dieser Mischbevölkerung dehnt sich das Gebiet der Balumbu aus, dessen südliche Grenze ich auf früheren Reisen vom Kuilu her überschritten hatte; von ihr zieht sich das Balumbu-Territorium in mässiger Entfernung von der Küste, und parallel damit, nach Nordwest etwa bis zum Nyangafluss, von dem noch die Rede sein wird. Auf die Balumbu folgen landeinwärts die Bayaka, ein offenbar über weite Länderstrecken ausgedehnter und in sich wiederum mehrfach nüancirter Volksstamm, den ich im Verlauf der Reise besuchte.

Die politischen Verhältnisse im Gebiete von Yumba sind noch zerfahrener als die der Loangoküste. Die spärlich zerstreuten Dörfer haben ein elendes Aussehen; die Hütten sind zwar noch in derselben Weise angeordnet, wie bei den südlichen Bavili, d.h. mit freigelassenen Zwischenräumen und ohne ein bestimmtes Gesetz, zum Bau selbst aber wird nicht mehr ausschliesslich Papyrus verwendet, sondern häufig auch Palmzweige, die mit den Spaltstücken aus der harten Schale der Weinpalme befestigt sind. Der Herstellung fehlt jede Sorgfalt; selten erblickt man Zeichen eines Wolstandes. Wenige Hühner repräsentiren die Gesammtheit der vorhandenen Hausthiere. Maniokculturen sind spärlich vorhanden, doch Zuckerrohr, im Süden eine Ausnahme, kommt in grösseren Mengen vor. Die zahlreichen Oelpalmen stehen unbenutzt da, dienen höchstens dem häuslichen Bedarfe. Es scheint, dass, so lange noch eine Kautschukranke existirt, die leichtere und lucrativere Gewinnung des Kautschuk den Oelhandel nicht aufkommen lassen wird. In der Umgebung der Dörfer trifft man auf den bekannten Melonenbaum (Carica papaya) mit den grossen, gelben, essbaren Früchten und auf Baumwollensträucher, die hier wie anderwärts das Material für kleine, gestrickte Schultersäcke abgeben; doch soll die Baumwolle auch als Docht bei primitiven Palmöllämpchen verwendet werden.

Die Bewohner erscheinen mürrisch und misstrauisch, was namentlich hervortritt, wenn man versucht, direct von ihnen Etwas über die Bedeutung ihrer Fetische zu erfahren. Sie halten sich im Grossen und Ganzen vom Europäer fern, der seinen Bedarf an Arbeitskräften aus den südlicheren Gegenden decken muss. Der Hauptgrund für dieses, von den bisher beschriebenen Küstenstämmen abweichende

Verhalten, ist darin zu suchen, dass die Natur den Eingeborenen eine Nahrungsquelle bescheert hat, zu deren Unterhaltung sie Nichts beizutragen brauchen: In der Banyalagune finden sich nämlich grosse Austernbänke, und weit und breit bilden Austern das Hauptnahrungsmittel der Bevölkerung; aller Orten beweisen es die angetroffenen Schalenanhäufungen. Die Furcht vor dem Verhungern ist in diesen Gegenden also minder drohend, jeder Antrieb zur Arbeitsamkeit entsprechend gelähmt; es darf daher nicht Wunder nehmen, dass der Ackerbau vernachlässigt ist, und den Europäern die Arbeitskräfte der einheimischen Bevölkerung entzogen bleiben. Indessen giebt es doch einen weit verbreiteten Industriezweig, der längs des ganzen Küstensaumes vom Kuilu an bis über den dritten Grad südlicher Breite hinaus eifrig cultivirt wird: die Salzbereitung aus Meerwasser. Diese wird hart am Strande unter Schutzdächern, in meist wandlosen Hütten betrieben, in denen besonders eingerichtete Oefen aufgestellt sind. Ein solcher Ofen besteht aus Thon und erhebt sich in Form einer zwei Fuss hohen kugeligen Wölbung über einer kleinen Vertiefung im Erdboden; der kreisrunde Grundriss hat etwa drei Schritt im Durchmesser; unten sind zwei diametral gegenüberstehende Oeffnungen angebracht, durch die das Brennmaterial in die Vertiefung eingeführt wird, und die gleichzeitig den gehörigen Zutritt der Luft ermöglichen. Oben ist die Ofenwölbung gleichfalls durchbrochen, und hier wird die zum Einkochen des Seewassers dienende, flache Messingpfanne (ein europäischer Handelsartikel) aufgesetzt. Solcher Feuerplätze giebt es mehrere in jedem Schuppen. Meist ist die gesammte Familie des Besitzers bei der Salzbereitung beschäftigt; die Kleinen holen das Seewasser herbei, die Grossen schleppen Holz und unterhalten das Feuer. Zuweilen wird die Nacht hindurch gearbeitet, und dann können diese primitiven Salinen dem nächtlich am einsamen Strande hinziehenden Reisenden wie Oasen erscheinen. Ist Salz in genügender Menge gewonnen, so wird dasselbe sehr sauber in cylindrische Körbe verpackt und dann den Bayaka verhandelt, die eigens zu dem Zweck an die Küste kommen und dieses Salz jedem von Europa importirten vorziehen.

Da die Gummiranke im Lande der Bayaka reichlich auftritt, so sollte man annehmen, dass von dort her Bayaka-Karawanen zu den europäischen Factoreien gelangen; das ist aber nur selten der Fall, weil, wie bemerkt, Loangohändler die Vermittelung übernehmen und die Producte mit ihren eigenen Sclaven an die Küste schaffen. Die Concurrenz hat hier noch das früher allgemein übliche, im Loangogebiet aber aufgegebene, sogenannte „Fiado"- oder „Trust"-System

aufrecht erhalten; es besteht darin, dass man einem Schwarzen, einem Handelslingster, Zeuge und sonstige Tauschartikel anvertraut, mit denen er sich in Begleitung seiner Leute in das Innere begiebt, um die Producte der Eingeborenen zu erwerben. Hierbei passiren zuweilen die unglaublichsten Betrügereien. Beispielsweise kommt es vor, dass ein solcher Lingster einen schnellen Handel im Innern abschliesst, dann aber nicht etwa zu seinem Auftraggeber zurückkehrt, sondern die Producte bei einer andern Factorei für seine Rechnung absetzt und mit den neu erhaltenen Tauschartikeln zum zweiten Male in's Innere zieht; diese Procedur wiederholt er, wenn die Situation ihm günstig ist, mehrere Male und kehrt, nachdem er entsprechend oft den Verdienst in seine Tasche gesteckt, nach Monaten in das Haus zurück, welches ihm die ersten Waaren lieferte.

An der Küste von Yumba bildet der elastische Gummi den ausschliesslichen Handelsartikel. Das sinnlose Zerstören der Kautschukranke hat aber die Zufuhr in den letzten Jahren merkbar vermindert, und dies veranlasste einen unternehmenden Weissen, den Spanier Vincente Barcelo, weiter im Norden ein Vorschieben seiner Handelsstationen gegen das Innere zu versuchen. Da ich auf die Küstenbevölkerung für meine Zwecke in keiner Weise rechnen durfte, so war an ein weiteres Fortkommen für mich nur zu denken, wenn Don Vincente mich unterstützte. Er war der originellste Mann der ganzen Küste zwischen Gabun und Loanda. Vom Schiffsjungen hatte er sich zum einflussreichen Händler heraufgearbeitet; er konnte weder lesen noch schreiben, hatte alle Zahlen seiner Geschäfte im Kopfe und hielt die nicht unbedeutende Menge seiner Beamten in strenger Zucht. Während ihm verbürgte Züge unerhörter Grausamkeit nacherzählt wurden, half er, von natürlicher Herzensgüte getrieben, Jedermann, der seiner Hülfe bedurfte. Ich suchte ihn auf, und obgleich ihm jedes tiefere Verständniss für meine Pläne abgieng, ergriff er die Gelegenheit, sie zu unterstützen, mit grosser Lebhaftigkeit und versprach freilich etwas mehr, als er halten konnte, hielt aber doch sein Wort weit besser, als es sonst in Africa gehalten wird.

Er theilte mir zum ersten Male Genaueres über den Nyanga mit, der ein grosser Fluss sein sollte, auf den Karten aber nicht zu finden war. In Yumba hörte ich nun, dass dieser Strom etwa zehn Stunden nördlich davon in's Meer münde, dass Vincente daselbst seine Hauptfactorei besitze, dass der Fluss anderthalb Tagereisen weit befahren werden könne, die Schiffahrt alsdann durch Katarakten unterbrochen werde, oberhalb derselben aber von Neuem den Canoes offen stehe. Am Fusse der Katarakten hatte Don Vincente die Handelsstelle

Mongo Nyanga errichtet, jenseits derselben eine zweite, Namens Kassotsche. Der letztgenannte Ort sollte bereits auf der andern Seite des grossen Waldes liegen, im Lande der Bayaka. Man sieht, es wiederholten sich hier die allgemeinen topographischen Züge des Kuilugebietes.

Ich wünschte mich so bald wie möglich auf den Weg zu machen, da mein Befinden so viel zu wünschen übrig liess, dass es sich auf der Reise nur bessern konnte. Don Vincente hatte versprochen, mir sechs Leute für die Reise zu stellen; er hatte selbst Lust, mich zu begleiten, war aber genöthigt, nach der Insel Fernando Po zu fahren.

So weit schien Alles ganz glatt zu gehen; man erwartete nur noch das Eintreffen eines kleinen Küstendampfers, der expedirt werden musste, ehe die sechs Crumanos Vincentes zu meiner Verfügung standen; aber es vergiengen auf diese Weise achtzehn Tage, ehe ich Yumba verlassen konnte. Obgleich wir noch im Monat August standen, fielen fast täglich feine, zuweilen auch starke Regen; die Regenzeit war also aussergewöhnlich früh eingetreten. Bei Tage und bei Nacht blieb der Himmel bewölkt, so dass ich positiv nicht im Stande war, eine astronomische Ortsbestimmung zu erhalten.

Der fast dreiwöchentliche Aufenthalt gehört mit Recht zu meinen trübsten Erinnerungen; denn die Mittel, durch Bewegung und Thätigkeit dem Zustande der Lethargie zu entrinnen, in den ich geworfen war, blieben mir versagt. Schon die Nachricht, dass Vincentes Leute für mich eingetroffen seien, die Zuversicht, dass eine Aenderung eintreten werde, elektrisirten mich und gaben mir neue Kraft.

Am einunddreissigsten August brach ich mit sechs Leuten auf, um zunächst die Nyangamündung zu erreichen. Zum ersten Male seit vier Wochen strahlte die Sonne wieder von einem wolkenlosen Himmel. Da die ganze Reise längs des Strandes hin gieng, so musste ich mich nach den Stunden des Niedrigwassers richten, wo das Zurückgehen der Flut einen Streifen festeren Bodens in dem lockeren Sande zurücklässt. Ich konnte den Marsch daher erst um zehn Uhr Vormittags antreten und musste mich mit allen zu Gebote stehenden Mitteln gegen die schädlichen Einflüsse der Sonne schützen. Weil in dieser Beziehung die Ansichten der Reisenden stark auseinander gehen, so bemerke ich, dass nach den an meiner eigenen Person gemachten Erfahrungen eine mehrfache Bedeckung des Hauptes einen guten Schutz gegen die Bestrahlung gewährt; ich pflegte in den Mittagsstunden ein weisses, leinenes, über den Nacken fallendes Tuch auf den Kopf zu legen, dasselbe durch eine rothe, tür-

kische Mütze zu befestigen und dann erst den weichen Filzhut, der mir diente, darüber zu setzen. Dieses Verfahren empfiehlt sich besonders in solchen Fällen, wo ein brauchbarer, d. h. ein stark gefütterter Sonnen(Regen)schirm nicht zu Gebote steht. Bei einer Strandwanderung bleibt dann freilich noch immer die auf die Dauer höchst empfindliche, selbst schmerzhafte Reflexionswirkung des Sandes und des weissen Gischtes der Brandung.

Wir wanderten die Bai von Yumba entlang, die mit dem Ponta de Norte vor unseren Augen abschloss. Schon nach der ersten Marschstunde ist jeder Reiz der Neuheit verschwunden. Der Strand bleibt nahezu von derselben Breite und ist auf der einen Seite ununterbrochen von Wald eingefasst. Dieser zeigt im Vergleiche zur Vegetation des Loangolitorals einen ganz abweichenden Habitus; er wird charakterisirt durch einen meist strauchartig, zuweilen auch hochstämmig entwickelten Baum, dessen kahle Zweige nur an den Spitzen ihre lederartigen Blätter tragen; die Zweige stehen so dicht, dass die Blätter ein continuirlich ausgebreitetes Laubdach bilden. Von Zeit zu Zeit passirt man eine Saline, wie ich sie oben beschrieben habe, im Uebrigen belebt weder Mensch noch Thier die Einsamkeit. Nach dreistündigem Marschiren musste ich einem Schwächeanfall nachgeben, der erklärlichen Folge der Anstrengung und meiner unzureichenden Kräfte; darnach gieng es wieder ganz gut und wäre ohne die unvermeidlichen Sandflöhe noch besser gegangen. Bei Ponta de Norte wird die Küste felsig, der Sand hört ganz auf, und man geht zwischen den zusammengewürfelten Blöcken zweier verschiedener Gesteinsarten am Fusse des mit Bäumen-gekrönten Vorlandes hin. Der unter dem Wasser anstehende Fels ist ein blasiges Conglomerat von fast schwarzer Farbe, sehr ähnlich den Quarz-Eisenstein-Conglomeraten, die ich im Lande der Bayaka antraf.

In der Nähe des Vorlandes findet sich die isolirt stehende Hütte eines in diese wüste Gegend verschlagenen Portugiesen. Ich rastete hier, und da das Wetter klar zu bleiben versprach, so wartete ich den Eintritt der Nacht ab, um endlich einmal eine vollständige astronomische Ortsbestimmung zu erhalten. Das gelang auch wirklich und lieferte die Mittel, die Lage von Kuango und Yumba abzuleiten. Noch in derselben Nacht gegen ein Uhr wurde die Reise fortgesetzt. Der Himmel bewölkte sich von Neuem, es fiel sogar Regen, und ich brachte die Morgenstunden von drei bis sechs Uhr am Feuer eines Salzschuppens zu. Der neue Tag zeigte eine wenig veränderte Landschaft; der Weg führte über einen gleich schattenlosen Strand wie Tags zuvor; erst im Laufe des Nachmittags hatte ich die Mündung

des Nyanga erreicht. Das Haus Vincentes nahm mich freundlich auf, ich durfte hoffen, dass nun der Exploration des Flusses Nichts mehr im Wege stehen würde. Statt dessen stellten sich schon am Tage nach der Ankunft die ersten Zeichen einer Dysenterie ein, und in wenigen Tagen war ich einem Zustande völliger Erschöpfung zugeführt. Zur Charakteristik sei hier bemerkt, dass es mir an Mitteln zur Heilung gebrach, dass ich in einem Verschlage campirte, durch den ein scharfer Südwind hinzog, dass Scharen kleiner schwarzer Ameisen mein Lager überfielen, dass Nachts die Ratten in hellen Haufen ihre widerlichen Zusammenkünfte um mich her hielten und das Reisegepäck anfrassen. So giengen wiederum zwei Wochen verloren.

Das Haus Vincentes liegt etwa eine Stunde von der Mündung des Nyanga entfernt. Da der Fluss unter einem sehr spitzen Winkel das Meer erreicht und auf der Strecke mehrerer Seemeilen der Küste in nordwestlicher Richtung parallel läuft, so dehnt sich die Factorei auf einer langgestreckten Landzunge aus. Ich machte mehrmals vergeblich den Versuch, ihre Spitze zu erreichen, um eine zuverlässige Schätzung für die Lage der Mündung zu erhalten, aber jedesmal musste ich auf dem Wege umkehren, weil die Kräfte nicht ausreichten. Indessen darf ich mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit behaupten, dass der Nyanga unter 2° 57′ in das atlantische Meer mündet. Die Factorei des Spaniers liegt unter 2° 59′ südlicher Breite. Am vierzehnten September bestieg ich das Canoe, um die Fahrt Nyanga aufwärts anzutreten. Während derselben beschäftigte mich die Aufnahme des Stromes in erster Linie. Es war besondere Aufmerksamkeit nöthig, weil ich nicht darauf rechnen durfte, eine Controle durch astronomische Bestimmungen zu erhalten; es genügte nicht, Uhr und Compass allein abzulesen, auch die Aenderungen in der Geschwindigkeit des Fahrzeuges mussten sorgfältig notirt werden. Der Fluss weist so viele Krümmungen auf, dass sein Unterlauf, von den Katarakten an gerechnet, die doppelte Länge des geradlinigen Abstandes von der Mündung hat. Die Breite ist sehr wechselnd; bei dem Handels-Tschimbek Don Vincentes beträgt sie etwa zweihundertfünfzig, weiter oberhalb drei- und vierhundert. Schritt, während an anderen Stellen Einschnürungen von sechszig bis siebzig Schritt Breite vorkommen. Das Mittel muss auf hundertfünfzig bis zweihundert Schritt angegeben werden. Das Wasser zeigte eine lauchgrüne Farbe, ich fand sie schöner als die der übrigen westafricanischen Flüsse; in landschaftlicher Beziehung steht der Nyanga aber weit hinter dem Kuilu zurück: Längs der flachen Ufer herrscht der Savanencharakter vor, auch fehlt es

nicht an wüsten, sandigen Stellen. In der Region des untersten Flusslaufes treten neben der Mangrove Weinpalmen auf; an einer Stelle sah ich beide Ufer damit eingefasst, und erst hinter diesen breitete sich der Rhizophorenwald aus. Papyrus und Pandanus sind häufig, ebenso der bei allen früher beschriebenen Flussläufen erwähnte Hibiscus tiliaceus. An den sandigen Stellen bei Goa bemerkte ich Ricinus, wie überall in Westafrica prachtvoll entwickelt. Oberhalb Goa wird die Landschaft ansprechender, auf parkartige Uferansichten folgt zusammenhängender Hochwald; hier fehlt es denn auch nicht an Schlinggewächsen, die dem Bilde Anmuth und Fülle geben. Eine einzige langgestreckte Insel theilt das Wasser des Stromes in zwei Canäle. Die Canoe-Schiffahrt findet nirgends ernstliche Schwierigkeit, aber tiefer gehende Fahrzeuge würden schwerlich bis zu den Katarakten vordringen können; denn ich bin überzeugt, dass der Fluss an gewissen Stellen durchwatet werden kann.

Der Zielpunct der Fahrt war Mongo Nyanga; so heisst der Ort in der Nähe der Katarakten, wo das Handels-Tschimbek Don Vincentes errichtet ist. Die Lage ist schön; ein mächtiger Hochwald dehnt sich auf beiden Seiten des Stromes aus bis hart an die Uferböschung, die sechs bis zehn Meter hoch über die Wasserfläche heraustritt. Um das Handels-Tschimbek herum ist der Wald ausgerodet, so dass Gelegenheit geboten wurde, eine Basis abzuschreiten, und die sehr beträchtliche Verbreiterung des Stromes mit dem Sextanten zu messen; sie ergab sich als Mittel mehrerer von einander unabhängiger Messungen zu vierhundertsechszig Schritt. Dem entsprechend ist der Fluss hier seicht; Ebbe und Flut machen sich noch sehr stark bemerkbar.

Mein Wunsch war, auf dem Landwege Kassotsche und den oberhalb der Katarakten gelegenen Theil des Nyanga zu erreichen. Ich rechnete zuversichtlich auf eine günstige Einwirkung der veränderten Verhältnisse und auf die für das Tropenklima so charakteristische schnelle Reconvalescenz. Was in Europa unmöglich gewesen wäre, war möglich in Africa, und nach fünftägigem Verweilen in Mongo Nyanga durfte ich es wagen, eine neue Reise durch den Urwald anzutreten. Die schnelle Wiedererlangung der Marschfähigkeit verdankte ich hauptsächlich dem Umstande, dass es in Mongo Nyanga keine Sandflöhe gab. Zwar hatte sich diese Plage auch hierhin verbreitet und das Territorium der Bayaka längst erreicht; es zeigte sich aber, dass die Heimsuchung durch die gefährlichen Insecten eine sehr verschiedenartige war, und während in einigen Dörfern die Hälfte der Bewohner lahmte, es in anderen kaum Sandflöhe gab.

Der Grund mag in der Verschiedenheit des Bodens liegen. Mongo Nyanga nun war einer der gesegneten Orte, wo der Pulex penetrans nicht die Bedingungen für sein Fortkommen fand, und deshalb konnte ich auch von hier aus sehr bald kleinere Ausflüge unternehmen.

Der erste Besuch galt den Katarakten, die sich mit dem Canoe in zwanzig Minuten erreichen liessen. Eine mächtige Felsbank durchsetzt wie ein Wehr das Flussbett in der ganzen Breite; der Fluss hat daselbst einen Canal gegraben, von dem er während der trockenen Zeit völlig aufgenommen wird; das Hochwasser aber bedeckt die ganze Bank, wie sich aus den vielfachen Auswaschungen abnehmen lässt. Die Felsen sind schieferiges, gegen die Strömung aufgerichtetes Gestein; hier und da wachsen auf ihm Grasbüschel von lebhaft grüner Farbe und kleinere Blattgewächse. Die Bank misst in der Richtung des Stromes hundertfünfzig Schritt; oberhalb derselben, und von ihr nur durch einen schmalen Streifen unbewegten Wassers getrennt, tritt eine zweite Felsbank auf, deren Erstreckung sich von meinem niedrigen Standpuncte aus nicht absehen liess. Durch diese und die weiter oben gelegenen Katarakten wird die Schiffbarkeit auf anderthalb Tagereisen unterbrochen, eine schwere Beeinträchtigung des Handels von Kassotsche; denn Gummi wie Tauschwaaren müssen auf denselben beschwerlichen Pfaden, die ich kennen zu lernen Gelegenheit hatte, durch Träger fortgeschleppt werden, und dies wird doppelt in einer Zeit empfunden, wo Hungersnoth und Sandflöhe die disponiblen Kräfte gelichtet haben. Daher darf es nicht Wunder nehmen, dass in Mongo Nyanga statt der ursprünglichen sechs Leute nur drei zu meiner Verfügung standen. Vor dem Aufbruch war es mir noch gestattet, eine zoologisch interessante Wahrnehmung zu machen: Bei einer der Unterredungen, die ich zu meiner Information mit den Eingeborenen führte, wurden mir Fische beschrieben, die unverkennbar elektrische Eigenschaften haben mussten. Indem ich einen Preis für den Fang aussetzte, erhielt ich das Gewünschte. Man brachte mir drei lebende, unverletzte Exemplare; sie wurden in ein grosses Becken gesetzt und ertheilten einen empfindlichen Schlag, sobald man sie in der Nähe des Schwanzansatzes berührte. Die Intensität des Schlages war bei den kleinsten Individuen wenig geringer als bei dem grössten; die Länge des letzteren betrug zwanzig Centimeter. Die Fische haben eine braune, schwammige, schuppenlose Haut, einen kreisrunden Querschnitt, am Maule vier Fäden, der Schwanz ist roth-weiss-braun gestreift. Ihr einheimischer Name ist Ndeke; sie werden namentlich

in der Regenzeit häufig gefangen; nach den gemachten Angaben erreichen einige die Länge von fünfunddreissig Centimetern.

Vor Antritt meiner Wanderung nach Kassotsche unternahm ich einen grösseren Recognoscirungs- und Probemarsch. Das ganze Gebiet um Mongo Nyanga herum ist von den Balumbu bewohnt, sowol auf dem linken, wie auf dem gegenüberliegenden rechten Ufer; sie scheinen in ihrem ganzen Wesen, ihren Sitten und ihrer Sprache von den Bayaka beeinflusst zu sein, wie es die Balumbu des Südens von den Bayombe sind.

Balumbu- wie Bayakadörfer bestehen ausnahmslos aus einer einzigen geradlinigen Strasse, was einen eigenthümlichen und wegen der zum Ausdruck gebrachten Gesetzmässigkeit angenehmen Eindruck macht. In grösseren Dörfern pflegt die Strasse an jedem Ende durch eine Sombra abgeschlossen zu sein, von denen die eine für allgemeine Zusammenkünfte (Palaver), die andere für die Aufnahme fremder Neger bestimmt ist. Ein in allen Hütten anzutreffendes Möbel ist das erhöhte, bettartige Lager, welches im Loangolitoral nur in seltenen Fällen, bei Vornehmen, gefunden wird. Es besteht aus einer leiterförmigen Unterlage, über welche ein nach Art unserer Jalousien gefertigtes Rouleau von Spaltstücken der Weinpalme gelegt ist. Zu meinem nicht geringen Staunen fand ich in einem der von mir besuchten Dörfer über den meisten Lagern Mosquitonetze aus einheimischem Bastzeug, gerade so hergerichtet und aufgehängt wie meine Reise-Mosquitära. Dieser Luxus überrascht im Hinblick darauf, dass die Balumbu eine niedrigere Culturstufe einnehmen als die Bafiote, und bei letzteren, die weit bedürfnissvoller sind, der Gebrauch von Mosquitonetzen nicht allgemein üblich ist. Freilich muss berücksichtigt werden, dass in den Balumbu-Gegenden neben den gewöhnlichen Mosquitos eine zweite, ganz kleine Art auftritt, die den Reisenden anfänglich zur Verzweiflung treibt, und von denen ich im Süden selten gelitten habe. Wir würden sie Gnitzen nennen, die Portugiesen nennen sie Maruim, die Eingeborenen Bimfutu; die Thiere sind von der Grösse eines Stecknadelknopfes, ihre Stiche aber schwellen um das Sechsfache an; im Augenblick sind Hand oder Gesicht ganz damit bedeckt, die alsdann auf rothem Grunde eine endlose Zahl weisser Erhebungen darbieten. So lange man sich gegen diese neue Plage noch nicht abgestumpft hat, (was bis zu einem gewissen Grade denkbar ist), kann man nicht anders schreiben oder rechnen als in der Nähe eines stark rauchenden Feuers.

Der Wald, in den die um Mongo Nyanga gelegenen Dörfer eingebettet sind, ist grossartig und üppig; nicht so majestätisch wie der

Wald am Kuilu, auch nicht so durchsichtig, im Allgemeinen sogar undurchdringlich, und nur in einzelnen Theilen mit lichtem Unterholz bestanden. Die Wege sind wurzelreich und bei Regen sehr schlüpfrig, in dieser Beziehung findet also kein Unterschied gegen die Kuilugegenden statt. Die Nähe eines jeden Dorfes wird durch ausgedehnte Bananenbestände angezeigt, während man Maniokculturen oft in meilenweitem Umkreise vergeblich sucht. Die Eingeborenen haben eine grosse Furcht vor den Gorillas; sie meiden ängstlich einen Berg, den Mongo Tschikossu in der Nähe der Nyanga-Katarakten, der wegen des angeblich zahlreichen Auftretens dieser Thiere verrufen ist.

Während meines Aufenthaltes in Mongo Nyanga hatten wir fast täglich heftigen Regen auszuhalten, ohne dass der Himmel sich in den Zwischenzeiten aufgeklärt hätte, und das war für den Marsch, den ich am zweiundzwanzigsten September antrat, ein böses Omen. Meine Begleitung bestand aus vier Schwarzen, den drei Crumanos Vincentes und meinem jungen, ebenso intelligenten wie durchtriebenen Diener Congo aus dem Dorfe der sogenannten schwarzen Juden (Bavumbu) bei Tschintschotscho. Der Bursche konnte Alles: er war Koch, Wäscher, Dolmetscher und Kammerdiener zugleich, ein sehr brauchbares Factotum! Aus den mitgenommenen Sachen wurden drei Lasten in der Weise formirt, dass das Bett die eine, ein Blechkasten mit Wäsche, Kleidungsstücken, dem Sextanten etc. die andere und eine Muteta mit Provisionen und Kochgeräthschaften die dritte ausmachte. Als einzige Waffe diente eine Büchsflinte. Ziel der Reise war das eigentliche Bayakaland, und um dorthin zu gelangen, hatte ich den Nyangafluss zu verlassen und ihn später nach Ueberschreitung zweier hoher Berge wieder zu erreichen.

Die Karte giebt Auskunft über die eingeschlagene Richtung und deutet die Natur des Terrains an. Ich bemerke ausdrücklich, dass ihr keine astronomischen Ortsbestimmungen zu Grunde liegen, dass sie aber trotzdem auf ihre Zuverlässigkeit geprüft ist. Die Route machte nämlich eine Schleife, und ausserdem wurde der erste Theil in beiden Richtungen zurückgelegt, aufgenommen, construirt und beide Zeichnungen nahezu übereinstimmend gefunden. Dem Massstab sind erfahrungsmässig erhaltene Zahlen zu Grunde gelegt; im Durchschnitt kommen bei mir hundert Schritt auf die Minute, der Werth eines Schrittes ist 0,73 m bis 0,75 m. Von den Crumanos kannten zwei den Weg nach Kassotsche, aber für die Entfernung liess sich vorher kein Anhalt gewinnen. Mitten im Walde, wie sich herausstellte zehn Wegstunden entfernt, wohnte ein Halbmulatte

(Vater Mulatte, Mutter Schwarze), der für Vincente Handel trieb. Die Stelle heisst Likungu. und diese suchte ich am ersten Marschtage zu erreichen. Die Träger machten mir diesmal keine Noth. Drei Leute kann man schon vorwärts bringen, zumal wenn sie so in der Furcht des Herrn aufgewachsen sind wie Crumanos von Don Vincente. Das Terrain zeigte sich, wie zu erwarten war, coupirt, da linke Nebenthäler des Nyanga durchschnitten werden mussten. Der höchste Rücken, von dem aus man zum Likungubach hinuntersteigt, erhob sich zweihundertsechszig Meter. Noch auf der ersten Hälfte des Weges passirt man die drei kleinen Balumbudörfer Mukungu, Mulando, Muyabi, dann trifft man keine Wohnstätte mehr, bis dicht vor dem Handels-Tschimbek Likungu, wo die Dörfer Impile und Punga sich durch eine Lichtung verrathen. Weit und breit ist das Gebiet waldig, der Wald aber nicht immer von derselben Beschaffenheit; wenn auch grösstentheils der Hochwald mit mehr oder weniger dichtem Unterholz und grossblätterigen Schattengewächsen die Herrschaft behauptet, so giebt es doch Stellen, namentlich in den feuchten Thalsohlen, oder künstlich geschaffene, längst wieder sich selbst überlassene Rodungen, wo eine üppige, phantastische Vegetation die Scenerie vollständig verändert: Dort sieht man in wildem Durcheinander Palmen, Bananen, Schlinggewächse, blütenübergossene Kräuter, Canna indica und eine zu baumartiger Höhe entwickelte, gesellig auftretende Scitaminee. Wenn der ernste, schöne Hochwald uns durch seine Ruhe imposant entgegentritt, so äussert sich in diesen eingesprengten Inseln einer anders gestalteten Vegetation die ungebändigte Fülle tropischer Lebenskraft, eine solche Begierde zur Existenz, dass der Faden der Gesetzmässigkeit zerreisst, und die Sinne sich verwirren. Die grösste Ueberraschung wurde mir zu Theil, als ich von der Höhe hinunter steigend, die wassererfüllte, morastige Thalsohle des enggeschnittenen Likungubaches betrat und eine lang hingezogene Gruppe von Baumfarnen erblickte. Die Höhe der Stämme wechselte von drei bis zu fünf Meter. Nur an dieser einen, etwa siebzig Meter über dem Meere gelegenen Stelle des Thales beobachtete ich Baumfarne und weder vorher noch nachher habe ich jemals ihr Auftreten constatiren können, während Farnkräuter allgemein verbreitet sind.

Obwol wir den ganzen Tag über schnell marschirt waren, erreichten wir unser Ziel nicht rechtzeitig und wurden von der Nacht überfallen. Eine der so häufigen, ausserordentlich giftigen Schlangen (Vipera rhinoceros) kroch in der Dämmerung gerade über den Weg und verursachte bei meinen Leuten einen lauten Aufschrei des

Schreckens; er war mehr der Ueberraschung als der Furcht zuzuschreiben, denn im Allgemeinen hat die Seltenheit der Schlangenbisse eine grosse Sorglosigkeit nach dieser Richtung erzeugt. Sonst störte kein Zwischenfall unser Fortkommen. Das letzte Stück in der Dunkelheit mit dem Schuhzeug, das sich beim Waten im Moraste des Likungubaches mit Wasser vollgesogen hatte, wurde mir freilich schwer. Aber plötzlich sah ich Fackeln auf uns loskommen und hörte mich wiederholt mit „Excellenza“ angeredet. Weder mein Costüm, noch mein Aussehen, noch die Aermlichkeit meines Auftretens rechtfertigten diese hochachtungsvollen Laute, die von dem Mulatten Feio und seinem Bruder Francisco herrührten; sie hatten gehört, dass ich kommen würde, und den Bewohnern des benachbarten Dorfes Punga verkündet, dass sie den Besuch eines grossen Häuptlings aus dem Mputu (Europa) erwarteten. In der That wurde ich als solcher behandelt, sowol von meinen farbigen Gastfreunden wie von den schwarzen Eingeborenen. Die Bewegungen eines Souverains, der die Provinzen seines Reiches besucht, konnte nicht mit ängstlicherer Spannung verfolgt werden. Ich zeigte mich so huldvoll, wie es nur immer der Mangel an Uebung gestattete, und gab, trotzdem unser Marsch elf Stunden gewährt hatte, den Bitten der Mulatten nach und liess mich von ihnen und einem gezähmten Affen in das Dorf Punga begleiten. Hier wurde ich bei Fackelschein gezeigt und angestaunt. Punga ist das grösste und stattlichste Dorf, das ich auf dieser Reise sah. Seine fünfzig Hütten bilden zwei gleichlaufende Fluchten, und es machte mir viel Freude, auf der breiten, tennenartig ausgeschlagenen, sauber gefegten Dorfstrasse hinzugehen und die am Feuer vor ihren Hütten sitzenden Negergruppen zu beobachten.

Was ich im weiteren Verlauf der Reise über die Bayaka beobachtete, fand ich auch bei den Bewohnern Pungas, die zwar noch mit Balumbuelementen untermischt sind, aber überwiegend Bayakamerkmale in Sitten und Lebensweise tragen. Es mögen deshalb die folgenden allgemeinen Bemerkungen schon hier ihre Stelle finden.

Der charakteristischen Bauart der Dörfer ist bereits Erwähnung geschehen, sie bestehen alle aus einer einzigen geraden Strasse, in der Mitte pflegen zwei Plätze für bestimmte Fetische reservirt zu sein, an den Enden erheben sich grosse auf Pfählen ruhende Schattendächer für öffentliche Zwecke. Im Durchschnitt besteht ein Dorf aus nicht mehr als fünfzehn bis sechszehn Hütten, die in ähnlicher Weise, aber aus anderem Material wie die Tschimbeks der Bafiote gebaut sind. Das Wesentliche bleibt der rechteckige Grundriss der Hütte und der bedachte Vorplatz; — die Feuerklappe im Dache, im Loango-

litoral ganz allgemein, habe ich vergeblich gesucht, wol aber fand sich sehr allgemein das erhöhte Lager, worin jederzeit ein nicht geringer Schritt zur Civilisation erblickt werden darf. Das bekannte Stuhlkopfkissen aus drei Aesten fehlt auch hier nicht, daneben aber sind noch andere Unterlagen zum Sitzen beziehungsweise zum Auflegen des Kopfes anzutreffen: eine Art Sattel aus Holz und eine auf vier Klötze gesetzte Scheibe. Feuerwaffen sind zu den Bayaka durch den Handel gedrungen, sie bedienen sich ihrer aber wenig, dagegen trägt jeder Bayaka ein grosses Messer, das eben sowol zur Vertheidigung wie zur Arbeit im Feld und Wald dient. Auch sind winzig kleine Bogen im Gebrauch, mit denen man entsprechend kleine, vergiftete Pfeile schiesst. Das Exemplar, welches ich nach Europa sandte (Ethn. Abth. des Berliner Museums) sieht genau so aus wie das von Dr. Lenz, dem Gabun-Reisenden, herrührende; selbst der aus Bananenrohr hergestellte Köcher ist derselbe. Einige Eingeborene sind geschickt in der Handhabung dieses Bogens, sie treffen einen dünnen Baumstamm auf zwanzig bis dreissig Schritt Entfernung mit Sicherheit. Lanzen kann man in verschiedenen Formen beobachten; es giebt deren mit breitem Blatt ohne Widerhaken; andere zierlichere mit Widerhaken und endlich Holzschafte, denen eine Spitze aus Eisenblech umgelegt ist. Eingeborene Schmiede bearbeiten das Eisen in ähnlicher Weise wie bei den Bayombe und Bakunya; derselbe Blasebalg, ein gleichgeformter Amboss und Schlägel, dasselbe Feuerungsmaterial (selbstgefertigte Holzkohle) kommen hier wie dort zur Verwendung. Musikalische Instrumente konnte ich trotz des Suchens darnach nur in geringer Zahl entdecken und ich muss annehmen, dass deren wirklich nur wenige vorhanden sind; aber es kehren dieselben Formen wieder, welche das Litoral aufweist.

Die Banane spielt in der Ernährung der Bayaka dieselbe Rolle, welche dem Maniok bei den Bafiote, den Bayombe, den Bakunya zukommt. Klimatische Verschiedenheiten können nicht wol als Ursache gelten, dass das untergeordnete Nahrungsmittel des einen Gebietes das hauptsächliche des andern wird; entweder ist der Boden nördlich von 3° 30′ südlicher Breite der Cultur des Maniok ungünstig, oder die Bayaka verstehen dieselbe nicht. Thatsache bleibt, dass der Maniok daselbst unansehnlich ist und ungenügend zubereitet wird. Ich konnte mir das herrliche Nahrungsmittel nur selten verschaffen und musste meist mit grünen Bananen vorlieb nehmen, die bei weitem nicht den Werth des Manioks haben. Trotz der grossen Bestände an Bananen waren auch diese schwer zu erhalten, denn meine Reise fiel in ein Hungerjahr, von dessen Folgen ich bereits in Mayombe so

verhängnissvoll zu leiden hatte. Die Neger mussten zu Surrogaten greifen: sie verzehrten den inneren Kern der Oelpalmennuss und gruben das Mark, nicht etwa nur den „Kohl“ aus gefällten Palmstämmen. Die weiter in's Innere gelegenen Bayaka-Territorien produciren viel Erdnüsse; im Uebrigen sieht man wie im Süden Mais, Zuckerrohr, Baumwolle, Colanuss und Tabak. Man bereitet Palmwein und liebt den Branntwein des Handels. Die kosmopolitischen Hausthiere, Hühner und Ziegen, fehlen auch den Bayaka nicht, dagegen vermisst der Reisende die prächtigen glatthaarigen Schafe Loangos; Schweine habe ich nicht gesehen; doch wurden mir Orte genannt, in denen sie gehalten werden. Eine eigne Bewandtniss hat es mit dem Rauchen: der Tabak wird nicht aus den sonst üblichen kurzen Pfeifen geraucht, sondern wie auch vielfach im Innern Loangos aus einer Art primitiven Tschibuks; einem auffallend kleinen Kopf aus gebranntem Thon ist die hohle Rippe eines Bananenblattes als Rohr angesetzt, und so die Pfeife hergestellt. Man sieht einen Neger fast nie allein behaglich vor sich hinrauchen, sondern in der Regel kreist dieselbe Pfeife bei drei bis fünf zusammenhockenden Schwarzen einmal herum, und dann hat das Vergnügen ein Ende. Der Raucher pflegt zuerst durch das Rohr zu blasen, saugt alsdann so viel Rauch ein, als sein Athmungsvermögen gestattet, stösst den aufgespeicherten Rauch mit Macht aus und übergiebt die Pfeife seinem Nebenmann. Dem Bayaka-Tabak werden stark betäubende Wirkungen zugeschrieben; es ist mir mehrfach erzählt worden, dass allein am Feuer sitzende Raucher in der Narkose nach vorn übergefallen seien, ohne sich je wieder zu erheben.

Die Kleidung der Bayaka ist der Schurz, meist einfach herunterfallend ohne den hübsch aufgenommenen Knoten und den malerischen Faltenwurf, durch den die Loangoleute ihr Gewand so geschmackvoll zu drapiren verstehen. So weit der Handel nicht Baumwollenzeuge liefert, sind die Gewebe aus Pflanzenbast hergestellt. Bezüglich der Anordnung und Zustutzung des Wollhaares begegnet man bei den Bayaka demselben phantastischen Zuge, der so viele andere Negerstämme kennzeichnet. Am häufigsten jedoch wird das Haar am Hinterhaupte zu zwei Zöpfen zusammengeflochten, die nach hinten und unten abstehen. Die allgemeine Sitte verlangt, dass die oberen Vorderzähne zugespitzt werden; da diese Operation aber nicht selten misslingt, so erscheinen die Zähne entsprechend häufig ganz ausgebrochen. Bei den Bayaka reiben sich sogar die Männer, selbst ganz alte, mit dem rothen Pulver des Tukula-Farbholzes ein, wodurch der Haut eine rothbraune, seltener eine krapprothe Farbe

ertheilt wird; in Loango wird diese Sitte vorwiegend nur von Frauen geübt. Es lässt sich kaum denken, dass Eitelkeit die Ursache der Hauteinreibungen ist, es ist wahrscheinlicher, dass irgend ein medicinischer Aberglaube zu Grunde liegt. Auch Tätowirungen kommen bei den Männern vor, wobei das Hautrelief der in die Haut eingeschnittenen Figuren auffällt. Was sonst an äusserem Schmuck verwendet wird, beschränkt sich auf eiserne Arm- und Beinringe.

Für die Frauen, die sich gleichfalls mit einem Lendenschurz bekleiden, ist das Kopftuch aus Pflanzenzeug sehr charakteristisch: es wird ähnlich wie bei unseren Bauerfrauen hinten durch einen einfachen Knoten zusammengehalten, während es der Anordnung des Wollhaares gemäss vorn einen Wulst bildet, der den Vorderkopf überragt. Hinter diesem Wulst liegt der Riemen des Tragkorbes auf, in welchem die Weiber, und nur diese, Feldfrüchte und beliebige andere Gegenstände fortschaffen. Wo das Kopftuch fehlt, pflegen platte anliegende Zöpfe getragen zu werden, die sich parallel über den Kopf hinziehen. Sehr häufig sah ich bei den Bayakafrauen eine eigenthümliche Tätowirung auf Stirn und Schläfen, neun, beziehungsweise sechszehn grosse, beträchtlich hervortretende Puncte in der Anordnung eines auf die Spitze gestellten Quadrates. Die Kinder werden, was ich auch bereits bei den Bakunya gesehen, von den Müttern vielfach mittelst eines bandelierartigen Riemens getragen, der von der einen Schulter zur andern Hüfte geht. Das Kind sitzt auf dem breiten Riemen und umklammert die Hüfte der Mutter mit den Beinchen. Glasperlen sind im Bayakalande ein gesuchterer Frauenschmuck als im Loango-Litoral; aber gebogene Messingspangen für den Hals, Messing- und Kupferringe für Unterarme und Unterschenkel erhalten den Vorzug. Neben dem Ackerbau betreiben die Bayaka auch das Töpferhandwerk. Die Töpferscheibe ist unbekannt, aber die aus Thon bereitete Masse wird sehr geschickt mit einer freien Hand und einer mit einem Stäbchen versehenen in die gewünschte Form gebracht. Der Topf bleibt längere Zeit der Sonne und der freien Luft ausgesetzt, um dann später im Feuer gebrannt zu werden.

Von sonstigen africanischen Gewohnheiten durchaus abweichend ist die Art, wie die Bayaka (die Männer) ihre Lasten fortschaffen. Die Tragkörbe sind von derselben Form und Grösse, wie die früher beschriebenen Muteten, sie werden aber hier niemals auf dem Kopfe oder der Schulter getragen, sondern stets auf dem Rücken. Zu diesem Zweck ist jede Bayaka-Muteta mit drei breiten, aus Bast gefertigten Tragriemen versehen, von denen zwei für die Schultern,

der dritte für den Kopf bestimmt sind. Die Muteta überragt den Träger etwa um Kopfeslänge. Der Kopf- oder Stirnriemen dient hauptsächlich dazu, die Last zu halten, wenn die Schultern ermüdet sind.

Dem Fetischcultus sind begreiflicher Weise auch die Bayaka ergeben. Die Thierschädel-Fetische theilen sie mit den Bayombe und Bakunya, und hier wie dort trifft man selten eine Schädelanhäufung ohne Gorillaschädel. Da die genannten Fetische der localen Jagdbeute ihre Entstehung verdanken, so geben sie eine nicht zu unterschätzende Andeutung über den Verbreitungsbezirk dieses so geschätzten anthropomorphen Affen. Als neu können die Bayaka den Fetisch Muiri für sich beanspruchen, der bei ihnen in einem leicht erklärlichen Ansehen steht. Er sichert nämlich den Männern eine ebenso vollständige wie bequeme Herrschaft über das weibliche Geschlecht. Die Frauen oder Mädchen dürfen diesen Fetisch nie erblicken und fliehen furchterfüllt, sobald er vorübergetragen wird. Dem Muiri haben es die Bayaka-Weiber zu danken, dass sie weder Hühner noch Ziegen essen dürfen; er ist es, durch dessen Mund die Männer ihren Frauen Forderungen bezüglich der Bestellung der Felder, der Beschaffung oder des Verkaufes von Lebensmitteln verkünden lassen. Auch viele der anderen Fetische z. B. Buanda, Manyeko, Bangoyo sollen mehr oder minder den Zweck erfüllen, den Weibern Furcht einzuflössen und sie zu willenlosen Werkzeugen der Männer zu machen,

Höchst befremdend erscheint in dem von mir besuchten Theile des Bayakalandes die Sitte des Begrabens. Die Leichen der Armen nämlich werden eingewickelt, in den Wald getragen und daselbst am Ast irgend eines Baumes festgebunden; die Leichen der Vornehmen dagegen werden, nachdem ihnen die Kniee an die Brust gedrückt sind, ebenfalls in den Wald gebracht und in eine flache Vertiefung des Bodens gesetzt, während der darüber hervorragende Theil mit trockenem Holze bedeckt wird. Jede Leiche wird vor dem Einwickeln secirt, damit der Nganga aus den Eingeweiden ersehen kann, ob der Tod auf natürliche Weise oder durch einen Zauberer erfolgt ist.

Nichts fällt dem Reisenden, dessen Ohr bereits an die Sprache der Bafiote und Bayombe gewöhnt ist, so sehr bei der ersten Begegnung mit Bayaka auf als das Singende und Einschmeichelnde ihrer Sprache. Man wird angenehm davon berührt, weil man glaubt, dass zu diesen sanften Zungen auch sanfte Menschen gehören müssen. Die Sprache selbst ist eng verwandt mit dem Fiote, wahrscheinlich nur ein stark veränderter Dialekt. Manche scheinbar ganz verschie-

dene Worte sind in Wirklichkeit dieselben, nur hat eine gesetzmässige Aenderung von t in r, von d in l stattgefunden, und sind verschiedene Vorsetzvocale angewendet. Beispielsweise bedeutet im

| Fiote | Bayaka | Deutsch |
|---|---|---|
| tata | rara | Vater |
| mti | muri | Stock, Baum |
| msitu | muschiru | Wald |
| lutu | duro | Löffel |
| tanu | irano | fünf |
| tatu | yeriero | drei |
| mbota | buerrere | Stern |

Weitere Mittheilungen aus den Sprachaufzeichnungen müssen einer besonderen linguistischen Studie vorbehalten bleiben.

Die Bayaka sind wie die verwandten Nachbarstämme von nicht sehr dunkler Hautfärbung. Ebenholzschwärze würde man ebenso wie in Loango ganz vergeblich suchen; die Abweichungen von der dunkeln Bronze bestehen immer in lichteren Nüancen. Die Durchschnittsgrösse der Bevölkerung ist dieselbe wie die der Loangoneger, über welche die genauen Messungen Dr. Falkensteins vorliegen. Die Physiognomie enthält aber etwas Abweichendes, was, wie mir scheint, auf ein stärkeres Hervorstehen der Backenknochen zurückzuführen ist.

In Likungu belästigten die bei Tag und Nacht stechenden Bimfutu noch mehr als in Mongo Nyanga. Heftiger Regen hielt mich auf, machte aber kleinere Abstecher nicht unmöglich. Der Nyanga ist von hier in fünf Stunden zu erreichen; man nennt diese in nordwestlicher Richtung gelegene Stelle schlechtweg „die Steine“. Der Mulatte Francisco, der sie aus eigner Anschauung kannte, erzählte mir, dass der Fluss daselbst zwischen grossen Felsblöcken hinfliesse, und dass sein Bett stundenweit so eingeengt sei, dass die Eingeborenen ihn auf übergelegten Baumstämmen passirten.

Kassotsche ist von Likungu durch einen hohen Bergzug getrennt, der einen sehr steilen Anstieg (zweihundertfünfundsiebzig Meter in drei Viertelstunden) nöthig macht. Der Weg, anfänglich durch die Blattpflanzenvegetation der Lichtungen führend, tritt an dem Fusse des Berges wieder in den ununterbrochenen Hochwald ein. Der erste Rücken, den ich erreichte, heisst Divumba, und von ihm gelangt man durch eine Senkung zu dem noch höheren, dem Mongo Sahi, dessen Uebergangsstelle vierhundert Meter hoch liegt. Während der Wald auf der Likunguseite des Gebirges feucht war und von Regen triefte, fand ich ihn bald nach Beginn des Abstiegs ganz trocken. Die

Regengrenze war haarscharf, so dass sich der Uebergang deutlich markirte. Es bestätigte sich, dass während die Gegend von Mongo Nyanga schon wochenlang mit Niederschlägen bedacht war, die Plateaustufe von Kassotsche noch unter der Herrschaft einer absoluten Dürre stand. Die Erklärung liegt nahe, weil die waldbewachsenen Hänge die von der Küste kommenden, aufsteigenden feuchten Winde so weit abkühlen, dass Regen die Folge ist, und die eines Theiles ihrer Feuchtigkeit beraubte Luft jenseits des Waldgebirges keine Niederschläge mehr veranlasst. Ist man vier Stunden im eigentlichen Hochwalde gewandert, so werden Palmen häufiger und häufiger. Plötzlich tritt man in die offene, hügelige Landschaft ein, in die eigentliche Savanenregion. Auf dem anderthalbstündigen Wege, der uns noch von Kassotsche trennte, entwickelten sich nach und nach blau schimmernde Bergketten, mit denen das tiefer im Innern gelegene Land einen freundlichen Gruss herübersandte. Hier leuchtete auch wieder die Sonne, die ich jenseits der Küstenberge zu schauen fast verlernt hatte.

Kassotsche ist Nichts als ein vorgeschobener Handelsposten Don Vincentes, wie es deren bei den Grenzbayaka noch drei andere giebt: Rande, Lubanya und Intinde. Die Händler pflegen Mulatten zu sein, doch waren jetzt zwei Weisse anwesend, die mit dem Europäer freilich kaum mehr als die Hautfarbe gemein hatten; Leute, die sich so weit vorwagen, weil sie Nichts zu verlieren haben und die ein halb wildes, halb kindisches Leben führen. Seit anderthalb Jahren hatte es in diesen Gegenden so gut wie gar nicht geregnet; erst jetzt, während meiner Reise fielen die ersten Schauer. Die Bevölkerung war ausgehungert und litt stark unter den von der Küste eingeschleppten Sandflöhen. Nahrungsmittel (Bananen und Hühner) befanden sich nur noch im Besitz Weniger und konnten nur mit Schwierigkeit erlangt werden. Oft sah ich mich in der bittersten Verlegenheit, auch nur für meine vier Leute das Nothdürftigste zu beschaffen, und litt selbst nicht minder vom Hunger. Die kürzeste Entfernung des Nyanga von Kassotsche beträgt nur eine halbe Stunde. Ich blieb zunächst auf der linken Flussseite und steuerte auf einen weithin sichtbaren Berg los, der sich in einer Tagereise erreichen liess; er heisst Mongo Sanga, an seinem Fusse liegt Rande. Dort wohnte der Mulatte Mauricio unter Negern und mit Negern. Der Weg führte ausschliesslich durch Campinen (Grasfluren), in welche knorrige Sträucher, theilweise auch Bäume eingestreut sind; nur längs der Wasserläufe findet sich Wald. Bei der Annäherung an das Dorf steigt man in das Thal des Nusekossi hinab, eines linken Nebenflusses

des Nyanga. Man wird hier durch den Anblick coulissenartig aufgerichteter Kalksteinplatten überrascht, welche den Flusslauf anzeigen. Die kolossalste dieser Erhebungen gleicht frappant einer zerstörten Ritterburg, eine andere Stelle einem Friedhof, so sehr ähneln daselbst die Kalkplatten aufgesetzten Leichensteinen. Der hohe Sangaberg scheint auch aus Versteinerungen führendem Kalkstein zu bestehen; man meldete mir als ein besonderes Wunder, dass sich auf der Spitze Muscheln befänden; das genügte, den Sitz eines Fetischs dorthin zu verlegen und mich auf dem Wege dahin durch ein Palaver aufzuhalten. In dem Dorfe des Bayakahäuptlings, der sich die Herrschaft über den Berg anmasste, wurde mir die Passage verlegt, damit diesem trefflichen Manne und dem ihm ebenbürtigen Mulatten Mauricio Zeit bliebe, mir das Wenige abzunehmen, was ich besass. Ich hatte die Besteigung lediglich der Aussicht und Orientirung wegen unternehmen wollen, weil Mauricio mir gesagt hatte, dass die Spitze unbewaldet sei, fand den Berg aber über und über bewaldet und kehrte ohne Reue um.

Noch am Nachmittag des sechsundzwanzigsten September zog ich weiter und hoffte das andere Flussufer und die Handelsstation Lubanya erreichen zu können. Nach dreiviertelstündiger Thalwanderung durch die interessanten Kalksteingebilde am Nusekossi kamen wir nach Mamanya de Boma am linken Nyangaufer, fanden aber kein Canoe zum Uebersetzen vor, obgleich Mauricio fest das Gegentheil versichert hatte. Nach stundenlanger Abwesenheit kehrte der ausgesandte Bote mit der Meldung zurück, dass am nächsten Morgen ein Canoe erscheinen werde. Da wir gar Nichts mehr zu essen hatten, schickte ich nach Rande zu dem Mulatten, um mir einige Bananen auszubitten. Der Bote kam überhaupt nicht mehr zurück; die Leute im Dorfe wollten uns Nichts verkaufen, also hungerten wir und tranken Thee. Am andern Morgen erschien in der That ein Canoe, und ohne viel Redens mussten die drei Crumanos mit den Lasten übersetzen; als ich nach der Rückkehr des Fahrzeuges mit meinem Diener einsteigen wollte, erhob der Fährmann grossen Streit wegen der Bezahlung, die ich erst in Lubanya leisten konnte. Dies bewirkte eine Zusammenrottung herbeigeeilter Bayaka. Um die Sache kurz abzuschneiden, hatte ich meinen Diener Congo in's Canoe steigen lassen und war eben im Begriff, das Fahrzeug selbst flott zu machen, als der Bayakahäuptling mit einem Zettel von seinem Freunde Mauricio erschien, worin ich gebeten wurde, umzukehren, da der Besteigung des Mongo Sanga nun Nichts mehr im Wege stünde; aber nicht eine Banane schickte mir der verrätherische Gastfreund. Ich wies den Vorschlag ab, schickte

mich zum Uebersetzen an, aber der Häuptling, unterstützt von der übrigen Rotte, liess es nicht zu und wollte Gewalt brauchen. Der aufgeregten, brüllenden Schar gegenüber war ich allein auf mich angewiesen. Ich zeigte ihnen die grossen Patronen meiner Büchsflinte und machte durch eine unverkennbare Bewegung klar, was ihre nächste Bestimmung sei; dann schlug ich dem Bayaka, der das Seil des Canoes festhielt, mit der ganzen Kraft der Wuth über die Hand, sprang in das Canoe, in dem mein Diener bereits mit dem Ruder bereit stand, kniete in dem schwanken, schmalen Fahrzeug nieder, richtete die Büchse auf die tobende Menge, liess abstossen und entkam glücklich auf das andere Ufer.

Der Nyanga ist hier hundertfünfzig Schritt breit, auf beiden Seiten zieht sich ein schmaler Streifen Waldes, in dessen Laubdach muntere Affen umhersprangen. Die Uferwände bestehen aus unkrystallinischem Kalk, in einiger Entfernung davon erhebt sich dasselbe Gestein in steilen Felsen zu dreissig bis vierzig Meter Höhe.

Der nun zurückzulegende Weg entfernte sich von Neuem vom Flusse und verlief fast ausschliesslich in niedergebrannten Campinen, auf denen sich grosse und kleinere Blöcke eines bräunlichschwarzen Conglomerats ausgestreut finden. In einem eisenschüssigen Cement sieht man Quarzkrystalle eingebacken und kleine, schalig angeordnete Kugeln eines Eisengesteins. Das Terrain ist überall wellig. Alles ist ausgetrocknet und dürr; die noch nicht zusammengeknickten oder niedergebrannten Gräser waren gelb wie unsere zum Schnitt reifen Aehren. Ein saftiges Grün erfreute das Auge nirgends, und wo sich auf Kuppen oder in Terraineinschnitten Waldbestände zeigten, kamen blaugrüne Töne in die Landschaft. Ein Gebirgskranz vom Durchmesser mehrerer Tagereisen umgab mich, und ich versuchte vergeblich, bestimmte Höhenzugsrichtungen zu erkennen. Wir passirten mehrere Hüttengruppen zu fünf und sechs Tschimbeks, deren Complex Tschilala genannt wird. Die Bewohner liessen mich unbelästigt hindurchziehen. Endlich wurde das Dorf Lubanya erreicht. Meinen Leuten, die vierundzwanzig Stunden lang Nichts gegessen, sich aber wacker gehalten hatten, wurde eine verdiente Rast gewährt. Durch Vermittelung des unglücklichen Portugiesen, der hier seine Tage fristete, konnte ich mir die nothdürftigsten Lebensmittel verschaffen und setzte dann am folgenden Tage meine Wanderung durch die schattenlosen Savanen des unbekannten Landes fort. Ein Schwächezustand, der mich auf dem Wege überfiel und dem Zusammenwirken der brennenden Sonne und der mangelnden Ernährung zuzuschreiben war, wurde zwar glücklich überwunden, liess aber zer-

schlagene Glieder zurück und erschwerte das Gehen. Seit dem Ueberschreiten des Nyanga bei Mamanya de Boma war die Marschrichtung eine nordöstliche, wir bewegten uns auf dem Terrain zwischen 3° und 2° 30′ südlicher Breite und waren um mehr als einen Längengrad östlich von der Nyangamündung entfernt.

Die Eindrücke glichen ganz denen der vorangegangenen Tage. Die Savane hat etwas grossartig Monotones. Der Landschaftscharakter zeigt Aehnlichkeiten mit den von Dr. Schweinfurth auf der andern Seite des Aequators besuchten Gegenden. Der äusserste Punct, den ich auf meiner Reise erreichte, heisst Intinde, wo das vorgeschobenste Handels-Tschimbek Vincentes steht. Der die Gegend beherrschende Häuptling Mambungo wohnt in dem benachbarten Dorfe Lukandu. Er wollte nicht, dass ich den Weg fortsetzte, um Mongo Nyanga von der rechten Seite des Flusses aus wieder zu erreichen. Ich habe bereits genug von Palavern und unnützem Hin- und Herreden berichtet; hier lag ein neuer Fall vor, bedingt durch die alten Motive der Furcht und des Misstrauens: Meine Leute waren fremd in der Gegend; ohne einen wegkundigen Führer liess sich Nichts machen, und gerade dieser wurde mir verweigert. Ich musste mich mit einigen dürftigen Informationen begnügen, aus denen hervorgieng, dass der in's Innere führende Weg noch einmal Waldgebiet durchschneidet, ehe die neue Savanenregion erreicht wird. In zwei Tagereisen gelangt man nach Npuku, wo ein Sclaven- und Kautschukmarkt stattfindet; das dahinter gelegene Land heisst Tschiyaka, wird also im engeren Sinne als der Wohnsitz der Bayaka betrachtet. Es folgen die Bansabi, dann die Bassango, endlich die Bavumbu, denen Feuerwaffen gar nicht mehr bekannt sind. Von den Bantetsche wusste man Nichts. Von den Babongo wurde mir Aehnliches berichtet, wie ich schon in Mayombe gehört hatte, dass dieselben eine in Wäldern nomadisirende Völkerschaft sind, nur Lanzen führen, einen ganz kleinen Schurz um die Lenden tragen, eine gelbliche Hautfarbe besitzen und nicht kleiner, noch grösser sind als andere Neger.

Ich kehrte am dreissigsten September wieder nach Lubanya zurück. So anstrengend das Marschiren auf den schattenlosen Flächen sein mochte, so trieb die Knappheit der Nahrungsmittel doch zur Eile. Es war mir gelungen, in Intinde einige Fruchtstände Bananen und einen Ziegenbock einzuhandeln, mit denen wir möglicher Weise bis Mongo Nyanga reichen mussten. Ich liess deshalb nur die heissesten Stunden des Tages in Lubanya vorübergehen und setzte den Marsch in der Richtung auf Kassotsche fort, in der Hoffnung, diesen Ort mit Einbruch der Nacht zu erreichen. Die sinkende Sonne und

eine frische Brise machten nun den Weg angenehm, ja die Aussicht gestaltete sich entzückend schön, als ich am Rande des steil zum Nyangathal abfallenden Hanges hinschritt; der Blick schweifte über herrliche, blaue Gebirge, und zu meinen Füssen lag die breite Sohle des Nyangathales mit einigen in Bananengebüsch eingebetteten Dörfern und dem aus unbekannter Ferne herkommenden Strom. Ich stieg in's Thal hinunter, passirte das grosse Dorf Fuerra und stand nach einer halben Stunde am rechten Nyangaufer, dessen Nähe durch aufgerichtete Kalksteinfelsen angezeigt war. Zwei schmale Bänder üppiger Uferwaldung laufen längs des Wassers hin, während der Rest des Bodens mit Gräsern bestanden ist. Vergeblich ertönten unsere Rufe, um einen Fährmann für das auf der andern Seite liegende Canoe herbeizulocken, und wir schlugen deshalb ein Bivouac am Ufer auf. Am folgenden Morgen konnte der Uebergang bewerkstelligt werden; der Fluss zeigte starke Strömung, Felsen fanden sich nicht; der Grund ist schlammig, das Wasser selbst aber sehr klar. Nach einer Stunde war Kassotsche erreicht, und ich beschloss trotz sehr empfindlicher Mattigkeit den Weg nach Likungu fortzusetzen. Von Neuem traten wir in den grossen Wald ein, erstiegen den Mongo Sahi und erreichten so wiederum das Regengebiet. Der Weg wurde schlüpfrig, von den Bäumen tropfte das Wasser, ein durchsichtiger Nebel erfüllte den Wald: das Ganze war unendlich melancholisch und ernst. Die zweite Höhe, der bereits genannte Mongo Divumba, wurde gegen Abend erreicht, und nun begann der ungewöhnlich steile Abstieg auf dem glatten, mit Wurzeln und feuchten Blättern übersäten Lehmboden. Meine Crumanos keuchten unter ihrer Last; langsam kam die Nacht herbei, wir passirten mit dem verschwindenden Tageslicht zwei Bäche, dann wurde es so dunkel, dass man den Weg nicht mehr sehen, nur noch fühlen konnte. Hell strahlende Leuchtkäfer flogen hin und her durch den Wald, oder leuchteten am Grunde des Bodens, aber den Pfad konnten sie doch nicht erhellen, und so liess die Dunkelheit den Weg unendlich lang erscheinen. Noch mussten mehrere in den Boden tief eingeschnittene Bäche passirt werden. Das Herabkriechen auf dem fast senkrecht abfallenden Lehm, das Durchwaten des über dem Schuhzeug zusammenschlagenden Wassers, das mühsame Hinaufklettern auf der andern Seite bei stockdunkler Nacht, einem knurrenden Magen und erschöpften Körper war eine böse Arbeit. Aber wir erreichten dennoch Likungu, wo ich die belebende Wolthat eines flackernden Feuers lebhafter empfand als je zuvor. Bald brach der Regen los und währte den ganzen Tag und die ganze Nacht.

Am Morgen des dritten October trat eine Pause ein und ich setzte mich nach Mongo Nyanga in Marsch; unterwegs betrachtete ich die Baumfarne noch einmal genau. Nach einer Rast im Dorfe Muyabi hatte neuer Regen eingesetzt; die Wege waren nun so schlüpfrig geworden, dass steile Anstiege nur durch Hinaufziehen an den Baumstämmen mit den Händen bewerkstelligt werden konnten. Dadurch gieng viel Zeit verloren, und wir waren noch mehrere Stunden von Mongo Nyanga entfernt, als die schwarze Nacht uns umhüllte. Ich zog es vor, tastend voranzuschleichen als mit den nassen Kleidern auf nassem Boden die Nacht zu verbringen. Der Crumano, dem ich eine Fackel übergeben hatte, war in irgend einem geschützten Winkel des Waldes zurückgeblieben; schliesslich befreiten uns einige Stückchen Kerze, die ich bei mir trug, aus der Noth, und um neun Uhr Abends erreichten wir das Handels-Tschimbek Mongo Nyanga. Vier Tage lang sah ich dem dicht herniederfallenden Regen zu, der die Wasser des Nyanga bereits sichtbar zu schwellen begann. Ebenso lange schwankte ich über den weiteren Verlauf der Reise. Mit Dankbarkeit durfte ich freilich darauf zurückblicken, dass meine Kräfte sich den Anforderungen der eben vollendeten Wanderung gewachsen gezeigt hatten, aber dennoch schien jetzt eine Unterbrechung aus drei Gründen geboten: den einen lieferte die Natur selbst durch die ungewöhnliche Heftigkeit, mit der die Regenperiode sich erklärt hatte; das Reisen erhielt dadurch neue Schwierigkeiten in sofern, als viele Bäche unpassirbar wurden, desgleichen auch viele Wege, die nun durch Moräste führten, und unter der mit erneuter Kraft aufschiessenden Vegetation verschwanden. Einen zweiten Grund musste ich in mir selbst suchen. Mein Zustand verlangte Ruhe; die allgemeine Erschöpfung war zu gross, und sollte das Leben der letzten Monate dennoch fortgesetzt werden, so musste es bald jenen Abschluss finden, an den sich überhaupt Nichts mehr anknüpfen lässt. Dies erschien zu früh für die Ueberlegung, dass die weitergehenden Pläne der Expedition ja erst jetzt in ein aussichtsreicheres Stadium treten sollten; denn die letzten principiellen Hindernisse für die Beschaffung von hundert Trägern aus dem fernen Benguella schienen nun beseitigt; gerade in Mongo Nyanga fand ich nachgesandte Briefe vor, aus denen hervorgieng, dass die portugiesische Regierung ihre Einwilligung zur Uebersiedelung von hundert ihren Colonieen angehörigen Negern ertheilt und die nöthigen Instructionen an den Generalgouverneur in São Paulo de Loanda ausgefertigt habe. Die Rücksicht auf diese frohe Botschaft lieferte den dritten Grund für das Aufgeben der Reise zum Sette Kamasflusse. Derselbe konnte in

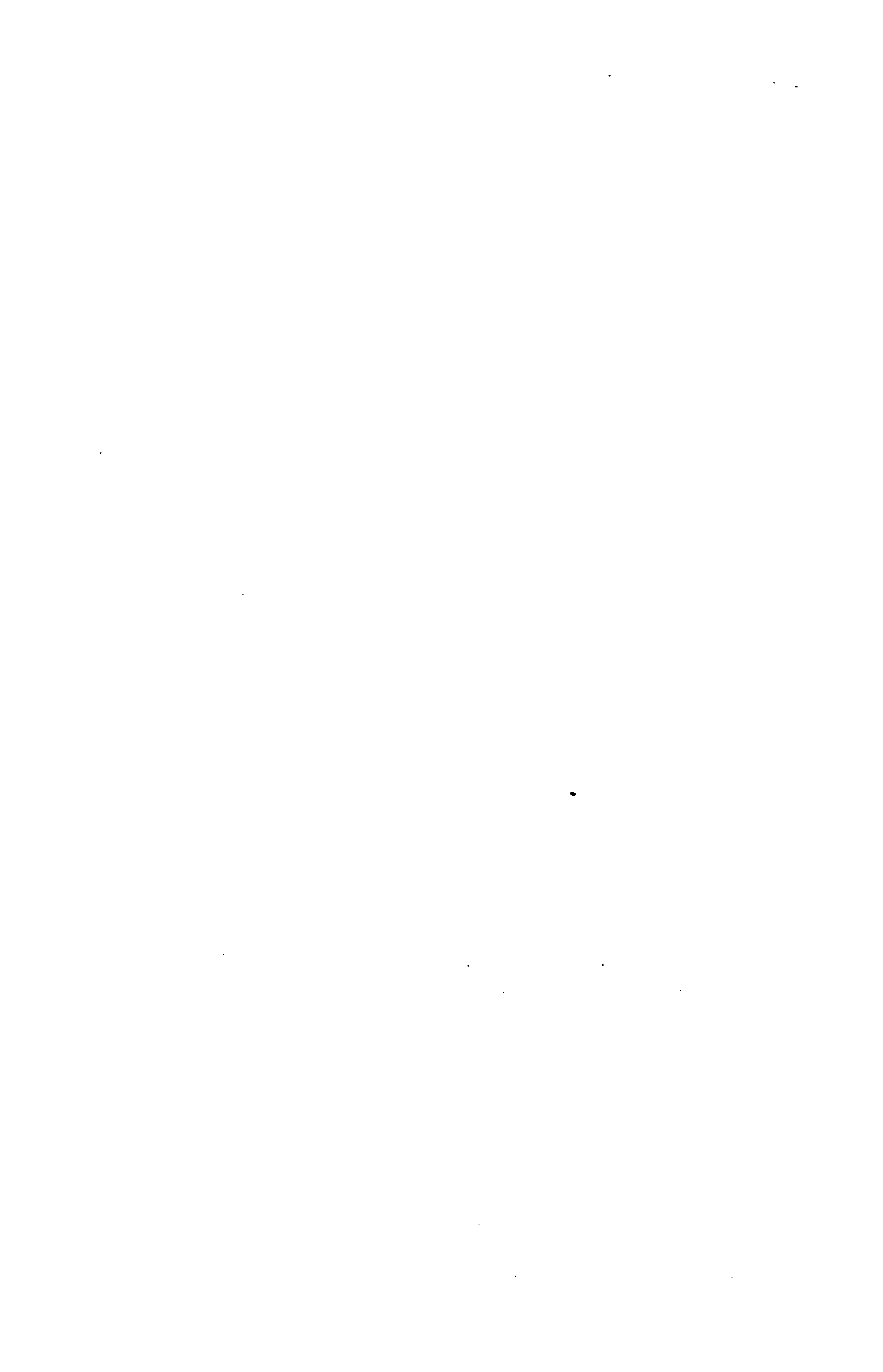
wenigen Tagereisen erreicht werden: ich hatte ihn als eine dritte mögliche Strasse in's Innere in das Auge gefasst, weil an seinem Unterlaufe Factoreien liegen, auf die eine Expedition sich stützen konnte, und weil der Angabe nach die Flussschiffahrt auf weite Strecken hin frei war. Statt dessen begab ich mich zur Nyangamündung, wo ich am zehnten October eintraf. Ein kleiner Schooner lag vor Anker, um nach Landana (bei Tschintschotscho) zu segeln. Da ich aber den Küstenstrich zwischen Yumba und Kuilu noch nicht kannte, so hielt ich die Landreise für geboten, so sehr auch Ruhe mir erwünscht schien; bat jedoch den Capitain, mich nach Yumba mitzunehmen.

Die Brandung an der Nyangamündung gilt für die schlimmste an allen Küstenplätzen; ich wagte es daher nicht, mein Gepäck, das den Sextanten enthielt, dem feindseligen Elemente anzuvertrauen, und schickte es zu Lande voraus. Als ich mich mit dem Capitain und einem aus Portugal nach den westafricanischen Colonieen deportirten und entflohenen Mörder einschiffte, wurde das Canoe noch innerhalb der Brandungsregion von der ersten der grossen Wellen erreicht, die einer Anzahl kleinerer Wellen folgte; sie wälzte sich heran, höhlte sich mehr und mehr vor unseren Augen und stand als senkrechte Wassermauer vor uns, als der erste Schaum ihren First krönte; das Canoe bäumte auf wie ein geängstigtes Ross, ein Rauschen und ein Wogenschwall folgte, die Flut überschüttete uns, dann fiel das Fahrzeug schwer hinunter; ein Wunder hatte es vor dem Umschlagen bewahrt, aber mit Wasser gefüllt, war es dem Sinken nahe. Den Ruderern wurde keine Zeit zum Besinnen gelassen; heftig angetrieben arbeiteten sie sich durch das wilde Element, und wir schwebten über die nächste ungebrochene Welle hin; dann gieng es an's Ausschöpfen, und wir erreichten den Schooner ohne zu sinken. Das Wasser war mir bis auf die Haut gedrungen, hatte die Kleidertaschen erfüllt und mein kostbares Chronometer ruinirt. Nach einundvierzigstündiger Fahrt ankerten wir vor Kuango, wo ich ohne Unfall das Land betrat, um die Reise wieder für mich allein fortzusetzen.

Ich folgte zunächst der Banyalagune; sie zieht sich, ein mächtiger Strom ohne Strömung, in südöstlicher Richtung aufwärts und bleibt auf eine Strecke von vierzig Seemeilen in ihrem Verlauf der Küste parallel. Die Breite des Dammes, welcher daselbst zwischen Meer und Lagune eingeschoben ist, übersteigt nirgends einige Seemeilen. Die dem Auge dargebotene Wasserfläche ist wahrhaft imposant; die Breite des Lagunenstromes sinkt nie unter fünfhundert



Oelpalme (Elaeis guineensis).



Schritt, übersteigt aber mehrfach dreitausend. Die Farbe des Wassers ist dunkelbraun; zahlreiche kleine Inseln treten im Unterlaufe auf, dessen Reichthum an Austern bereits früher erwähnt ist. Flaches Land und niedrige Hügel bilden die Ufer, die auf beiden Seiten mit Wald bestanden sind. Sechs Stunden von der Mündung entfernt am rechten Ufer, liegt Mambi, eine kleine Handelsfactorei. Die Lehmbänke bilden hier einen achtzehn Meter hohen Steilabfall. Während meines ganzen Aufenthaltes in Westafrica habe ich nie einen so traulichen Fleck Erde gesehen wie die Landschaft hinter Mambi. Die grünen Savanen des hügeligen Terrains brachten hier mehr als anderwärts den Eindruck unserer Wiesen hervor, der durch eingestreute kleine Waldbestände und die kahlen Kuppen noch erhöht wurde; dahinter sah man die blauen Züge der fernen Gebirge. Eine trübselige Nachtfahrt brachte mich nach Buassa, während der Regen in Strömen floss, und ich werde den melancholischen Eindruck nie vergessen, den die Lagune mit ihren umnebelten, grauen Ufern bei heraufdämmerndem Morgen hinterliess. Buassa ist eine lichte Stelle am linken Ufer der Banyalagune, fünfzehn Canoestunden oberhalb der Mündung. Ein Pfad führt von hier zum Meere, und diesen schlug ich nun ein, weil die Lagune nicht länger der Küste parallel bleibt, sondern sich gegen das Innere des Landes hinaufzieht. Ein nur dreistündiger Weg trennt Buassa von Pontabanda oder, wie die Eingeborenen es nennen, Longo. Die Landschaft zeigte einen veränderten Typus, denn weit gestreckte, breite Wiesen unterbrachen den Wald. Da der Boden an diesen Stellen meist sandig und wasserarm ist, so bleibt das Gras dürftig und seine Farbe stumpf; dagegen ist der Wald schön und anmuthig. Bäume, wie die Pracht der Kuilu- und Nyangawälder sie hervorbringt, kommen freilich nicht vor, die Blattgewächse fehlen, und ein nicht zu dichtes Unterholz erlaubt dem Blicke wenigstens einigen Spielraum. Bei der Annäherung an das Meer tritt eine Aenderung ein; die Farbe der Blätter wird graugrün, die Bäume kümmerlicher, und wo die trostlose Wanderung längs des Strandes beginnt, führt der Weg durch einen Wald abgestorbener, theilweise zusammengebrochener Stämme hin.

Von Pontabanda bis Tschilunga, der alten, nördlichen Grenze des Königreichs Loango, ist eine unerquickliche Reise. Es war mir gelungen, Hängemattenträger zu engagiren, aber was mir dadurch an körperlicher Anstrengung erspart blieb, musste ich mit dem Verdruss bezahlen, den die widerspänstigen Neger mir bereiteten. Vierundzwanzig Stunden nahm dieser Weg in Anspruch. Das Passiren der Lagune von Kunkuati und des Flusses Numbi waren der Anlass

neuer Belästigungen von Seiten der Eingeborenen. Erschöpft langte ich am einundzwanzigsten October in Longobondo an, das fünfzehn Seemeilen nördlich vom Kuilu liegt. In den zwölf Tagen, welche die Reise von Mongo Nyanga bis hierher erfordert hatte, war ich kaum aus meinen Kleidern herausgekommen und hatte nur zweimal die Wolthat eines stärkenden Schlafes genossen. Das nächtliche Reisen auf Flüssen und Lagunen, die vielen Regenschauer, ein neuer Anfall biliösen Erbrechens, der Wechsel von feuchter Nebelluft und stechender Sonne, der üble Wille der Canoe- und Tipojaleute sind nicht dazu angethan, einen Leidenden herzustellen.

Nunmehr war ich in das eigentliche Gebiet der Loangoküste eingetreten, die mir wie ein civilisirtes Land erschien. Ich reiste über Kuilu und Loango nach Pontanegra, verliess hier die Küste von Neuem, wandte mich nach Tschikambo und traf, den Weg über Tschissambo nehmend, am neunundzwanzigsten October in der Station Tschintschotscho ein.



Wurzelstreben eines Urwaldriesen.

ganze Natur verklärt. Meine Gesundheit flösste dem Arzt ernsthafte Besorgnisse ein, und er rieth mir vor Allem Ruhe und Schonung; ich gab daher den Plan auf, selbst nach Benguella zu gehen, um die für die Expedition engagirten Träger zu mustern und nach Tschintschotscho überzuführen, und bat Dr. Falkenstein, diese Mission zu übernehmen, zu der ihn sein ärztlicher Beruf besonders geeignet machte. Andererseits traf ich Abrede mit Shr. Reïs am Kuilu, um mir den für meine Zwecke einzig brauchbaren Lingster Mani Mampaku für die Expedition des nächsten Jahres zu sichern; denn ich hielt trotz aller üblen Erfahrungen an dem Kuiluwege fest, weil die erhaltenen Nackenschläge einerseits dem allgemeinen Nothstande Mayombes, andererseits der Unzuverlässigkeit der Träger zugeschrieben werden mussten, und ich also hoffen durfte, dass das bessere Verhalten der neuen Träger und das Aufhören der Hungersnoth eine Wiederholung der Unfälle ersparen würde.

Das Eintreffen von Dr. Pechuël-Loesche während meiner Abwesenheit, im August 1874, hatte der Expedition einen durch jahrelanges Reisen in America, der Südsee und den Polarregionen erprobten Mann zugeführt; er war mit der Bestimmung ausgesandt worden, mein Begleiter im nächsten Jahre zu werden, doch gewährte er, abgesehen von seinen selbständigen Arbeiten, schon jetzt meiner Thätigkeit mannigfache Erleichterung. Er hatte namentlich die seit dem ersten Januar 1874 bis April 1876 ununterbrochen fungirende meteorologische Station übernommen, so dass mir die Ablesungen nur ausnahmsweise zufielen, und ich mich auf deren Reduction und die Berechnung der Pentaden und Monatsmittel beschränkte. Wir führten aus Anlass der Triangulation von Tschintschotscho gemeinsam einige Versuche aus, die später von grossem Nutzen werden konnten, nämlich die Ausmessung einer Basislinie durch den Schall. Dieses Verfahren verlangt der ihm innewohnenden Ungenauigkeit wegen grosse Uebung, wenn einigermassen brauchbare Resultate erzielt werden sollen. Der grosse Werth desselben für den Reisenden besteht darin, dass es unabhängig von der Beschaffenheit des Terrains ist und nur erfordert, dass die an den Endpuncten der Basis befindlichen Beobachter sich sehen können: A schiesst ein Gewehr los, B erblickt die weisse Rauchwolke und zählt nach den Schlägen seiner Uhr die Secunden, die verfliessen, bis der Schall sein Ohr trifft; dann vertauschen A und B ihre Rollen, und durch häufige Wiederholung des Verfahrens, bei steter Berücksichtigung der Temperatur und des Luftdruckes, wird die Distanz zwischen beiden Beobachtern aus der Zeit und der Schallgeschwindigkeit ermittelt.

Die Periode der äusseren Ruhe benutzte ich zunächst zur Ausarbeitung des Reiseberichts, dann aber auch zu ausgedehnten Beobachtungen mit den zur Hand befindlichen Präcisionsinstrumenten. Mein Hauptaugenmerk war dabei auf die directe Bestimmung der Länge von Tschintschotscho gerichtet, die in Verbindung mit der auf gleiche Weise ermittelten Länge der Kuilumündung der Karte das Fundament gab. Eine Karte der Loangoküste existirte nicht, und wenn das zu schaffende Gerippe derselben wirklich fundamentale Bedeutung haben sollte, so mussten die zu Grunde liegenden astronomischen Beobachtungen ihre Zuverlässigkeit beweisen können. In diesem Sinne habe ich sie stets angestellt, und verweise den in die Methoden Eingeweihten auf die Mittheilungen des Anhangs. Hier sei nur bemerkt, dass alle Breitenbestimmungen aus Circummeridianhöhen, alle Zeitbestimmungen aus Höhen östlicher und westlicher Gestirne erhalten, dass von jedem einzelnen Gestirn eine Reihe von Höhen genommen, und die Beobachtungen so schnell es angieng berechnet wurden. Es kann kaum nachdrücklich genug betont werden, dass das eigentliche Ortsbestimmungsinstrument des Pionierreisenden der Sextant, respective Prismenkreis, nicht aber das Universalinstrument oder der Theodolith ist. In der Hand des geübten Beobachters ergiebt sich mit einem sechszölligen Sextanten aus einer vollständigen Beobachtungsreihe die Breite auf zehn Bogensecunden, die Zeit (wenn die Uhr exacte Ablesungen gestattet) auf eine halbe Zeitsecunde genau. Nur die auf Monddistanzen gegründeten Längenbestimmungen können empfindliche Abweichungen von der Wahrheit ergeben, und hier ist, für die Tropen wenigstens, die mit dem Universalinstrument vorgenommene Bestimmung der Länge aus Mondhöhen vorzuziehen. Jedoch werden auch die Monddistanzen mit dem Sextanten gute Resultate geben, wenn man die Arbeit richtig vertheilt, d. h. wenn man sich auf wenige Fundamentalpuncte beschränkt, diese aber durch sehr vollständige und lange Reihen östlicher und westlicher Distanzen festlegt und die dazwischen liegenden Orte entweder durch Zeitübertragung oder aus der fliegenden Compassaufnahme bezüglich ihrer Länge bestimmt. Das Universalinstrument gestattet an sich bekanntlich eine genauere Ablesung als Reflexionsinstrumente desselben Durchmessers; es ist dagegen schwieriger zu transportiren, erfordert ein besonders mitzunehmendes Stativ und bedarf einer festen, oft zeitraubenden, von gebrechlichen Niveaus abhängigen Aufstellung; die genaue Einstellung und Ablesung der Mikroskope und die Sichtbarmachung der Fadenkreuze verlangen eine gute, nicht immer zu beschaffende Beleuchtung. Die Reflexionsinstrumente dagegen sind

leicht transportirbar, schnell ausgepackt, der Quecksilberhorizont in kürzester Frist aufgestellt. Vermöge der Leichtigkeit ihrer Handhabung gestatten sie die Einzelbeobachtungen in schnell aufeinanderfolgenden Intervallen vorzunehmen und ersetzen durch grössere Zahl die geringere Genauigkeit.

Besonderes Interesse wurde auch den magnetischen Beobachtungen zugewandt, für die sich durch einen von Dr. Pechuël-Loesche überbrachten Apparat die trefflichste Gelegenheit bot. Herr Dr. C. Börgen hat sich der Mühe unterzogen, die eingesandten Beobachtungen für die Mitte des Jahres 1874 zu reduciren. Das Resultat ist folgendes:

Tschintschotscho Länge 12° 3′ 45″ Ost von Greenwich,
Breite 5° 9′ 14″ S.
Magnetische Declination 17° 46′ 6 W.
Inclination 26° 50′ 4 S.
Horizontal-Intensität 3,0148.

Herr Börgen schreibt darüber:

„.... Es wäre noch übrig, dieses Resultat mit den Angaben der magnetischen Karten für 1874 zu vergleichen. Diese ergeben:

Declination 19° 0′ West, Inclination 20° 0′ Süd, Hor.-Intensität 2,9480. Es stellen sich also, besonders in der Inclination, bedeutende Unterschiede heraus, welche mit Bestimmtheit darauf schliessen lassen, dass der Verlauf der magnetischen Curven in dieser Gegend ein anderer ist, als auf unseren Karten angenommen wird, dass namentlich der Durchschnittspunct des magnetischen und geographischen Aequators beträchtlich weiter nach Westen verschoben wird. Dies wird vollständig bestätigt durch zahlreiche Beobachtungen, welche an Bord S. M. S. „Gazelle" in dieser Gegend angestellt sind, und welche durch die Güssfeldt'schen Beobachtungen, ebenso wie diese durch jene eine erhöhte Wichtigkeit erhalten." Ein weiteres Eingehen auf diese Beobachtungen muss hier unterbleiben; die darauf bezüglichen Zahlen sollen im Anhang gegeben werden.

Eine der anziehendsten Beschäftigungen des Reisenden bleibt die mit der Sprache des Volkes, unter dem er lebt. Ganz abgesehen von den praktischen Vortheilen, die sich daraus ziehen lassen, gilt es für ausgemacht, dass erst die Kenntniss der Sprache einen tiefern Einblick in das Wesen eines Volkes eröffnet. Wo keine Vorarbeiten existiren, sind die Schwierigkeiten freilich so bedeutend, dass nur mit grossem Zeitaufwand etwas Erspriessliches geleistet werden kann. Zunächst muss das Ohr sich gewöhnen, die fremdartigen Klänge überhaupt nur aufzufassen; denn wie weit man anfänglich davon entfernt

ist, beweisen die ersten vergeblichen Versuche, das Gehörte schriftlich zu fixiren. Allmählich schärft sich das Ohr, und dann erst kann die eigentliche Arbeit beginnen. Ein Vocabular concreter Begriffe ist bald entworfen; die grössere Schwierigkeit entsteht erst, wenn man von diesem festen Terrain aus weiter vordringen will. Alsdann handelt es sich um die Kunst der richtigen Fragestellung, die dem Eingeborenen stets nur eine einzige Antwort ermöglicht und das linguistische Rohmaterial in Form kleiner, sich gegenseitig controlirender Sätze liefert. Für das Studium des Fiote erschien mir die Kenntniss des Negerportugiesisch von grosser Wichtigkeit, weil nämlich letzteres durch seine eigenthümlichen Redewendungen Winke über die Art und Weise enthält, wie die Neger in ihrer eigenen Sprache denken. Hat man das Glück, einem intelligenten Eingeborenen zu begegnen, der durch häufigen Verkehr mit Weissen sich einer gewissen Vertrautheit mit unseren Eigenthümlichkeiten rühmt, so darf man eine besondere Förderung der linguistischen Bestrebungen erwarten. Dr. Bastian fand einen solchen Mann in Kabinda, ich in Massabe. Unsere Aufzeichnungen sind ganz von einander unabhängig und liefern einen ersten Einblick in die Fiotesprache. Weitaus das grösste Material aber hat Dr. Pechuël-Loesche gesammelt, der, im engsten Zusammenhange mit seinen ethnologischen Untersuchungen, nach meinem unerwartet schnellen Fortgange von Tschintschotscho die im besten Fluss befindlichen Sprachstudien fortführte und der wiederum von mir ganz unbeeinflusst gearbeitet hat. Durch diese dreifachen Bemühungen ist die Grundlage zur Erkenntniss einer bis dahin völlig unbekannten Sprache gelegt und den Linguisten Gelegenheit gegeben, deren Stellung zu den bereits bekannten africanischen Sprachen zu bestimmen.

Das Jahr 1874 erreichte sein Ende; nicht so die Enttäuschungen, an denen es überreich war. Während Dr. Falkenstein in Benguella weilte, um die Träger zu holen, erhielt ich aus dem Norden, d. h. vom Kuilu, so schlimme Nachrichten, dass die bereits gefassten Pläne wieder über den Haufen geworfen werden mussten. Es wurde mir zunächst der Tod Mani Mampakus gemeldet, des Mannes, der nach langer Mühe unter Tausenden als der einzig brauchbare Führer und Dolmetscher herausgefunden war; die Pocken hatten ihn in wenigen Tagen weggerafft. Denn diese Geissel, die schon während meiner letzten Reise das Bayombeland verheert hatte, wüthete noch immer, entvölkerte Länderstriche, liess die Culturen unbebaut, machte die Hungersnoth allgemein und jedes Reisen unmöglich. Von Neuem stand ich rathlos da, suchte aber natürlich neue Verbindungen anzuknüpfen und fand schliesslich einen Handelslingster Namens Ngutu, der mich

von Tschintschotscho aus direct östlich nach Ikamba führen wollte. Auch unser eigner Küstenstrich hatte viel unter Krankheiten zu leiden, namentlich in der Zeit der grossen Regen, im Februar, März und April. Der Tod des Lingsters der Station, des angesehenen Muboma von Yenga war ein sehr harter Schlag für uns; ein würdigerer, ehrenwertherer Neger hatte nie in unserm Dienste gestanden, und seinem ruhigen Auftreten und grossen Ansehen war es zu danken, dass verschiedene Verwickelungen mit den Eingeborenen ohne Blutvergiessen beigelegt wurden. Ich werde die Scene nie vergessen, die sich in Yenga vor der Hütte und am Sterbelager des seiner Krankheit erlegenen Muboma abspielte. Yenga liegt nur eine gute Viertelstunde von der Station, und wir eilten auf die Nachricht des eingetretenen Todes dorthin. Das ganze Dorf war in Aufruhr; der Todte lag ausgestreckt auf einem erhöhten Lager, sein Haupt wurde gerade von zwei Frauen rasirt, eine dritte, auf deren Zügen, man darf wol sagen, ein würdiger Schmerz lag, hielt den Leichnam in ihrem Schooss; die Luft ertönte von den Klagelauten der Weiber und der Männer, die sich theils um das Lager drängten, theils um die Hütte herumtanzten. Bei Allen war der Oberleib entblösst, Einige krochen auf allen Vieren im Staube umher oder wälzten sich auf der Erde; auch der alte Mambuku von Nsonyo, der höchste Würdenträger der Gegend, war zugegen und tanzte in langsamer Bewegung, mit bebender Stimme Gesänge recitirend. Trotz alles Schreiens und Heulens, trotz der grotesken Bilder im Einzelnen, hatte das Ganze den Stempel einer tiefen und ernsten Trauer: Freilich musste ein Jeder der Anklage auf Zauberei und Verschulden des Todesfalles gewärtig sein, und die Furcht davor zitterte unheimlich durch die Klagegesänge hindurch. Als ich am folgenden Tage den Blick von der Station aus zum Strande von Yenga lenkte, verloschen gerade die Flammen des Scheiterhaufens, auf dem die Reste des ersten von der Volkswuth gerichteten Opfers verkohlten.

Die schädlichen Einflüsse des Klimas auf die Gesundheit machten sich während der Monate Februar, März, April bei Schwarzen wie bei Weissen geltend; von letzteren wurden mehrere hingerafft, die bereits acht Jahre und länger an der Küste heimisch waren. Auch die Mitglieder der Expedition litten. Es gab Perioden, die etwas Unheimliches hatten, wo des Tages eine schwüle Hitze bei Landwind und regnerischem Himmel herrschte, des Nachts Gewitter entfesselt wurden, die alle Bande der Natur zu sprengen drohten, wo der Tod unhörbar seine Schwingen entfaltete, wo Niemand wissen konnte, wann sich die Hand des unsichtbar dahinziehenden Würg-

engels auf ihn legen würde. Wenn das, was ich bis dahin in Africa hatte erleben müssen, mit psychologischer Nothwendigkeit zu pessimistischen Anschauungen trieb, so war die Gegenwart ganz dazu angethan, dieselben zu rechtfertigen. Die folgende Auseinandersetzung wird es beweisen.

Wie die Dinge lagen, hatte sich Alles auf die Trägerfrage zugespitzt. Die Frage war nicht mehr nach der Tüchtigkeit und Ausdauer des Reisenden, sondern nach der Tüchtigkeit und Ausdauer der Träger; wenn letztere tapfer, treu und stark waren, so konnte auch der mittelmässige Reisende mehr erreichen als der erfahrenste Forscher. Ich sah mich einer Sache gegenüber verantwortlich, deren Fäden nicht in meiner Hand zusammenliefen; zu ändern war daran Nichts mehr, es war eben ein Geschick wie andere Geschicke, die unser Leben beherrschen.

Im Januar 1875 traf die erste, im Februar die zweite Hälfte der Benguellaträger ein, achtzig Männer und zwanzig Weiber. Das Material war kein schlechtes; die Leute sahen zwar zum grösseren Theile elend aus, es schien dies aber nur Folge knapper Nahrung und der Unbilden der Seereise zu sein, und es liess sich erwarten, dass aufmerksame Pflege diese Schäden bald heilen würde. Freilich konnte man nicht wissen, wie viel Zeit dafür erforderlich war, denn nicht nur der körperliche, sondern auch der geistige Zustand der Leute bedurfte der Pflege. Der grösste Theil der Träger kam direct aus den heimatlichen Dörfern und hatte kaum je einen Weissen erblickt; das dumpfe Staunen, mit dem sie das unverständliche Treiben ihrer neuen Herren betrachteten, konnte sich nicht mit einem Schlage in Zutrauen verwandeln, und dadurch wurde ein Aufschub verlangt, der nach anderer Richtung hin äusserst schädlich wirkte.

Die plötzliche Verpflanzung aus der Heimat auf fremden Boden raffte zunächst diejenigen fort, deren physische Widerstandskraft der klimatischen Aenderung nicht gewachsen war, oder die nicht genug Elasticität besassen, um sich der veränderten Lebensart anzupassen. Es scheint, als ob viele Neger ein sehr geringes klimatisches Accommodationsvermögen besitzen und einen, selbst auf die Tropen ihres Continents beschränkten Ortswechsel schwerer empfinden als der Europäer. Sie sterben entweder nach kurzer Krankheit oder siechen langsam hin. In dem gegebenen Falle liessen sich diese Einflüsse durch sorgfältige Behandlung abschwächen, und reichliche Kost, mässige Arbeit und Ueberwachung durch den Arzt richteten viel aus. Schwieriger aber war es, die neuen Ankömmlinge von der Berührung mit

den Loangonegern und ihren grauenerregenden Einflüsterungen fern zu halten. Die Bafiote hatten alles Interesse daran, dass eine Expedition in das Innere nicht zu Stande kam; sie liessen es sich daher angelegen sein, unter den Benguellaleuten abschreckende Schauergeschichten über unsere Reiseziele und die Völkerstämme, denen wir sie zuführen wollten, zu verbreiten. An Mitteln zur Verständigung fehlte es nicht, weil einige der neuen Träger das Fiote verstanden, an Gelegenheit ebenso wenig, weil der Dienst des Wasser- und Holzholens die Leute täglich in das Freie führte. Unter solchen Verhältnissen fanden die Bafiote mit ihren Vorspiegelungen von Flucht und goldener Freiheit bald williges Gehör, und nach kurzer Zeit schon kam ein erster Fluchtversuch zu Stande, dem bald andere folgten. Die Eingeborenen gewannen stets dabei: entweder der Flüchtling kam nicht zurück, so waren wir um einen Mann ärmer, oder er wurde uns zurückgebracht, so gewannen sie die conventionell hierfür festgesetzte Belohnung. Oft wurde auch ein abgekartetes Spiel getrieben, indem sich mehrere Bafiote in der Weise zusammenthaten, dass die Einen zur Flucht überredeten, die Anderen die Flüchtlinge auffingen und einbrachten.

Es war nicht daran zu denken, diesem Unwesen direct zu steuern. Die richtigste Verhaltungsmassregel dagegen schien mir zu sein, den intelligenteren unter den Trägern Zutrauen einzuflössen, und dieses dann durch ihre Vermittelung auf die grosse Masse zu übertragen. Unter den Benguellaleuten befanden sich zwei, die in jeder Beziehung bemerkenswerth waren: höchst intelligent, körperlich prachtvoll entwickelt, an den Umgang mit Weissen gewöhnt, des Portugiesischen wie des Fiote mächtig; beide nannten sich Janeiro; sie hatten Einfluss auf ihre Stammesgenossen, und so lange ich auf sie zählen konnte, durfte ich sicher sein, nicht verrathen zu werden. Ich behandelte sie dem entsprechend, setzte ihnen auseinander, dass wir zusammen in den Busch gehen würden, dass ich selbst schon dagewesen sei, und dass alle Erzählungen der Bafiote Lügen wären. Ich stellte ihnen grosse Belohnungen in Aussicht, wenn sie treu bei mir aushalten würden und darüber wachten, dass die ihnen unterstellten Träger ein Gleiches thäten. Sie schienen die Situation auch vollständig erfasst zu haben und erwiesen sich als äusserst zuverlässig bei den vielen Verwickelungen, zu denen die häufigen Fluchtversuche Veranlassung gaben. Die ganze Masse der Träger war in Sectionen getheilt, deren jede aus ihrer Mitte einen Unterführer hatte; die Unterführer im Verein mit den beiden Janeiro bildeten die Elite meiner Mannschaft.

Indessen zeigte es sich bald, dass alle Leute unter einer nicht zu

unterdrückenden Furcht vor der ungewissen Zukunft standen; gerade die gute Behandlung konnte eben so sehr dazu dienen, diese Furcht lebendig zu erhalten wie zu zerstören. Ihrer alten Heimat entrückt, die ihnen endlos fern schien, umdüstert von den grauenvollen Traditionen aus der alten Zeit der Sclaverei, gestalteten sie sich das Gerücht einer Reise in das Innere dahin um, dass sie selber der Sclaverei übergeben, vielleicht gar den menschenfressenden Stämmen im Innern verkauft werden sollten, und dass die augenblickliche Zeit der Ruhe, der guten Behandlung und reichlichen Nahrung nur dazu diente, sie fett, rund und kräftig zu machen. Von den Bafiote in diesem traurigen Wahn bestärkt, unfähig zu begreifen, dass die neue Lebenslage die erste Stufe zu ihrem Glücke sein werde, aufgeschreckt von den qualvollen Bildern ihrer erhitzten Phantasie, liessen sie sich, wenn die Nacht alle Gespenster entfesselt hatte, verführen, an dem verrätherischen Herd der Bafiote eine Freistätte zu suchen. Selbst die intelligenten Janeiros standen, wie sich schliesslich zeigte, unter diesem verhängnissvollen Irrthum, und daher war es kein Wunder, wenn ihre tiefer umnachteten Brüder demselben zum Opfer fielen; jeder Anlass, der darauf deuten konnte, dass ein baldiger Aufbruch erfolgen würde, hatte die Flucht einer Gruppe von Trägern zur Folge. Wie konnte unter solchen Verhältnissen ein rechtes Gedeihen stattfinden? Bei einer Ausmusterung, die ich am achtzehnten April 1875 vornahm, fanden sich nur zwanzig vollkommen reisetüchtige Träger, von denen in der folgenden Nacht vier nebst drei weiteren halb brauchbaren entflohen. Aber noch immer hielt ich die Hoffnung aufrecht, weil die Janeiros und die Unterführer mir treu verblieben waren. Da brach in der Nacht vom dreissigsten zum einunddreissigsten Mai die Krisis herein, etwa vierzehn Tage ehe ich mit Ngutu nach Ikamba abzugehen beabsichtigte; sie war durch ein zufälliges Ereigniss beschleunigt worden. Es waren nämlich am späten Abend des dreissigsten Mai fünfundzwanzig durchwandernde Kruneger ausgehungert vor der Station angekommen und baten um Feuer und Nahrung für die Nacht. Ich gewährte beides aus allgemein menschlichen Rücksichten. Am andern Morgen fand sich, dass beide Janeiros, die Unterführer und vier der Frauen verschwunden waren. Sie hatten geglaubt, die Kruneger seien von uns engagirt worden, um sie mit Gewalt in das Innere zu schleppen, und dass der Aufbruch am folgenden Morgen stattfinden sollte: So waren die Leute beschaffen, mit denen ich gehofft hatte, mir einen Weg durch die feindseligen Stämme des Innern zu bahnen. Jetzt blieb mir zur Verständigung mit dem Rest der Benguellaträger nur ein

einziger junger Neger, der Portugiesisch sprach, aber keine Autorität besass.

Diese Flucht schlug den Schlussstein aus dem bereits stark mitgenommenen Gewölbe, und es brach zusammen, alle Hoffnungen unter seinen Trümmern begrabend. Was nützte ès mir, dass nach kurzer Zeit die Flüchtlinge gefesselt von ihren Gastfreunden wieder eingebracht wurden, dass sie nur verrathene Verräther waren, dass sie in tiefster Reue vor mir standen? Für ihre Bestimmung waren sie verloren; mein Spiel war verspielt, mein Witz erschöpft. Es war die Frucht mehrjähriger Arbeit, bewiesen zu haben, dass wir Nichts vermöchten; das einzige Tröstliche in dieser traurigen Wahrheit lag darin, dass sie um ein Geringeres nicht zu erlangen war; aber die Lage der Expedition war von diesem Augenblicke an eine unmögliche, ihren Auftraggebern gegenüber unhaltbare, und dies fühlten meine sämmtlichen Gefährten mit mir.

In einer Berathung wurde beschlossen, dass ich mich persönlich nach Europa begeben sollte, um die Entwickelung der Dinge zu schildern, die gänzliche Hoffnungslosigkeit des Unternehmens darzulegen und über seine veränderte Fortführung zu berathen. Am siebenten Juli 1875 schiffte ich mich auf der „Ethiopia" ein und am zweiten October erstattete ich der in Berlin zusammengetretenen Delegirtenversammlung einen officiellen Bericht. Man beschloss die Aufhebung der Station Tschintschotscho und die Beschränkung der centralafricanischen Unternehmungen auf die Basis des Ogowe im Norden und der Cassandschistrasse im Süden von Loango.

In dem Vortrage, den ich am neunten October desselben Jahres in der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin hielt, fasste ich am Schlusse meine Ansichten so zusammen:

„Wir dürfen uns nicht verhehlen, dass wir mit unseren Aussichten, von der Loangoküste aus in das Innere vorzudringen, noch vor demselben Räthsel stehen wie vor drei Jahren — nur ärmer an Hoffnungen. Die Trägerfrage ist ungelöst und die Haltung der Eingeborenen hat bewiesen, dass erst, wenn diese Frage ganz in's Reine gebracht ist, neue Hoffnung für eine Expedition geschöpft werden kann. Der Complex ganz kleiner, von einander unabhängiger Territorien, aus denen das äquatoriale Westafrica besteht, bedingt es, dass der Reisende täglich eine neue Grenze zu überschreiten hat, dass er täglich seine Expedition compromittirt sehen kann, wenn er seiner Leute nicht sicher ist, um, wenn es sein muss, sich mit Gewalt Bahn zu brechen. Das Misstrauen der Eingeborenen zu überwinden, ist unmöglich; da sie die eigentlichen Zwecke des Reisenden nicht zu

fassen vermögen, so legen sie ihm Eroberungsgelüste bei und mit fanatischer Treue dem Fetischdienst ergeben, erblicken sie in dem nahenden Weissen den Träger unheilbringender Gewalten. Je grösser die Machtentfaltung ist, desto grösser sind auch das Misstrauen und die heimlich in den Weg gelegten, dem directen Angriff sich entziehenden Hindernisse. So lange der Handel nicht die Wege gebahnt hat, ist viel mehr Aussicht vorhanden, dass das westliche Aequatorialafrica vom Osten her erforscht wird als von der atlantischen Küste aus; einen nach der Küste ziehenden Reisenden würden dieselben Neger durchlassen, die dem von Westen kommenden Eindringlinge den Weg verlegen."

Die jüngste Geschichte der africanischen Entdeckungen hat diese Behauptungen zum Theil bestätigt und keiner derselben widersprochen. Stanley hat von Osten her die äquatoriale Zone durchmessen und hat, wenn auch unter blutigen Kämpfen, die Loangoküste an ihrer südlichen Grenze erreicht. Seinem Heroismus stellt sich der Erfolg ebenbürtig an die Seite; denn man darf fragen: Wer hat eine grössere That auf africanischem Boden gethan? Man darf aber auch fragen, ob selbst der Heroismus eines Stanley genügt hätte, dieselbe Reise in der entgegengesetzten Richtung auszuführen; ob nicht dieselbe Macht, die seine Träger an ihn fesselte, sie ihm abspänstig gemacht hätte auf dem Wege von West nach Ost? Wir müssen den Ausspruch Stanleys erwarten, um die Antwort aus dem Munde dieses einzig competenten Richters zu vernehmen.

Die menschliche Natur sträubt sich dagegen, Pläne, auf die Mühe und Arbeit verwendet worden sind, mit Einem Schlage aufzugeben. Wir haben alle Etwas von der Motte, die das brennende Licht umkreist; oder sind die folgenden Ideen etwas Anderes als ein Mottenflug?

Ich glaube noch heute daran, dass das Kuiluthal ein Thor zum Herzen Africas vom äquatorialen Westen her ist. Vielleicht würde ein Reisender, der sich entschlösse, ganz allein, ohne Träger, ohne Diener, ohne Waffen, ohne Tauschartikel vorzugehen, erreichen, was bisher allen sorgsamen Ausrüstungen und officiellen Berathungen zum Trotz nicht hat erreicht werden können. Es ist bei der Natur der Neger nicht undenkbar, dass sie dem harmlosen Weissen, der weder ihre Furcht noch ihre Habgier erweckt, gastfreundlich begegnen. Ob die Wissenschaft bei solchem Vorgehen viel gewinnen würde, ist eine andere Frage, und eben deshalb drängt sich die Nothwendigkeit auf, nach neuen Combinationen zur Beschaffung von Transportmitteln zu suchen.

Von Dr. A. Petermann ist im Jahre 1874 der Vorschlag gemacht

worden, abgerichtete Elephanten aus Indien als Lastthiere nach Westafrica einzuführen. Dieser Vorschlag, gegen dessen Anwendung sich höchstens der Einwand erheben liesse, dass die darin angezogenen Erfahrungen der englischen Expedition nach Abessinien 1867/68 zu günstig interpretirt wurden, verdient die ernstlichste Erwägung. Eine Discussion an dieser Stelle unterbleibt nur deshalb, weil gerade jetzt Gordon Pascha Versuche mit Elephanten im Sudan und dem District der grossen Seen anstellt, und die dort zu machenden Erfahrungen von viel einschneidenderer Bedeutung für Westafrica sind, als die Abessinischen. Ein günstiges Resultat ist äusserst wahrscheinlich. So lange die Brauchbarkeit der Elephanten nicht erwiesen ist, und diese bewunderungswürdigen Thiere nicht zur Stelle sind, bleiben wir auf menschliche Hülfe angewiesen. Dass die an der Loangoküste angetroffenen Stämme vorläufig untauglich zum Trägerdienst sind, wurde bewiesen. Das Gleiche gilt fast mit Sicherheit für die ganze westafricanische Küste, insofern, als die Träger, welche dieselbe liefern könnte, durch Verpflanzung unbrauchbar werden. Man muss also weiter ausgreifende Importversuche machen, um zum Ziele zu gelangen, und in das Land der schwarzen Helden Stanleys gehn, an die Ostküste Africas, wo die grossartigen Verkehrsverhältnisse die in einzelnen Individuen schlummernden Keime zu gigantischer Leistungsfähigkeit und beispiellosem Muth entwickelt haben. Gelingt es aber nicht, routinirte ostafricanische Träger nach Westafrica überzuführen, so kann man andere Importversuche machen, zunächst mit Chinesen, die bisher wunderbarer Weise nicht als africanisches Culturelement in Betracht gezogen worden sind; man könnte ferner, wenn diese Versuche missglücken sollten, eine etwas von der Küste entfernt gelegene Station einrichten und sie zu einer Pflanzschule für Träger machen, indem man Hunderte von Negerknaben darin mit Rücksicht auf ihren späteren Zweck abhärtet, einübt und grosszieht.

Wem diese Vorschläge phantastisch erscheinen, der darf nicht vergessen, dass sie Kinder der Noth sind, und dass Noth erfinderisch macht; auch dass die Zeit, die ihre Ausführung erheischt, kurz ist im Vergleich zu der jahrelangen Arbeit, die Africa noch von uns fordert.

Die Beschränkung, die meiner selbständigen Forschung auferlegt wurde, hat mich nicht blind gemacht gegen die allgemeinen Aufgaben, die in Africa noch zu lösen sind. Sie treten in einer dreifachen Form an uns heran: civilisatorisch, commerciell, rein wissenschaftlich. Unsere Erziehung und die erworbenen Kenntnisse entscheiden im Verein mit unseren persönlichen Neigungen darüber, in

welche dieser Aufgaben der Schwerpunct unserer Bemühungen zu verlegen sei. Völlig von einander getrennt lassen sie sich kaum durchführen, aber die eine wird ihre Ziele früher erreichen als die andere. Es will mir scheinen, als ob unsere civilisatorische Mission in Africa die geringsten Aussichten habe, ja ich zweifle an ihrer Berechtigung. Es ist Sache des Glaubens, nicht des Wissens, ob das Glück der Welt in der gleichmässigen Ausbreitung unserer Cultur zu suchen sei, ob es in der Bestimmung der Völker liege, trotz ihrer verschiedenen Beanlagung und ihrer Ungleichwerthigkeit dasselbe Ziel zu erreichen. Was wird es nützen, wenn wir unsere errungenen Wahrheiten, unsere grösseren Bedürfnisse, unsere verfeinerten Lebensgenüsse mit dem schwarzen Continent theilen? Sie werden nicht wirken wie der befruchtende Regen, sondern zu Wildbächen anschwellen und statt des Segens Zerstörung verbreiten.

Wie viel erfreulicher und greifbarer tritt uns die commercielle und wissenschaftliche Aufgabe entgegen! Hier ist die Berechtigung keinem Zweifel unterworfen. Dem Handel fällt es zu, die Schätze Africas zu heben; seinen bahnbrechenden Spuren folgt die Wissenschaft, und so allein ist sie im Stande, ihren Endzielen zuzustreben. Die wissenschaftliche Forschung in Africa sollte stets die dankbare Schuldnerin des Handels sein dürfen; auch ist sie es oft gewesen. Doch darf um dieser grossen Hülfe wegen nicht vergessen werden, was wir der Thätigkeit edler und aufopfernder Missionare verdanken. Wo aber weder das Eine noch das Andere Statt hat, wo der wissenschaftliche Reisende gezwungen ist, Pionierreisender zu werden, geht seine beste Kraft in dem Kampfe um die Erhaltung verloren. So liegt der Fall leider in dem äquatorialen Gürtel Westafricas, der noch der Nubier und Araber harrt, um es dem Osten gleich zu thun. Daher werden wir uns noch lange Zeit gedulden müssen, bis der Bau unserer geographischen Erkenntniss Africas vollendet ist. Stanleys Zug, welcher seinem Vollbringer die Unsterblichkeit sichert, der Geographie die unschätzbarsten Resultate geliefert hat, der mitlebenden Menschheit das erhebende Beispiel antiker Grösse giebt, weiht eine neue Epoche in der Entdeckungsgeschichte Africas ein. Für alle Bestrebungen der nächsten Zeit werden Stanleys Spuren den anziehenden, richtungsbestimmenden Magneten bilden müssen, und freudig begrüssen wir die Initiative, die ein hochsinniger, weitblickender Fürst, der König der Belgier vor Kurzem genommen hat, um die Völker abendländischer Cultur zum thätigen Antheil an diesem Werke miteinander zu verbinden. Die Gründung der „Africanischen

Gesellschaft in Deutschland" legt Zeugniss dafür ab, dass unser Vaterland bereit ist, diesem Rufe Folge zu leisten.

So wird die rollende Zeit und unsere Beharrlichkeit „trotz alles Missgeschickes auch in Africa an die Stelle der Unwissenheit und der Vermuthung die Wahrheit setzen. Und das ist unser Endzweck.

Seit Jahrtausenden wird uns die Wahrheit als die schönste Frucht unserer Lebensmühe gepriesen. Wen diese Weltanschauung erfüllt, dem adelt das Ziel auch den Weg, der darf auch auf den blossen Versuch, die Wahrheit zu erreichen, reuelos und ungekränkt zurückblicken. Die Loango-Expedition war ein solcher Versuch, und in diesem Lichte betrachtet, erscheint dieselbe würdig der Nation, die sie aussandte.



Fruchtstand der Oelpalme, $^1/_5$ n. Gr.

# ANHANG.

## A. Astronomische Ortsbestimmungen.

Die nachstehend mitgetheilten astronomischen Ortsbestimmungen in Westafrica können durch Arbeiten anderer Reisender nicht controlirt werden. Es kam also darauf an, eine Anordnung zu finden, welche bei knapp zugemessenem Raum noch einen Einblick in die Zuverlässigkeit der Beobachtungen gestattet. Aus diesem Grunde sind nur die directen Längenbestimmungen in den Originalablesungen, dagegen die auf Zeitübertragung und Breitenbestimmungen bezüglichen Messungen in bereits reducirter Form mitgetheilt. Die Reduction beeinflusst das selbständige Urtheil des Lesers in keiner Weise, weil sich dieselbe nur auf das Zusammenfassen zusammengehöriger Einzelbeobachtungen (durch Bildung des arithmetischen Mittels) beschränkt, und die letzteren durch Angabe des Gestirns, seiner Lage, der Zahl der Messungen und ihres mittleren Fehlers charakterisirt. Die Tabellen II und III geben also im Grunde Nichts als das Rohmaterial, aus welchem, in Verbindung mit Tabelle I, die Resultate von jedem Kundigen abgeleitet werden können, wie ich sie selbst abgeleitet und am Schluss mitgetheilt habe.

Als Messinstrumente dienten ein fünfzölliger Prismenkreis (directe Ablesung 20″) von Pistor & Martins, ein sechszölliger Sextant (directe Ablesung 10″) von Imme, und ein fünfzölliges Universal-Instrument von Hildebrandt; als Uhren: ein Genfer Taschen-Chronometer (Chr.), eine Ankeruhr von Weill & Harburg, London (E), eine Ankeruhr von Tiede, Berlin (T).

Bei der Beurtheilung der Beobachtungen muss festgehalten werden, dass dieselben in Africa angestellt sind, wo die Anordnung der Beobachtungen zu vollständigen Reihen meist durch die Ungunst der Witterung gestört wird, und wo die Genauigkeit der Einzelbeobachtungen unter den Einflüssen leidet, denen der Reisende durch körperliches Leiden, unmittelbar vorangegangene Aufregung, durch unberufene Zuschauer, Insecten u. s. w. ausgesetzt ist.

Für die Längenbeobachtungen wird ausserdem noch besonders betont, dass nur Taschenuhren zur Verfügung standen, die einmal von dem Klima litten und ausserdem schon durch die Excentricität des Secundenzeigers Ablesungs-

fehler möglich machen, die bei der Berechnung der Länge aus Mondhöhen sehr merkbar werden.

Die Längenbestimmungen aus Monddistanzen sind nicht mitgetheilt, weil dies nicht absolut nöthig schien.

Alle Beobachtungen sind von mir selbst berechnet.

## I. Directe Längenbestimmung mit dem 5" Universal-Instrument.

### Station Tschintschotscho.

| Jahr | Monat | Tag | Uhrzeit | Zenithdistanz | Mondrand | Uhr-Correction. |
|---|---|---|---|---|---|---|
| 1873 | December | 27 | $3^h$ $28^m$ $11{,}4^s$ | $57^\circ$ 14′ 22,0″ KR | Oberer | △ Chr — $26^m$ $18{,}7^s$ |
| | | | 3 34 1,4 | 55 50 49,8 KL | „ | |
| | | | 3 40 29,4 | 54 18 10,4 KL | „ | |
| | | | 3 45 55,0 | 53 0 12,0 KR | „ | T = 26,0° C; B = 759 mm |
| | | 27 | 11 15 41,6 | 59 32 20,9 KR | Unterer | △ Chr — $26^m$ $13{,}5^s$ |
| | | | 11 23 37,6 | 61 25 44,9 KL | „ | |
| | | | 11 30 44,8 | 63 7 48,8 KL | „ | |
| | | | 11 38 57,4 | 65 5 34,2 KR | „ | T = 22,6° C; B = 761 mm |
| 1874 | Januar | 1 | 8 24 42,2 | 57 2 25,4 KR | Oberer | △ Chr — $25^m$ $34{,}6^s$ um $8^h$ $14^m$ |
| | | | 8 32 5,4 | 55 38 8,5 KL | „ | — 25 33,6 9 54 |
| | | | 8 39 51,0 | 54 10 51,3 KL | „ | |
| | | | 8 47 25,4 | 52 46 28,1 KR | „ | T = 22,7° C; B = 759 mm |
| | | 6 | 11 15 34,8 | 71 50 15,1 KR | Unterer | △ Chr — $24^m$ $34{,}5^s$ um $11^h$ $19^m$ |
| | | | 11 23 13,8 | 70 3 41,0 KL | „ | — 24 33,5 11 51 |
| | | | 11 47 52,0 | 64 21 47,0 KR | „ | |
| | | | 11 54 42,8 | 62 46 40,0 KL | „ | T = 23,2° C; B = 758 mm |
| | December | 26 | 10 39 46,6 | 72 26 28,2 KL | Unterer | △ U + $12^m$ 28, $2^s$ um $10^h$ $59^m$ |
| | | | 10 46 24,6 | 70 56 12,1 KR | „ | 12 30,85 11 25 |
| | | | 11 9 57,6 | 65 37 28,3 KR | „ | |
| | | | 11 14 6,6 | 64 41 33,8 KL | „ | T = 24,0° C; B = 758,7 mm |
| 1875 | Februar | 24 | 11 22 21,7 | 59 3 5,0 KR | Unterer | △ U + $10^m$ $40{,}95^s$ um $11^h$ $9^m$ |
| | | | 11 30 5,2 | 57 12 5,4 KL | „ | 10 38,50 11 40 |
| | | | 11 51 16,3 | 52 8 2,0 KR | „ | 10 35, 7 12 18 |
| | | | 11 56 47,0 | 50 49 2,9 KL | „ | T = 26,4°; B = 758,0 mm |

### Kuilu (Factorei Reïs).

| Jahr | Monat | Tag | Uhrzeit | Zenithdistanz | Mondrand | Uhr-Correction. |
|---|---|---|---|---|---|---|
| 1874 | Juli | 26 | 6 9 19,2 | 64 33 30,3 KL | Oberer | △ Chr — $28^m$ $46{,}9^s$ um $5^h$ $39^m$ |
| | | | 6 15 14,2 | 63 18 38,2 KR | „ | 28 51,9 8 25 |
| | | | 6 19 39,8 | 62 22 52,9 KR | „ | |
| | | | 6 24 17,8 | 61 24 52,5 KL | „ | T = 20,6° C; B = 762,0 mm |
| | October | 23 | 5 36 46,4 | 72 54 35,9 KR | Oberer | △ Chr — $3^m$ $8{,}2^s$ um $4^h$ $26^m$ |
| | | | 5 42 29,2 | 71 32 20,3 KL | „ | — 3 13,4 7 2 |
| | | | 5 49 43,0 | 69 48 0,9 KL | „ | |
| | | | 5 54 21,4 | 68 41 14,5 KR | „ | T = 26,4° C; B = 758,3 mm |

## II. Längenbestimmung durch Zeitübertragung.

| Ort | Jahr | Monat | Tag | Stunde | Beobachtetes Gestirn | Ost oder West | Ermittelte Uhr-Correction | Zahl der Beobachtungen | Mittlerer Fehler | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Tschintschotscho | 1873 | September | 24 | 3 | Sonne | W | + 1m 46,4s | 4 | 0,7 | Instrument: Prismenkreis. Zeitübertragende Uhr: Englische Anker-Uhr E. Beobachtungs-Uhr: Genfer Taschen-Chronometer Chr. |
| Nkondo Ndinschi | „ | October | 1 | 3 | „ | „ | + 3 39,9 | 4 | 0,2 | |
| Nsiamputu | „ | „ | 2 | 4 | „ | „ | + 3 18,1 | 5 | 1,0 | |
| Tschissambo | „ | „ | 3 | 3 | „ | „ | + 2 59,5 | 4 | 0,4 | |
| Tschintschotscho | „ | „ | 7 | 3 | „ | „ | + 3 14,7 | 4 | 0,6 | |
| „ | „ | „ | 15 | 3 | „ | „ | + 4 12,9 | 4 | 0,6 | |
| Pontanegra | „ | „ | 18 | 3 | „ | „ | + 3 36,6 | 4 | 0,8 | |
| „ | „ | „ | 20 | 3 | „ | „ | + 3 50,3 | 4 | 0,4 | |
| Kuilu-Factorei | „ | „ | 22 | 4 | „ | „ | + 3 31,9 | 4 | 0,7 | |
| „ „ | „ | „ | 24 | 4 | „ | „ | + 3 49,4 | 4 | 0,5 | |
| „ „ | „ | „ | 25 | 4 | „ | „ | + 3 59,5 | 4 | 0,9 | |
| Kakamuëka | „ | „ | 28 | 20 | „ | O | + 5 52,4 | 2 | 0,0 | |
| „ | „ | „ | 30 | 20 | „ | O | + 6 11,3 | 2 | 0,5 | |
| „ | „ | „ | 30 | 9 | α Aquilä | W | + 6 3,9 | 3 | 0,5 | |
| „ | „ | November | 1 | 20 | Sonne | O | + 6 26,2 | 4 | 0,5 | |
| „ | „ | „ | 4 | 4 | „ | W | + 6 48,5 | 3 | 0,3 | |
| „ | „ | „ | 5 | 4 | „ | W | + 6 57,9 | 2 | 0,5 | |
| Mani Mbandschi | „ | „ | 8 | 3 | „ | W | + 8 0,8 | 2 | 0,6 | |
| Tschikenyesse | „ | „ | 10 | 9 | Rigel | O | + 8 44,7 | 3 | 0,9 | |
| Nguëla | „ | „ | 12 | 9 | α Aquilä | W } | + 8 45,5 | 2 | 1,3 | |
| „ | „ | „ | 12 | 9 | Rigel | O } | | 3 | 1,8 | |
| Timaluis | „ | „ | 14 | 9 | „ | O | + 8 41,8 | 3 | 1,0 | |
| Kaïndschimbe | „ | „ | 15 | 9 | „ | O | + 8 39,5 | 3 | 0,6 | |
| Kakamuëka | „ | „ | 18 | 20 | Sonne | O | + 8 47,8 | 3 | 0,3 | |
| Kuilu-Factorei | „ | „ | 23 | 20 | „ | O | + 8 1,1 | 4 | 1,5 | |
| Tschintschotscho | 1874 | Februar | 28 | 5 | Sonne | W | − 1 34,9 | 3 | 0,5 | Instr.: Prismenkreis. Zeitübertragende und Beobachtungs-Uhr: Genfer Chronometer Chr. |
| „ | „ | März | 1 | 4 | „ | „ | − 1 24,9 | 2 | 0,7 | |
| Osobo | „ | „ | 6 | 3 | „ | „ | + 0 42,8 | 3 | 0,4 | |
| „ | „ | „ | 8 | 4 | „ | „ | + 0 56,5 | 2 | 0,4 | |
| Insono | „ | „ | 9 | 4 | „ | „ | + 0 6,6 | 2 | 0,5 | |
| „ | „ | „ | 11 | 3 | „ | „ | + 0 26,5 | 5 | 0,7 | |
| Tschintschotscho | „ | „ | 12 | 4 | „ | „ | + 0 15,6 | 2 | 0,5 | |
| „ | „ | „ | 13 | 4 | „ | „ | + 0 22,9 | 2 | 1,2 | |
| Tschintschotscho | 1875 | Juni | 15 | 3 | Sonne | W | + 6 28,6 | 4 | 0,7 | Instrument: 6″ Sextant. Zeitübertragende und Beobachtungs-Uhr: Anker-Uhr von Tiede, Berlin T. |
| Massabe | „ | „ | 15 | 21 | „ | O | + 6 23,4 | 5 | 0,5 | |
| Tschissambo | „ | „ | 16 | 4 | „ | W | + 6 52,1 | 5 | 0,8 | |
| „ | „ | „ | 16 | 9 | Mars | O | + 6 50,0 | 3 | 0,7 | |
| „ | „ | „ | 17 | 4 | Sonne | W | + 7 3,9 | 5 | 0,5 | |
| „ | „ | „ | 18 | 3 | „ | W | + 7 15,6 | 4 | 0,3 | |
| Nkondo Ndindschi | „ | „ | 20 | 4 | „ | W | + 8 34,1 | 5 | 1,1 | |
| „ „ | „ | „ | 20 | 9 | Mars | O | + 8 35,5 | 5 | 0,5 | |
| Tschikambo | „ | „ | 21 | 5 | Sonne | W | + 7 47,1 | 3 | 0,8 | |
| „ | „ | „ | 21 | 20 | „ | O | + 7 57,8 | 3 | 0,0 | |
| „ | „ | „ | 22 | 3 | „ | W | + 8 0,1 | 5 | 0,8 | |
| „ | „ | „ | 22 | 9 | Mars | O | + 8 5,5 | 3 | 0,5 | |
| „ | „ | „ | 22 | 21 | Sonne | O | + 8 14,4 | 4 | 0,7 | |
| „ | „ | „ | 23 | 16 | Mars | W | + 8 18,4 | 4 | 0,8 | |
| Massabe | „ | „ | 24 | 17 | α Aquilä | W | + 8 5,7 | 5 | 0,7 | |
| „ | „ | „ | 24 | 20 | Sonne | O | + 8 14,3 | 6 | 1,0 | |
| „ | „ | „ | 25 | 20 | „ | O | + 8 26,2 | 5 | 0,4 | |
| „ | „ | „ | 26 | 4 | „ | W | + 8 28,8 | 5 | 0,4 | |
| „ | „ | „ | 28 | 4 | „ | W | + 8 56,5 | 6 | ,3 | |
| „ | „ | „ | 28 | 8 | Mars | O | + 9 0,7 | 4 | 0,7 | |
| Tschintschotscho | „ | „ | 29 | 3 | Sonne | W | + 9 27,0 | 4 | 0,5 | |
| „ | „ | „ | 29 | 8 | Mars | O | + 9 34,4 | 4 | 0,3 | |
| „ | „ | „ | 30 | 9 | α Aquilä | O | + 9 43,6 | 4 | 0,6 | |

## III. Breitenbestimmung aus Circummeridianhöhen.

| Ort | Jahr | Monat | Tag | Beobachtetes Gestirn | Nord oder Süd | Ermittelte Meridianhöhe | Zahl der Beobachtungen | Mittlerer Fehler | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Banana | 1873 | Juli | 28 | λ Scorpii | S | 59° 0′ 21″ | 4 | 10″ | Instrument: 5″ Prismenkreis |
| „ | „ | „ | 28 | Vega | N | 45 18 30 | 4 | 9 | |
| Kabinda | „ | August | 1 | „ | N | 45 46 34 | 4 | 4 | |
| Landana | „ | „ | 19 | α Cygni | N | 39 57 14 | 4 | 7 | |
| „ | „ | „ | 19 | α Pavonis | S | 38 5 6 | 2 | 5 | |
| „ | „ | „ | 24 | Vega | N | 46 6 36 | 4 | 5 | |
| „ | „ | „ | 24 | α Pavonis | S | 38 4 36 | 5 | 5 | |
| „ | „ | „ | 29 | α Cygni | N | 39 57 42 | 4 | 8 | |
| „ | „ | „ | 29 | α Pavonis | S | 38 5 14 | 3 | 14 | |
| Tschissambo | „ | September | 21 | α Gruis | S | 47 25 40 | 2 | 0 | |
| „ | „ | „ | 28 | α Pavonis | S | 37 51 32 | 3 | 14 | |
| Nsiamputu | „ | October | 2 | „ | S | 37 49 33 | 4 | 4 | |
| „ | „ | „ | 2 | α Cygni | N | 40 12 22 | 4 | 12 | |
| Pontanegra | „ | „ | 18 | α Gruis | S | 47 12 40 | 3 | 3 | |
| „ | „ | „ | 18 | Fomalhaut | S | 64 29 23 | 3 | 2 | |
| Kuilu-Factorei | „ | „ | 25 | „ | S | 64 10 32 | 3 | 26 | |
| „ „ | „ | „ | 25 | α Andromedä | N | 57 8 12 | 3 | 9 | |
| Kakamuëka | „ | „ | 30 | Fomalhaut | S | 63 51 24 | 4 | 5 | |
| „ | „ | „ | 30 | α Andromedä | N | 57 27 20 | 2 | 2 | |
| Tschikenyesse | „ | November | 10 | α Eridani | S | 36 7 23 | 3 | 6 | |
| „ | „ | „ | 10 | α Arietis | N | 63 8 19 | 3 | 18 | |
| Nguëla | „ | „ | 12 | α Andromedä | N | 57 43 26 | 2 | 2 | |
| „ | „ | „ | 12 | α Eridani | S | 36 0 22 | 3 | 7 | |
| Timaluis | „ | „ | 14 | „ | S | 35 58 37 | 3 | 3 | |
| Kaindschimbe | „ | „ | 15 | „ | S | 36 2 2 | 2 | 13 | |
| Insono | 1874 | Februar | 21 | Castor | N | 52 35 0 | 3 | 9 | Instrument für die ersten fünf Meridianhöhen: Prismenkreis. Für die übrigen Sextant. |
| Osobo | „ | März | 5 | „ | N | 52 44 24 | 4 | 15 | |
| Tschiloango | „ | „ | 11 | „ | N | 52 38 48 | 2 | 11 | |
| Tschintschotscho | „ | „ | 12 | „ | N | 52 42 34 | 2 | 10 | |
| „ | „ | „ | 16 | „ | N | 52 42 37 | 2 | 0 | |
| Kuilu-Factorei | „ | Juli | 1 | Gemma | N | 58 24 6 | 3 | 1 | |
| Mayombe-Factorei | „ | „ | 3 | α Centauri | S | 33 53 2 | 3 | 9 | |
| „ „ | „ | „ | 3 | Gemma | N | 58 39 46 | 3 | 20 | |
| Tschitabe | „ | „ | 12 | „ | N | 58 50 51 | 4 | 6 | |
| Ponta de Norte | „ | August | 31 | α Pavonis | S | 36 6 32 | 3 | 11 | |
| „ „ | „ | „ | 31 | α Cygni | N | 41 56 12 | 4 | 11 | |
| Tschilunga | „ | October | 19 | Fomalhaut | S | 63 51 27 | 3 | 6 | |
| Tschintschotscho | 1875 | Mai | 6 | γ Urs. maj. | N | 30 27 14 | 3 | 4 | |
| „ | „ | „ | 6 | α Crucis | S | 32 44 36 | 4 | 3 | |
| „ | „ | „ | 8 | η Urs. maj. | N | 34 54 36 | 4 | 6 | |
| „ | „ | „ | 8 | α Centauri | S | 34 50 1 | 6 | 7 | |
| Insono | „ | „ | 16 | β Cent. | S | 35 30 17 | 6 | 20 | |
| Tschintschotscho | „ | „ | 20 | α Crucis | S | 32 44 36 | 9 | 2 | |
| „ | „ | „ | 20 | η Urs. maj. | N | 34 54 15 | 6 | 8 | |
| „ | „ | „ | 26 | „ | N | 34 54 39 | 6 | 4 | |
| „ | „ | „ | 26 | β Cent. | S | 35 22 50 | 4 | 2 | |
| Massabe | „ | „ | 22 | Arctur | N | 65 8 17 | 4 | 3 | |
| „ | „ | „ | 24 | α Crucis | S | 32 37 34 | 5 | 4 | |
| Tschintschotscho | „ | Juni | 3 | α Cent. | S | 34 50 5 | 5 | 3 | |
| Tschiloango-Fact. | „ | „ | 4 | „ | S | 34 52 44 | 7 | 5 | |
| „ „ | „ | „ | 4 | β Cent. | S | 35 25 45 | 3 | 7 | |
| „ „ | „ | „ | 4 | η Urs. maj. | N | 34 52 2 | 5 | 4 | |
| Tschissambo | „ | „ | 16 | β Cent. | S | 35 13 36 | 4 | 4 | |
| „ | „ | „ | 16 | Arctur | N | 65 10 46 | 3 | 10 | |
| „ | „ | „ | 16 | α Cent. | S | 34 40 49 | 6 | 7 | |

| Ort | Jahr | Monat | Tag | Beobachtetes Gestirn | Nord oder Süd | Ermittelte Meridianhöhe | Zahl der Beobachtungen | Mittlerer Fehler |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Nkondo Ndindschi | 1875 | Juni | 20 | $\eta$ Urs. maj. | N | 35° 8′ 53″ | 5 | 22″ |
| „ „ | „ | „ | 20 | $\beta$ Cent. | S | 35 9 53 | 2 | 35 |
| „ „ | „ | „ | 20 | Arctur | N | 65 15 28 | 5 | 7 |
| „ „ | „ | „ | 20 | $\alpha$ Cent. | S | 34 36 40 | 7 | 5 |
| Tschikambo | „ | „ | 21 | Arctur | N | 65 25 59 | 5 | 3 |
| „ | „ | „ | 21 | $\alpha$ Cent. | S | 34 25 26 | 4 | 17 |
| „ | „ | „ | 22 | Arctur | N | 65 26 18 | 6 | 10 |
| „ | „ | „ | 22 | $\alpha$ Cent. | S | 34 25 55 | 4 | 3 |

Aus den angeführten Beobachtungen hat sich nun ergeben:

| Ort | Südliche Breite | Oestliche Länge von Greenwich |
|---|---|---|
| Banana | 6° 1, 2′ | |
| Kabinda | 5 33, 4 | |
| Landana | 5 13, 1 | 12° 6, 2′ |
| Tschiloango-Mündung | 5 12, 0 | 12 5, 6 |
| Tschiloango-Factorei | 5 11, 9 | |
| Tschintschotscho (Deutsche Station) | 5 9,24 | 12 3,75 |
| Luëmme-Mündung | 5 2, 6 | 11 59, 0 |
| Factorei Massabe | 5 2, 1 | 11 59, 1 |
| Pontanegra (holl. Fact.) | 4 47, 0 | 11 48, 9 |
| Kuilu (Reïs Fact.) | 4 27, 7 | 11 40, 7 |
| Longobondo | 4 16, 0 | |
| Tschilunga | 4 8, 7 | |
| Kuango | 3 28, 1 | |
| Yumba | 3 25, 1 | |
| Ponta de Norte (Fact.) | 3 14, 3 | |
| Nyanga-Factorei | 2 59, 1 | |
| Nyanga-Mündung | 2 56, 5 | |

| Ort | Südliche Breite | Oestliche Länge von Greenwich |
|---|---|---|
| Insono | 5° 16,8 | 12° 9,0′ |
| Osobo | 5 6,3 | 12 23,8 |
| Nkondo Ndindschi | 4 55,5 | 12 20,2 |
| Nsiamputu | 4 57,9 | 12 12,0 |
| Tschikambo | 4 44,7 | 12 5,7 |
| Tschissambo | 5 0,0 | 12 6,2 |
| Factorei Mayombe | 4 12,0 | |
| Kakamuëka | 4 9,0 | 12 0,6 |
| Mani Mbandschi | 4 5,4 | 12 9,7 |
| Tschitabe | 4 0,9 | |
| Tchikenyesse | 3 59,9 | 12 16,6 |
| Nguëla | 3 53,0 | 12 12,7 |
| Timaluis | 3 51,3 | 12 7,5 |
| Kaindschimbe | 3 54,7 | 12 5,1 |

## B. Magnetische Beobachtungen auf der Station Tschintschotscho.

5° 9′ 14′ südl. Breite; 12° 3′ 45″ östl. Länge Greenwich; 12 Meter über dem Meere.

November 1874 bis März 1875.

Der zur Verfügung stehende Apparat, von Dr. Neumayer angegeben, von C. Bamberg in Berlin construirt, gestattete, je nach der Art wie seine Theile zusammengesetzt wurden, die Bestimmung der magnetischen Horizontal-Intensität, der Declination und der Inclination. In der ersten Zusammensetzung stellt derselbe eine Bussole vor, in welcher die horizontal schwingende Magnetnadel genau zum Einspielen mit einer Spitze gebracht werden kann; der Kreis ist in ganze Grade getheilt, aber mittelst zweier diametral angebrachter Nonien werden noch 5 Bogenminuten direct abgelesen. Nach der Ablesung wird ein terrestrisches Object von bekanntem Azimuth eingestellt, und daraus die dem astronomischen Meridian zukommende Ablesung auf dem Instrument bestimmt.

Als Object diente die Mitte des weissen Dachfirstes des Hauses Castro & Leitão in Landana, etwa 4 englische Meilen entfernt. Das Azimuth desselben wurde mittelst des Universal-Instruments zu S 32° 37′ 48″ O genau bestimmt.

Der Apparat ist mit zwei Declinations-Nadeln versehen, welche in der Regel beide gebraucht worden sind.

Zur Bestimmung der Horizontal-Intensität wurden die Nadeln durch zwei für Temperatur compensirte und an einer Holzschiene befestigte Systeme von Magneten abgelenkt, derart, dass die Ablenkungsmagnete senkrecht auf der abgelenkten und neu eingestellten Nadel stehn. Aus den so beobachteten Ablenkungswinkeln wird unter der Voraussetzung, dass das magnetische Moment der beiden Systeme ungeändert bleibt, der Werth der Horizontal-Intensität im Verhältniss zu der an einer Basis-Station beobachteten berechnet.

Bedeutet X die gesuchte Horizontal-Intensität, $\varphi$ den beobachteten Ablenkungswinkel, A eine auf der Basis-Station ermittelte Constante, so wird X aus der Formel:

$$X = A \text{ cosec. } \varphi$$

gefunden.

Für unsere Beobachtungen war Berlin die Basis-Station. Es ergaben sich hier für die 4 möglichen Combinationen (2 Nadeln und 2 Ablenkungs-Schienen) am 8. Juli 1874 folgende 4 Werthe für die Logarithmen der Constanten A:

| Nadel | | Ablenkungs-Schiene | | log. A |
|---|---|---|---|---|
| Nadel | I | Ablenkungs-Schiene | I | = 0,002105 |
| „ | I | „ | II | 0,009028 |
| „ | II | „ | I | 0,003076 |
| „ | II | „ | II | 0,007312 |

In seiner zweiten Zusammensetzung stellt unser Apparat ein Inclinatorium vor. Der verticale Kreis ist in ganze Grade getheilt, und müssen die Bruchtheile der Grade durch Schätzung ermittelt werden. Es sind zwei Nadeln gebraucht worden; da aber die Axe der Nadel 2 nicht besonders centrirt war, so ist das Hauptgewicht auf die mit Nadel 1 erlangten Resultate zu legen. Jede Einzelbestimmung der Inclination ist aus 8 Ablesungen erhalten, entsprechend der auf doppelte Weise möglichen Einstellung des Inclinationskreises in den magnetischen Meridian, dem Umlegen der Nadel-Axe und dem Ummagnetisiren. Es folgen nun die Bestimmungen selbst:

## I. Horizontal-Intensität.

### Ablenkungswinkel.

| | | | | Nadel I. Schiene I. | Nadel I. Schiene II. | Nadel II. Schiene I. | Nadel II. Schiene II. |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 1874 | November | 3d | 19,5h | 18° 24,93' | 18° 27,75' | 18° 20,93' | 18° 23,05' |
| | „ | 29 | 19,0 | 18 5,95 | 18 5,58 | 18 5,45 | 18 3,25 |
| | December | 21 | 19,0 | 17 51,75 | 17 55,55 | 17 51,85 | 17 51,85 |
| | „ | 22 | 19,5 | 17 48,30 | 17 50,80 | 17 46,83 | 17 47,30 |
| 1875 | Januar | 20 | 22,7 | 17 30,63 | 17 31,63 | 17 30,28 | 17 30,63 |
| | Februar | 20 | 22,5 | 17 8,45 | 17 10,53 | 17 10,70 | 17 8,70 |
| | „ | 21 | 2,8 | 17 12,65 | 17 13,40 | 17 13,90 | 17 13,78 |
| | „ | 22 | 21,2 | 17 12,15 | 17 8,75 | 17 11,22 | 17 9,78 |
| | März | 20 | 22,7 | 17 0,80 | 16 55,37 | 16 55,93 | 16 54,80 |
| | „ | 24 | 22,3 | 16 54,13 | 16 53,47 | 16 56,41 | 16 53,55 |

Hieraus hat Herr Dr. C. Börgen die Abhängigkeit der Ablenkungswinkel von der Zeit hergeleitet, die Beobachtungen auf den Tag der Basisbeobachtung, Berlin 1874 Juli 8, reducirt und die Horizontal-Intensität mittelst der Constanten **A** berechnet wie folgt:

### Werthe der Horizontal-Intensität, reducirt auf 1874 Juli 8.

| | | | | Nadel I. Schiene I. | Nadel I. Schiene II. | Nadel II. Schiene I. | Nadel II. Schiene II. | Mittel |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 1874 | November | 3d | 19,5h | 2,9874 | 3,0166 | 3,0069 | 3,0267 | 3,0092 |
| | „ | 29 | 19,0 | 2,9941 | 3,0306 | 3,0045 | 3,0351 | 3,0161 |
| | December | 21 | 19,0 | 2,9951 | 3,0101 | 3,0045 | 3,0290 | 3,0097 |
| | „ | 22 | 19,5 | 3,0021 | 3,0271 | 3,0153 | 3,0386 | 3,0208 |
| 1875 | Januar | 20 | 20,7 | 3,0007 | 3,0264 | 3,0116 | 3,0344 | 3,0183 |
| | Februar | 20 | 20,5 | 3,0091 | 3,0291 | 3,0142 | 3,0419 | 3,0236 |
| | „ | 21 | 2,8 | 2,9984 | 3,0217 | 3,0060 | 3,0290 | 3,0138 |
| | „ | 22 | 21,2 | 2,9954 | 3,0286 | 3,0083 | 3,0345 | 3,0167 |
| | März | 20 | 22,7 | 2,9835 | 3,0191 | 3,0063 | 3,0309 | 3,0100 |
| | „ | 24 | 22,3 | 2,9934 | 3,0371 | 2,9990 | 3,0277 | 3,0093 |
| 1875 | Januar | 23d | 12,0h | | | | Mittel: | 3,01475 |

## II. Declination.

| | Mgn. Mer. | Astr. Mer. | Decl. | Mgn. Mer. | Astr. Mer. | Decl. | Mittel |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 1874 Nov. 3d 19,5h | 296°28,82 | 314°17,13' | 17°48,31' | 296°23,88' | 314°16,63' | 17°52,75' | 17°50,53' |
| „ 29 19,0 | 282 40,50 | 300 29,00 | 17 48,50 | 282 35,03 | 300 29,65 | 17 54,62 | 17 51,56 |
| Dec. 21 19,0 | 291 28,59 | 309 18,28 | 17 49,69 | 291 30,56 | 309 19,40 | 17 48,84 | 17 49,26 |
| „ 22 19,5 | 80 5,98 | 97 55,83 | 17 49,85 | 80 4,32 | 97 56,08 | 17 51,76 | 17 50,80 |
| 1875 Jan. 20 20,7 | 171 4,23 | 188 49,58 | 17 45,35 | 171 7,64 | 188 51,70 | 17 44,06 | 17 44,70 |
| Feb. 20 22,5 | 200 40,07 | 218 25,63 | 17 45,56 | 200 41,56 | 218 25,90 | 17 44,34 | 17 44,95 |
| „ 21 2,8 | 296 47,50 | 314 33,80 | 17 46,30 | 296 49,26 | 314 33,68 | 17 44,42 | 17 45,36 |
| „ 22 21,2 | 99 32,73 | 117 17,94 | 17 45,21 | 99 33,82 | 117 17,94 | 17 44,12 | 17 44,66 |
| März 20 22,7 | 266 13,09 | 283 50,35 | 17 37,26 | 266 10,64 | 283 50,20 | 17 39,56 | 17 38,41 |
| „ 24 22,3 | 350 30,33 | 368 17,29 | 17 46,96 | 350 33,01 | 368 18,02 | 17 45,01 | 17 45,98 |
| 1875 Jan. 23d 12,0h | | | | | | Mittel: | 17°46,62' |

## III. Inclination.

| | | | Nadel I. | Nadel II. | |
|---|---|---|---|---|---|
| 1874 | December | 1d 4,5h | 26,62° | 25,77° | |
| | „ | 1 5,5 | 26,89 | 25,30 | (äquidistante Azimuthe). |
| | „ | 23 4,5 | 26,72 | 25,20 | |
| 1875 | Januar | 21 4,3 | 27,14 | 27,40 | |
| | Februar | 22 4,5 | 26,78 | 27,26 | |
| | „ | 29 22,5 | 27,18 | 26,37 | |
| | März | 21 21,5 | 26,56 | 26,99 | |
| | | Mittel | 26,84° | | |

### Gesammtresultat gültig für Tschintschotscho,

Horizontal-Intensität 3,0148 für 1874 Juli.
Declination 17° 46,6' West, für 1875 Januar.
Inclination 26° 50,4' Süd, für 1875 Januar.



Reiseroute
von Berlin über Liverpool
nach der Loangoküste.
Nordsee
Irland
Hamburg
Berlin
EUROPA
ASIEN
Lissabon
Madeira
Funchal
C.Blanco
Canarische
Wendekreis d. Krebses
CONGO
PEMBA
Loge
Ambrisette
Ambrizette od. Mbrize
Ambriz
BAMBA
Geograph. Anstalt
Wagner & Debes, Leipzig.



